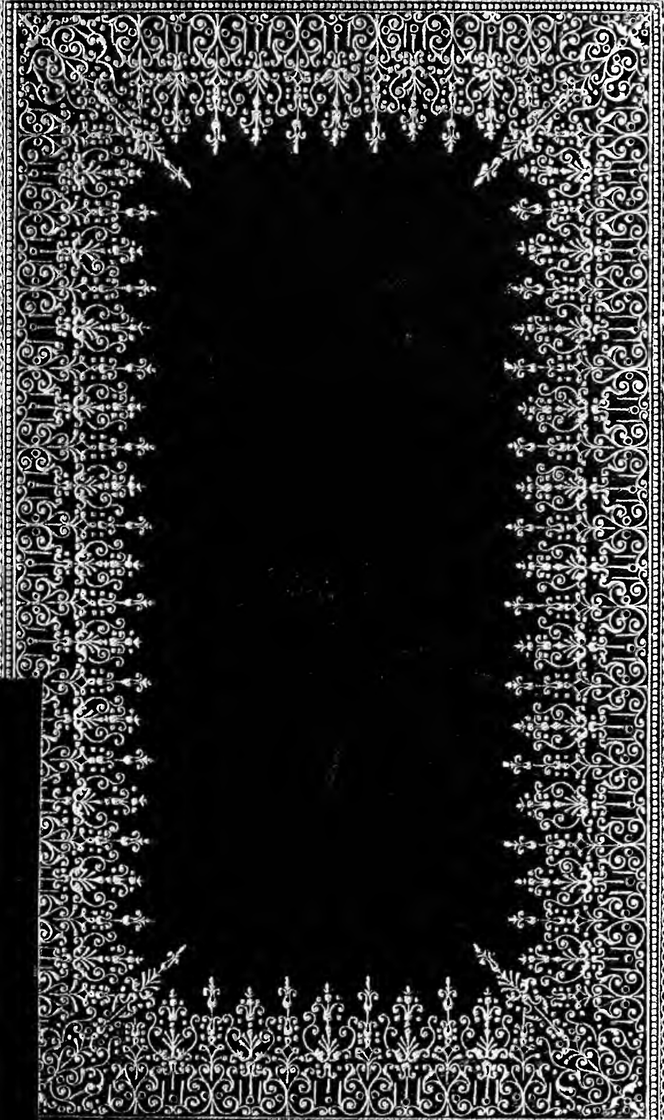
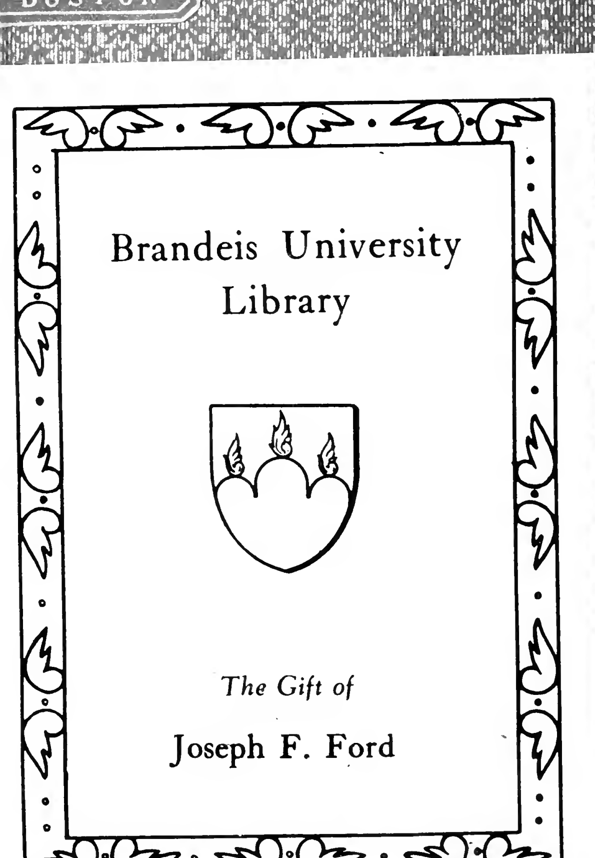
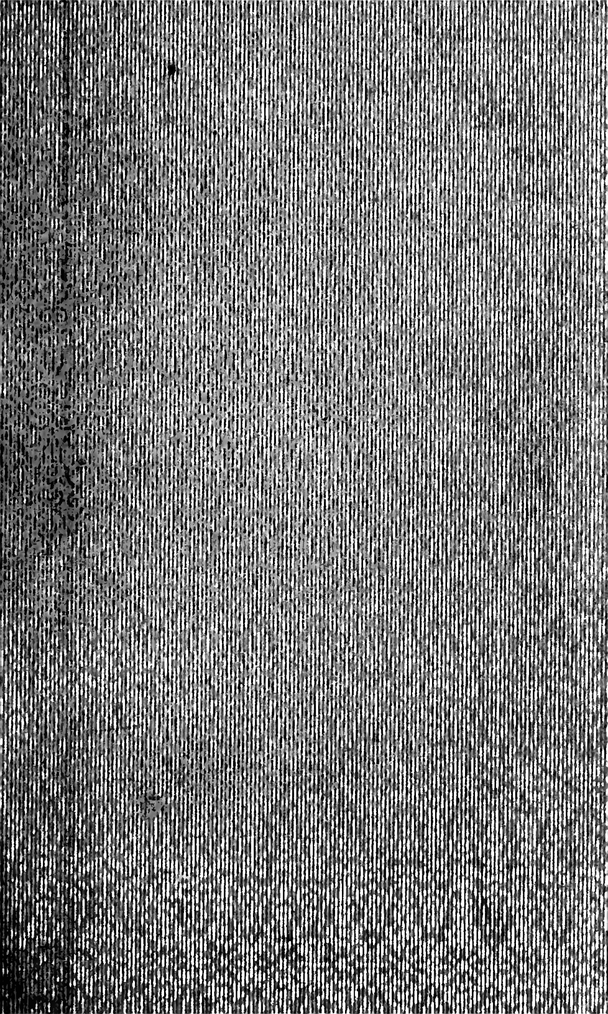
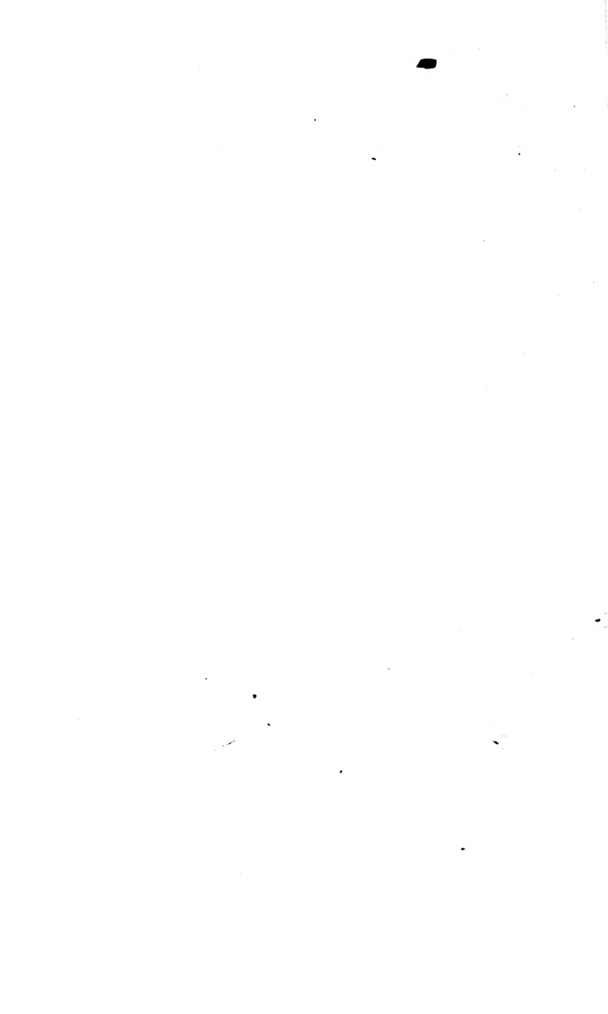








Aus der Jugendzeit

Von

Neuntes Tausend



Stuttgart und Berlin 1907
J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger

Inhalt





Das Habichtsfräulein



Die Einöd ist ein langgestrecktes Dorf, welches in einem grünen Tal am Fuße des Donnersbergs gelegen ist. Letzterem gegenüber erheben sich die Spitzen des Bielsteins und des Drachenbergs, und ihre Vorsprünge, deren einer mit den Trümmern einer Burg gekrönt ist, verengen das Tal stellenweise so sehr, daß der Bach, welcher es durchfließt, sich hin und her winden muß, um aus der Klemme herauszukommen. Es ist ein Winkel, wo sich nach dem landläufigen Ausdruck Fuchs und Hase gute Nacht sagen, und selbst in der nächsten Stadt wußte man von dem Ort lange Zeit nicht viel mehr, als daß er die schmackhaftesten Forellen des Gebirgs liefere.

Erst vor einigen Jahren wurde die Einöd sozusagen entdeckt; es kam nämlich ein gelehrter Mann in das Tal, von dem die Bauern bald heraus hatten, daß er ein Professor sei. Der Herr Professor, Werner war sein Name, kletterte auf allen Bergen herum, kroch in jede Höhle, beguckte

jeden Stein, grub hie und da tiefe Löcher in den Boden und ließ sich Abends Lieder vorsingen und Geschichten erzählen. Dann reiste er nach Hause, und als er im folgenden Jahr wiederkam, brachte er dem Förster Ditmar, bei dem er gewohnt, ein Buch mit, welches er über die Einöd geschrieben hatte.

Kuriose Sachen waren darin zu lesen; da stand zum Beispiel, daß der sogenannte Hexentisch auf dem Donnersberg nichts anderes als ein Altar des Heidengottes Thor gewesen wäre, daß die Bewohner der Einöd ehemals Menschen und Pferde geschlachtet hätten und dergleichen haarsträubende Dinge mehr.

Der Förster hatte seine Freude an dem schnurrigen Zeug, und wenn er auch nicht alles glaubte, was der Verfasser behauptete, so gab er sich doch den Anschein, äußerte ja auch der Herr Professor seinerseits nie den gelindesten Zweifel hinsichtlich der Jagdgeschichten, welche ihm der Förster auftischte. Den Bauern der Einöd fiel das Buch nicht in die Hände, und das war gut, denn wer weiß, wie sie sich für die üble Nachrede bedankt haben würden. Und doch beruhte das, was der Gelehrte über das Tal geschrieben hatte, größten-

teils auf Wahrheit. Wenn die drei Berge, die das Tal einschlossen, nur hätten sprechen wollen, sie würden noch ganz andere Dinge berichtet haben.

Es war einmal eine Zeit — der Drachenberg meint, es sei erst vorige Woche gewesen — da waren die Berge noch gar keine Berge, sondern drei kleine, erbärmliche Inselchen, und ringsherum brauste das Wasser, in welchem dreißig Schuh lange Eidechsen herumplätscherten und sich gegenseitig auffraßen.

Mit den Jahrtausenden wurden die Inselchen höher und höher, und die Eidechsen machten anderen, zierlicheren Geschöpfen Platz, wie Nashörnern und Elefanten, welche die Palmen und Farren des Bielsteins abweideten.

Wieder etwas später, als die Berge schon recht ansehnliche Bursche geworden waren, hausten unten im Tal kleine, dickköpfige Menschenkinder. Sie bauten sich Hütten mitten ins Wasser hinein und eröffneten den Krieg gegen die Torfschweine, Bären und Riesenhirsche. Hei, wie schmetterten die Steinbeile auf die Schädel der Bestien nieder, wie krachten die armsdicken Knochen der Bären zwischen den Kinnladen der Pfahlbauern!

Vorbei, vorbei! — Die plattköpfigen Männer

verschwanden, und ein neues, hochgewachsenes Geschlecht mit hellen Augen tobte durch die Urwälder. Zischend flog der Wurfspieß in die Weichen des grimmen Schelchs und des Wisents, und aus den Hörnern des letzteren tranken die wilden Jäger am Feierabend schlechtes Bier. Damals wurde der Altar auf dem Donnersberg aufgerichtet, und in der Zwergenhöhle am Bielstein wohnte ein gelbhaariges Weib, vor dem die wilden Bewohner des Tales die Kniee beugten. In den heiligen Nächten rauchten die Opferaltäre von Blut, und dann zogen hoch über die Scheitel der Berge auf donnerndem Wagen die Asen, labten sich am aufsteigenden Duft und segneten das nebelige Land.

Das ging so eine Zeitlang fort. Eines Tages erschienen in dem Tal anders redende Männer. Ihr Haupt und ihre Brust waren in Erz gehüllt, und Adler wurden vor ihnen hergetragen, die blinkten im Sonnenlicht. Sie gebärdeten sich wie die Herren des Landes und zwangen die Einwohner zu hartem Dienst. Über den Rücken des Gebirgs hinweg bauten sie eine steinerne Straße und die Flüsse und Bäche überspannten sie mit hochbogigen Brücken. Immer neue Scharen der

Fremdlinge rückten nach, und die starken, blauäugigen Männer mußten den klugen Eindringlingen, die von Mittag gekommen waren, dienen — bis sich eines Tags die Knechte erhoben und ihre Zwingherren bis auf den letzten Mann abschlachteten.

Dann wurde der Spieß umgekehrt; die Bewohner des Tales zogen mit Mann und Maus, Kind und Kegel gen Mittag und suchten ihre ehemaligen Unterdrücker im eigenen Land auf. Sie verheerten ihre Felder, verbrannten ihre Städte und zertrümmerten mit der Streitaxt ihre schönen weißen Götterbilder. Keinen von denen, die ausgezogen waren, sahen die alten Berge wieder, dafür aber rückten andere Männer nach und hausten in den Schluchten und Wäldern wie ihre Vorgänger lange, lange Jahre hindurch.

Wieder kamen Fremdlinge ins Land. Diesmal aber trugen die Ankömmlinge kein Erz auf der Brust, sondern langwallende Gewänder, und statt der Schwerter Kreuze in den Händen. Und die Fremden legten die Axt an die Eiche des Thor und verkündeten einen neuen Gott. Grollend verließen die Asen ihre Heimstatt, und die starken Männer beugten sich in Demut vor dem Kreuz,

welches die Fremden aufrichteten. Andere kamen nach, wiesen ein Pergament vor und bauten am Fuß des Bielsteins ein steinernes Haus mit einem Turm, darinnen hing eine Glocke. Und sie zwangen die Ansässigen, von jedem Wild, das sie erjagten, von jedem Gerstenmaß, das sie ernteten, den zehnten Teil in das steinerne Haus abzuliefern.

Das ertrugen die Leute einige Zeit, dann machten sie sich auf, erschlugen die Mönche, rissen das Steinhaus nieder und richteten die Altäre der alten Götter wieder auf.

Da aber kam es herangezogen wie Ungewitter, eiserne Männer auf gepanzerten Rossen, unzählig wie die Sterne am Himmel. Die drei Berge hallten wider von Kampfruf und Waffengeklirr. Hunderte wurden erschlagen und der Rest in das blutig gefärbte Wasser getrieben. Die wenigen, die heil ans andere Ufer kamen, waren, wie man ihnen sagte, aufs neue Christen geworden und mußten das steinerne Haus wieder aufbauen und sich vor dem Kreuz beugen. Auf dem Bielstein aber erhob sich ein zweites Steinhaus mit dicken Mauern, hohen Türmen und tiefen Kellern. Dort saß der Vogt des Landes mit seinen Knechten;

der teilte den Wald und das Feld ein, zog Marken und Grenzsteine, erhob Zölle und sprach Gericht, und die Leute mußten's zufrieden sein.

Wieder verstrichen Jahrhunderte. Da entstand im Tale eine seltsame Bewegung. Die Tore der Burg öffneten sich und der Graf zog heraus mit seinen Mannen. Hell funkelte das Gewaffen und die Fähnlein flatterten lustig im Wind. Und der Bauer verließ seinen Pflug, der Schmied seinen Amboß, der Fischer sein Netz, um ihrem Herrn zu folgen. Auf dem Gewand trugen sie rote Kreuze, und statt der lustigen Klänge des Hifthorns erschollen Psalmen und Bußgesänge aus der Schar. Sie zogen aus dem Tal hinaus auf die Heerstraße, immer weiter, nach Welschland, über die See ins heiße Morgenland hinein, und die Berge sahen keinen wiederkehren.

Dann kam eine lustige Zeit. Auf der Habichtsburg saß ein ehrenfester Rittersmann, der sich den Teufel um den Landfrieden, um Kaiser und Reich kümmerte. War er nicht anderweitig beschäftigt, so lugte er von seinem Felsennest ins Tal hinab, wo sich eine holperige Straße durch Hohlweg und Geklüft hinzog. Und wenn die Kaufleute des Weges gezogen kamen, um ihre Pfeffersäcke auf

die Messe zu bringen, da erklang ein Hörnlein von der Zinne, der Ritter stieß nieder auf das Krämerpack, wie der Habicht auf das Hühnervolk, und nahm sich, was er für den Hausbedarf brauchte. Er brauchte aber viel.

Wie gesagt, es war eine lustige Zeit, auch für die Bauern in der Einöd, namentlich für ihre Weiber und Töchter. Der Ritter war ein gar spaßhafter Herr und veranstaltete seinen Hörigen allerhand Kurzweil, lustige Jagden, wobei die Hufe der Rosse die Maulwurfshaufen auf den Feldern auseinandertraten, Wettrennen, bei welchen der größern Sicherheit halber der Reiter auf den Hirsch festgeschmiedet wurde und dergleichen mehr.

Undank ist der Welt Lohn. Die Bauern, die nur wenig Verständnis für die väterliche Liebe ihres Herrn hatten, rotteten sich eines Tages zusammen und zogen mit ihren Sensen und Morgensternen vor die Habichtsburg. Der rote Hahn schwang seine Flügel und Ritter und Troßbub fanden ihr Grab unter den Trümmern des Felsennestes.

Dafür wurden später die aufständischen Bauern geköpft, gerädert und gevierteilt. Die alten Berge hatten das kommen sehen und schauten mit Gleichmut zu.

Sie haben noch manches Interessante in der Einöd wahrgenommen bis auf heute, denn viel ist seitdem über das Tal gekommen; ruhige Jahre und Kriegsnot, Mißernte, neue Steuern, Feuersbrünste, Einquartierung, Landesvermessung und eine projektierte Eisenbahn. Die Berge aber sind sich gleichgeblieben, und wenn auch ihre Rinde seit der Zeit, da die Pfahlbauern sich ihre Steinmesser an den Abhängen schlugen, etwas morsch und bröckelig geworden ist — die alten Herren können's schon noch ein paar Jahrtausende mit ansehen, ohne befürchten zu müssen, daß ihnen der Regen durch den Paletot dringt.

Da stehen sie also, Donnersberg, Bielstein und Drachenberg, blicken nieder in das grüne Tal und denken der Vergangenheit. Man sollte fast meinen, daß ihnen die Zeit lang wird. Am Tag vielleicht, aber Nachts sicherlich nicht, denn da beginnt ein sonderbares Regen in den Schluchten und Wäldern.

Die versteinerten Knochen am Drachenberg fügen sich zusammen und die ungefügen Saurier spielen um die Felsen wie vor Jahrtausenden. In der Zwergenhöhle wird's lebendig; die dickköpfigen Männchen kommen an die Luft und breiten ihren

sorgsam gehüteten Hort im Mondschein aus. Droben am Hexentisch sitzen riesige Männer in Tierfelle gekleidet und durch die Luft ziehen brausend und sausend die entthronten Asen. „Das ist die wilde Jagd,“ sagen die einfältigen Bauern. — Und wenn im fernen Norden der Götterzug verschwunden ist, dann gleitet es schattenhaft auf der Römerstraße einher; die Adler und die Panzer blinken im Mondlicht, aber die Waffen klirren nicht, der Huf der Rosse schallt nicht auf dem Steine. Unabsehbar ist der Zug, der endlich in Nebel zerfließt. Unten im Tal, in der Klosterruine, wandelt langsamen Schrittes durch Gebüsch und Farnkraut ein Mönch; er sucht etwas unter den Trümmern und verschwindet gegen Morgen hinter einer verborgenen Türe. Drüben aber auf der Habichtsburg sitzt eine schöne, bleiche Jungfrau auf einem Stein; sie ringt die Hände und harrt dessen, der sie erlösen soll. Am lustigsten geht es auf einem Vorsprung des Donnersbergs zu. Dort, an der Stätte, wo ehemals der Rabenstein gestanden, tanzt eine ausgelassene Bande; das sind die einst gefürchteten Rädelsführer der aufständischen Bauern. Sie tragen teilweise die Köpfe unter dem Arm und ihre zerbrochenen Gebeine klappern den Takt.

So unterhält man sich in der Einöd um Mitternacht, und die alten Berge schauen zu und würden beifällig mit dem Kopf nicken, wenn das ihr steifer Nacken zuließe.

Geehrter Leser! Wenn du bis hierher gekommen bist und aus der Einleitung auf eine Gespenstergeschichte schließend nicht weiter liest, so bringst du dich um einen großen Genuß. Lies also geduldig noch ein paar Zeilen weiter, und du wirst dich sofort überzeugen, daß die Personen, die ich dir vorzuführen gedenke, Fleisch und Bein, Kattunkleider und Tuchröcke, kurz alles besitzen, was ein anständiges Gespenst als weltlichen Tand verschmäht.

Die Häuser der Einöd stehen zerstreut und ziehen sich am Berg hinauf bis dahin, wo der Wald der Wiesenkultur eine Schranke zieht. Dort steht das größte und freundlichste Haus des Dorfes, und das Hirschgeweih am Giebel belehrt uns, daß hier die Försterwohnung ist. Scheune und Schuppen, sowie Stallungen sind auch vorhanden und mit dem Wohnhaus durch einen kleinen Garten verbunden, in welchem Liebstöckel, Fuchsschwanz, Eibisch und Nelken, die gewöhnlichen Zierpflanzen der Bauerngärten, ihre Häupter über das unscheinbare Gemüse emporheben.

Es war ein Junimorgen, und die Sonne, die in diesem Monat viel zu schaffen hat, war bereits seit einigen Stunden auf dem Weg. Im Försterhaus rief der Kuckuck der Schwarzwälderuhr sechsmal. Mit dem letzten Ruf öffnete sich die Tür und heraus sprangen eins, zwei, drei, vier Kinder, zwei Jungen und zwei Mädchen, welche sämtlich Bücher und Schiefertafeln unter dem Arm trugen. Zuletzt kam noch ein Mädchen, das war offenbar nicht mehr im schulpflichtigen Alter. Dafür sprachen die jungfräulichen Formen, welche die eckigen Linien der Backfischperiode bereits überall siegreich zurückgedrängt hatten, und überdies das lange Kattunkleid, welches bis auf die Füße herabreichte. Ob die Füße Füßchen, das heißt klein und zierlich waren, ließen die derben Lederschuhe, offenbar aus der Hand des Dorfkünstlers hervorgegangen, nicht erkennen.

„Gebt in der Schule hübsch acht!" sagte das Mädchen, „und ihr, Jungen, rauft euch nicht auf dem Heimweg! Wenn wieder einer seine Schiefertafel zerbricht, so kaufe ich ihm keine neue, sondern sag's dem Vater, und dann setzt's einen Katzenkopf!"

„Adjes, Ev'!" riefen die Kinder und sprangen

den Abhang hinunter, daß die Schwämmchen, welche an ihren Tafeln mit langen Bindfäden befestigt waren, lustig hin und her flogen. Eva, die ältere Schwester des kleinen Volkes, rief ihnen zwar nach: „Langsam, langsam!", aber ihre Stimme verhallte ungehört.

Sie ging in das Haus und kam zurück mit einem Leintuch über dem Kopf und einem verdeckten Speisekorb am Arm. Hinter ihr in der Tür wurde ein Mann sichtbar, das war der Förster Ditmar, der Vater der Kinder. Er war groß und breitschultrig, sein rötlicher Bart reichte in zwei Spitzen bis auf die Brust herab, und hätte er statt der grauen Joppe ein Bärenfell getragen, der Donnersberg würde bei seinem Anblick geglaubt haben, die guten alten Zeiten, da noch der Altar des Thor von Opferblut rauchte, seien zurückgekehrt.

Der Förster hielt eine Feder in der Hand, denn er mußte einen Brief an seine Behörde aufsetzen, was, beiläufig gesagt, nicht zu seinen Lieblingsbeschäftigungen gehörte. Jetzt nahm er die Feder zwischen die bärtigen Lippen, legte beide Hände auf die Schultern seines Kindes und sah ihr in die blauen Augen, dann strich er ihr behutsam,

als fürchte er, dem lieben Geschöpf weh zu tun, mit der Rechten über den Kopf und sagte mit tiefer Stimme: „Mach's gut, Eva!“

Eva stellte sich auf die Zehen, der Förster ließ die Feder los und küßte seine Tochter auf den Mund. Dann zog sie die Schleife ihres Kopftuches fester und schritt den Berg hinan.

Dort besaß der Förster eine Waldwiese, welche heute gemäht wurde, und die Wiese war Evas Ziel. Der Vater schaute ihr nach, bis ihr lichtes Kleid hinter den Baumstämmen verschwunden war, hob dann die Feder auf und ging zu seiner Schreiberei zurück.

Eva war der Liebling ihres Vaters. Er hatte das Opfer gebracht, ihr eine bessere Erziehung geben zu lassen, als dies in der Einöd möglich war. Seit Weihnachten war sie aus dem nächsten Städtchen, wo sie drei Jahre lang mit einer Büchertasche alle Morgen in das Institut der Mamsell Winter gegangen war, zurückgekehrt und besorgte nun im Verein mit einer ältern Verwandten dem Vater die Wirtschaft. Die Mutter ruhte schon seit Jahren auf dem Donnersberg.

* * *

Wenn einer, sei es durch Abstammung, sei es durch Entschließung der Gemeinde, Bürger oder vielmehr Nachbar in der Einöd wird, so erhält er neben vielen anderen schätzenswerten Rechten auch die Erlaubnis, an drei Wochentagen, Dienstag, Donnerstag und Sonnabend, dürres Holz in den Gemeindewaldungen zu sammeln, eine Einrichtung, die nicht nur in der Einöd, sondern im ganzen Land besteht.

In Frankreich, wo sich die Armen einer gleichen Vergünstigung erfreuen, verehrt man als Urheberin derselben die gute Königin Blanche. In Deutschland kennt das Volk den, der die wohltätige Einrichtung getroffen hat, nicht, und wenn es seinen Namen wüßte, so würde es kaum in Liebe seiner gedenken, denn es glaubt nicht nur auf das dürre Holz, sondern auf den ganzen Wald Anspruch zu haben. Wald und Wild ist frei — diese Ansicht wurzelt fest und wird von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt. Der Waldfrevler, der sich schämen würde, einen Pfennig zu stehlen, macht sich kein Gewissen daraus, mit der Holzaxt in den Wald zu schleichen und sich zu holen, was ihm beliebt; und wenn er von seinem Feind, dem Förster, ertappt und vom Gericht ins Loch gesteckt wird, so

schadet die Strafe seinem guten Ruf ebensowenig, wie der Karzer dem des Studenten.

Die Bewohner der Einöd' standen hinsichtlich des Waldfrevels in keinem besonders guten Ruf und die Forstbeamten hatten mit den Holzdieben ihre liebe Not.

Auch heute war dafür gesorgt, daß jemand den Holzsuchern auf die Finger sehe, damit sie nicht Klafterscheite für dürre Äste nahmen und dieselben künstlich unter Reisig versteckt auf ihren Schubkarren entführten.

Auf einem der vielen Pfade, die den Tannenwald des Bielsteins durchkreuzen, schritt ein junger Jäger bergan. Er war hochgewachsen, und die ausgebildete Muskulatur seines Körpers, die einen Bildhauer in Ekstase versetzt haben würde, ließ auf eine ungewöhnliche Kraft schließen. Sein regelmäßiges Gesicht trug den Ausdruck der Offenheit und der Gutmütigkeit, und dies im Verein mit seinem elastischen Gang verliehen ihm trotz seiner Stämmigkeit etwas Knabenhaftes. Er war mit einem Wort ein prächtiger Bursche, und das schien er auch zu wissen, denn er hatte auf sein Äußeres offenbar viel Sorgfalt verwendet. Seine graue Joppe mit dem grünen Kragen und seine mit einer

Spielhahnfeder geschmückte Mütze waren von feinem Tuch, seine Büchsflinte, sein Weidmesser und die kleine Holzpfeife zeigten eine Eleganz, die man sonst nur bei Sonntagsjägern antrifft. Wer aber nach dem ersten Eindruck auf einen solchen hätte schließen wollen, den mußte ein Blick auf die rote Saffianbrieftasche, die drohend aus der Joppe hervorschaute, bald eines Bessern belehren, und wir können, so leid es uns tut, dem Leser nicht verhehlen, daß der junge Jägersmann in diesem Augenblick ein Stück Waldpolizei repräsentiert.

Die Waldpolizei machte ein sehr wichtiges Gesicht, zuweilen blieb der Jäger stehen und lauschte in den Wald hinein, ob sich nicht irgend ein verdächtiges Geräusch vernehmen lasse, und in der Tat ließ ein solches auch nicht lange auf sich warten. Aus dem Dickicht drang ein Ton, wie ihn ein brechender Ast von sich gibt, und der wilde Jäger schlug alsbald die angezeigte Richtung ein.

Er war noch nicht weit gegangen, als er eine Gestalt entdeckte, die mit einem langen Haken einen dürren Ast von einer Tanne herunter zu reißen bemüht war. Das war erlaubt, aber der Jäger schritt nichtsdestoweniger näher.

Die Gestalt erwies sich als ein kleiner, alter

Mann. Er zog die abgegriffene Mütze vom Kopf und sagte mit demütigem Ton: „Weidmannsheil, Herr Förster!"

Der wilde Jäger, dem diese Anrede nicht übel gefiel, griff gleichfalls an seine Mütze und erwiderte herablassend: „Guten Morgen, Friederle," und mit einer gnädigen Handbewegung fügte er hinzu: „Setzt nur auf," worauf der Alte sein Haupt wieder bedeckte.

Der Weidmann ging prüfend um den Schubkarren herum, auf welchen der Alte das gesammelte Holz gepackt hatte, fand aber nichts Verdächtiges.

„Ihr habt doch keine Axt bei Euch?" fragte er.

„Gott soll mich bewahren!" versetzte der Friederle; „ich eine Axt! Ein alter Soldat tut nichts Ungesetzliches, denn es steht geschrieben: Seid untertan eurer Obrigkeit, die Gewalt über euch hat, wo aber Obrigkeit ist, die ist von Gott verordnet und hätte sie Flügel der Morgenröte."

„Ihr seid ja erstaunlich bibelfest," bemerkte der junge Mann.

„Das kommt davon, Herr Förster, weil ich früher Totengräber gewesen bin; da hört man, was der Herr Pfarrer an den Gräbern spricht,

und da bleibt einem manches im Kopf hängen. Aber, Herr Förster, Sie rauchen einen verflucht feinen Tabak; das ist kein schwarzer Reuter, gelt? Leichter Portoriko, he? Ja, so was kommt freilich nicht an unsereinen. Na, wenn's Ihnen nur schmeckt, Herr Förster!"

Der wilde Jäger lächelte, dann zog er einen mit Eichenlaub gestickten Tabaksbeutel aus der Tasche und reichte ihn dem Alten. „Da stopft Euch eine," sagte er in huldvollem Ton, und der Friederle tat, wie ihm geheißen.

„Ja, das ist ein Kraut," schmunzelte er, nachdem er seinen mächtigen Maserkopf in Brand gesteckt hatte. „Jetzt noch ein Glas Schnaps und ein Stück Brot und dann einen, der mir meinen Schubkarren nach Hause fährt, und zu Hause eine ordentliche Mahlzeit auf dem Tisch und ein Federbett und eine Räubergeschichte zum Lesen, weiter hätte ich keinen Wunsch auf Erden, denn so ihr Nahrung und Kleidung habet, so lasset euch genügen, denn die da reich werden wollen, die fallen in Versuchung und Stricke und lauter törichte und schädliche Lüste, wie geschrieben steht Matthäi am letzten, der da hütete die Schafe seines Vaters und konnte doch seiner Länge keine Elle zusetzen —"

„Hört auf, hört auf!“ rief der Jäger lachend. „Übrigens kann ich Euch einen Eurer Wünsche erfüllen.“ Er schnallte seine Jagdtasche auf und entnahm derselben Brot und Wurst, sowie eine kleine Flasche. „Jetzt setzt Euch, Friederle,“ fuhr er fort, „Ihr seid von mir zum Frühstück eingeladen.“

„O, der junge Herr Förster ist außerordentlich gnädig; ich habe zwar erst gestern gegessen, aber ich will keine Umstände machen; eure Rede sei ja ja, nein nein, was darüber ist, ist vom Übel! Also ich sage ja, Herr Förster.“

So sprach der Alte und setzte sich aufs Moos nieder. Der Jäger tat's ihm nach und teilte das Essen in zwei gleiche Teile.

„Was habt Ihr denn da in dem Tuch?“ fragte er sein Gegenüber, während dieses beschäftigt war, mit den Resten seines Gebisses das etwas harte Brot zu zermalmen.

„Das sind Johannishände.“

„Johannishände? Was ist das?“

Als Antwort löste der Friederle den Knoten des Tuches und zeigte dem neugierigen Jäger eine Anzahl handförmiger Wurzelknollen.

„Das sind Johannishände?“

Der Friederle nickte.

„Warum haben sie diesen Namen?"

„Weil man sie in der Johannisnacht graben muß, wenn sie wirksam sein sollen. So eine Johannishand bringt Glück ins Haus und Geld in die Tasche, darum trage ich seit zwanzig Jahren eine bei mir und —"

„Und ist das Glück noch nicht bei Euch eingekehrt?"

„Bis jetzt noch nicht, aber es kommt schon, vielleicht wenn ich einmal alt bin."

Der junge Weidmann verbiß das Lachen, als er das gebrechliche Männchen so sprechen hörte, und sagte mit strafendem Ton: „Ei, ei, Friederle, wer wird so abergläubisch sein!"

„Abergläubisch?" erwiderte der Alte, „ja, so heißen sie's. Wer aber, wie ich, Totengräber gewesen ist, der spricht anders. Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten, denn ein Kamel geht leichter durch ein Nadelöhr, als zwei Rehzwillinge, die unter Rosen weiden —"

Der Jäger unterbrach ungeduldig den Sermon. „Bleibt bei der Sache, Friederle! Was für Erfahrungen habt Ihr als Totengräber gemacht?"

„Das sag' ich nicht," versetzte der Alte wichtig

und schälte seinen Wurstanteil, „übrigens braucht man nicht Totengräber zu sein, um merkwürdige Dinge sehen zu können. Sind Sie schon einmal Nachts im Wald gewesen?"

„Das will ich meinen," antwortete der Jäger mit einem verächtlichen Lächeln, „aber außer Eulen, Spitzbuben und hin und wieder einem Fuchs ist da nichts zu spüren."

„Na, na," schüttelte der Friederle. „Man erzählt sich so allerlei, und wenn ich's auch nicht vor Gericht beschwören kann, so weiß ich doch, was ich weiß. Da ist zum Exempel dort oben die Habichtsburg. Ich bin heute nacht in der Nähe gewesen, hab' mich aber wohl gehütet, meine Nase in Dinge zu stecken, die mich nichts angehen. Denn gerade jetzt in der Sonnwendzeit ist alles los und ledig, und das Habichtsfräulein geht ungeniert im Wald um, wie ein Stadtfräulein, das eine Landpartie macht, wie sie's heißen."

„Was ist das für eine Geschichte von dem Habichtsfräulein?" fragte der Jäger gespannt.

„Ach, du lieber Himmel, kennt der Herr Förster das Habichtsfräulein nicht? Ja, Sie sind freilich noch nicht lange in der hiesigen Gegend. Das Habichtsfräulein also — ist noch ein Tropfen in

der Flasche? Danke gehorsamst, Herr Förster — das Habichtsfräulein ist ein Gespenst, von denen geschrieben steht: Sie säen nicht, sie spinnen nicht und sammeln nicht in die Scheunen, sie gehen herum wie die brüllenden Löwen und suchen —"

„Laßt Euer Gefasel!" sprach ärgerlich der Jäger, „und sagt, was Ihr wißt."

„Das Habichtsfräulein also," hub der Alte wieder an, „ist ein Gespenst mit einem Gesicht wie Spinnenweben und einem weißen Kleid mit Kartäusernelken verposamentiert, was aber eigentlich Blutflecken sind, und es kann keine Ruhe im Grab finden, bis es einer erlöst. Es niest nämlich hundertmal, und wenn dann jemand hundertmal Gott helf' sagt, dann tut's einen gewaltigen Kracher und die Geschichte ist aus."

„Das Erlösungswerk ist gerade nicht schwierig," meinte der Jäger, „und es wundert mich, daß es bis jetzt noch keiner vollbracht hat."

„Einer, ein Holzhauer," fuhr der Friederle fort, „war einmal nahe dran. Er hatte bereits neunundneunzigmal Gott helf' gesagt, wie sie aber zum hundertstenmal geniest hat, da ist der Mann ungeduldig geworden und hat geschrien: ‚Ei, so nies' du und der Teufel!' Und da war das arme

Habichtsfräulein wieder verschwunden. Ein andermal hat auch einer das Niesen gehört und mit Gott helf' geantwortet, weil ihm aber das ewige Gotthelfsagen langweilig geworden ist, so hat er eine Abwechslung hineinbringen wollen und hat beim nächsten Nieser Prosit gerufen. Und da war's wieder nichts mit der Erlösung, denn die Gespenster können das Französische nicht leiden."

Der Jäger lachte, fuhr aber im nächsten Augenblick zusammen, denn dicht neben ihm nieste jemand laut und vernehmlich.

„Gott helf'!" brüllte der Friederle und zitterte dabei am ganzen Leib.

„Hazi!" erklang es wieder aus den Wacholderbüschen, und der Alte antwortete, wie es sein mußte. Der junge Weidmann aber war aufgesprungen und blickte spähend nach der Stelle, von wo der Laut kam.

„Hazi!" erscholl es zum drittenmal, doch folgte diesmal dem Niesen ein schadenfrohes Kichern und aus den Büschen tauchte das Mädchen auf, dessen Bekanntschaft wir vorhin gemacht haben.

„Eva!" rief der Jäger halb ärgerlich, halb erfreut.

„Ach, das ist köstlich!" lachte Eva und schlug

die Hände zusammen. „Das gibt eine Geschichte für den Vater und die Muhme. Nein, wie der Herr Forstgehilfe dasteht! O, Hans, wenn du dich nur sehen könntest!“

„Unband!“ drohte der Jäger. „Wart nur, die Strafe bleibt nicht aus — aber du denkst doch nicht, daß ich im Ernst geglaubt habe —“

„Wer weiß!“ sagte Eva neckend. „Hast du nicht Gott helf' gerufen?“

„Der Friederle war's,“ entgegnete der Jäger in entrüstetem Ton. „Friederle, bezeugt mir das!“

„Ja, Jungfer Evchen, es ist so,“ gab der Alte zur Antwort. „Aber nehmen Sie mir's nicht übel, es ist nicht wohlgetan, mit solchen Dingen Spaß zu machen, das hat schon mancher bereut. Es steht geschrieben: Sitzet nicht, da die Spötter sitzen, denn ihnen wäre besser, man hinge ihnen einen Mühlstein an den Hals und versenkte sie ins Meer, allwo ist Heulen und Zähneklappern.“

Der alte Friederle brummte noch viel vor sich hin. Er war offenbar verstimmt darüber, daß sich das vermeintliche Habichtsfräulein als des Försters Tochter entpuppt hatte. Er hätte recht gern hundertmal Gott helf' gesagt, denn die Gespenster

pflegen das Erlösungswerk nicht schlecht zu honorieren, und wenn das Honorar aus einer Handvoll Steine oder ein paar Tannenzapfen besteht, man fährt darum doch nicht schlecht, denn wenn man in seiner Behausung angekommen ist, haben sich Tannenzapfen und Steine in Gold verwandelt oder in Diamanten, groß wie die Hühnereier.

Da sich die beiden jungen Leute nicht weiter um den Friederle kümmerten, so wandte sich dieser, zumal da auch das Frühstück bis auf die Wurstschalen verzehrt war, wieder zu seiner Arbeit. Da aber ereignete sich etwas, was ein nicht eben günstiges Licht auf den Charakter des alten Friederle warf. Als er sich nämlich bückte, um das Holz auf dem Schubkarren mit einem Strick zu befestigen, fiel ihm ein kleines Beil aus der Jacke, wo er es beim Nahen des Jägers verborgen hatte. Er beeilte sich zwar, das verpönte Werkzeug wieder zu verstecken, aber es war zu spät. Die Forstpolizei sprang hinzu, ergriff es und rief: „Hab' ich dich, alter Spitzbube! Na warte, das soll dir angestrichen werden."

„Herr, gehe nicht ins Gericht mit deinem Knecht!" rief der Friederle und hob flehend seine Hände empor. „Der Gerechte sündigt des Tages

siebenmal — zeigen Sie mich nicht an, Herr Förster, ich will's gewiß nicht wieder tun."

„Geh, Hans," bat Eva, „gib dem Friederle sein Beil wieder und zeig ihn nicht an."

„Geht nicht," versetzte der wilde Jäger mit gerunzelter Stirn, während er den Namen des Straffälligen in seine blutrote Schreibtafel eintrug; „geht nicht, Strafe muß sein. Komm, Eva!" Damit schritt er voran.

Eva machte dem Alten ein beruhigendes Zeichen und folgte dem Jäger nach. Dieser hatte einen Augenblick daran gedacht, seiner Begleiterin den Korb abzunehmen, hatte sich aber noch zu rechter Zeit besonnen, daß dies für einen mit der blanken Wehr angetanen Forstmann nicht schicklich sei. Er erwies sich aber dadurch aufmerksam, daß er die über den Pfad hängenden Zweige zurückbog und auf diese Weise dem Mädchen den Weg bahnte.

„Du bist im ganzen genommen doch ein guter Kerl, Onkel Hans," sagte Eva, seine Dienstfertigkeit anerkennend.

Über das Gesicht des Burschen flog ein Schatten. „Nenne mich nicht Onkel, Evchen, du weißt, daß ich das von dir nicht leiden kann."

Eva lachte. „Das kann ich dir nicht erlassen," sagte sie. „Du hast ja alles, was zu einem Onkel gehört, daß ich dich so nennen würde, auch wenn du nicht der Vetter meiner seligen Mutter wärest. Verschwendest du nicht dein halbes Einkommen in Lebzelten und Hampelmännern für die Kinder? Und wenn du den Karl auf dem Knie reiten läßt und dazu mit deiner greulichen Stimme krähst:

‚Troß, troß, trill,
Der Bauer hat ein Füll' —'

so muß man unwillkürlich denken, dem lieben Gott habe bei deiner Erschaffung das Urbild eines guten Onkels vorgeschwebt."

Hans brummte etwas Unverständliches vor sich hin.

„Weißt du, Hans, worauf ich mich freue?" fuhr Eva fort.

„Auf eine neue Puppe vielleicht, du Kindskopf."

„Geh! Nein, ich freue mich darauf, wenn ich einmal Großmutter bin. Denk dir, dann sitz' ich in einem großen Lehnstuhl und habe ein Kleid von großgeblümtem Kattun an und eine Haube mit einer mächtigen weißen Krause und vielleicht auch eine Schnupftabaksdose. Und meine Enkel

spielen und lärmen um mich herum und ziehen mir die Nadeln aus dem Strickzeug und verschleppen meine Brille. Da geht die Tür auf und die Kinder schreien: ‚Onkel Hans, Onkel Hans!‘ und hängen sich dir an die Rockschöße. Du bist natürlich, während ich Großmutter geworden bin, Urgroßonkel geworden, hast schneeweiße Haare und ein Doppelkinn und eine ellenhohe Halsbinde. Da greifst du in die Tasche und ziehst Hampelmänner hervor und Bleisoldaten und Puppen, für mich aber hast du ein Glas mit eingemachten Früchten oder sonst etwas mitgebracht. Und dann sitzen wir uns gegenüber, du hältst mir das Garn und ich erlaube dir, eine Pfeife anzuzünden, denn bis dahin hast du das Rauchen doch wohl ordentlich gelernt und es wird dir nicht mehr übel wie neulich. Dann unterhalten wir uns von der guten alten Zeit, und den Kindern erzählst du Jagdgeschichten aus dem Bielsteinwald und vom Habichtsfräulein und — was weiß ich —“

Der Jäger lachte und sein Gesicht hatte in diesem Augenblick in der Tat etwas onkelhaft Gutmütiges.

Der Pfad wurde jetzt steil und die Unterhaltung stockte. Bald drang das Rauschen eines Wassers

an das Ohr der beiden jungen Leute und wenige Minuten später standen sie an einer Schlucht, in welcher der Bach, der die Einöd durchfließt, schäumend über die dunkelfarbigen Felsen hinweg sprang. Über den Bach führte ein Jägersteg, der nur aus einem roh behauenen Baumstamm bestand. Hier hielten die beiden an.

„Du gehst jetzt auf die Wiese," sagte Hans, „und ich muß hinüber in den Schlag. Wenn du eher nach Hause kommst als ich, so sag dem Vater, wo du mich getroffen hast."

„Das soll geschehen. Aber, Hans, wie unordentlich du wieder einmal aussiehst. Komm her, ich will dir dein Halstuch ordentlich binden. Bück dich gefälligst, du Goliath!"

Hans schmunzelte und ließ sich das Halstuch in Ordnung bringen.

„Du bist ein liebes Ding, Eva," sagte er herzlich.

„Und du bist mein guter Hans — aber eh' ich's vergesse, du mußt mir einen Gefallen tun."

„Tausend für einen."

„Gelt, Hans, du zeigst den armen Friederle nicht an? Du streichst seinen Namen wieder aus?"

„Geht nicht, geht nicht," versetzte der Jäger und zog die Augenbrauen in die Höhe; „die Pflicht,

das Gewissen! — Tut mir leid, aber es geht wahrhaftig nicht."

„Tu's, Hans, ich will dich auch nicht mehr Onkel nennen."

„Aber, Eva, du, die Tochter eines Försters, willst mich verleiten, meine Pflicht zu verletzen? Nein, Eva, daraus wird nichts."

Das Mädchen warf trotzig die Lippen auf: „Onkel Hans, du mußt, ich zwinge dich."

„Hoho!" lachte der wilde Jäger, „das wollen wir sehen."

Ein Griff, ein Sprung und Eva stand auf dem Steg, der über den Bach führte, und hielt triumphierend die rote Brieftasche in die Höhe. Die Brücke ächzte und schwankte, aber das Försterkind stand fest und schwindelfrei und lachte, daß es laut durch den Wald hallte.

Es war ein herrlicher Anblick, die jungfräuliche Gestalt im hellen, flatternden Gewand hoch über dem finstern Abgrund, und Hans schaute bewundernd und schaudernd zugleich auf das furchtlose Mädchen.

„Komm," bat er, „laß es gut sein, komm zurück, du bist in Gefahr."

„Versprich mir, Hans, daß du den Friederle

nicht anzeigen willst, oder ich werfe die Brieftasche in den Bach."

In dem wilden Jäger regte sich der Trotz. „Tu's, Eva," sprach er, „die Brieftasche wird wieder zu holen sein, ehe sie in das Meer schwimmt, und wenn nicht, so schadet es auch nichts, ich weiß den Namen des Spitzbuben auswendig."

Eva ließ die Hand, welche die Brieftasche hielt, sinken. „Du bist unausstehlich, Onkel Hans," sagte sie ärgerlich.

„Komm nur herüber," mahnte der Jäger, „abtrotzen lasse ich mir nichts, aber vielleicht können wir uns vergleichen. So, da bist du. Zuerst — das ist die Vorbedingung — gibst du mir meine Brieftasche zurück."

Die Bedingung wurde mit einem Seufzer erfüllt.

„Und nun gib acht!" fuhr Hans fort. „Ich verpflichte mich diesmal, aber nur diesmal, ein Auge zuzudrücken und Gnade für Recht ergehen zu lassen. Dafür versprichst du, Eva Ditmar, erstens unverbrüchliches Schweigen."

„Zugestanden," sagte Eva.

„Zweitens schwörst du, keiner Seele die heutige Habichtsfräuleingeschichte mitzuteilen."

„Das ist hart," seufzte Eva, „aber es sei."

„Und drittens," schloß der Jäger und seine Stimme wurde unsicher — „drittens gibst du mir einen Kuß."

„Oho, mein Hänschen!" rief Eva entrüstet. „So einer bist du? Geh, schäm dich!"

„Warum soll ich mich schämen?" versetzte Hans mit gut angenommenem Biederton. „Was ist dabei Schlimmes, wenn ein Kind seinem Onkel einen Kuß gibt?"

„So," erwiderte Eva, „muß jetzt auf einmal der Onkel herhalten? Nein, daraus wird nichts."

„Eva," sagte Hans, „du willst das kleine Opfer nicht bringen und verlangst von mir, daß ich mein Gewissen belaste! Gut — wie du willst. Der alte Friederle wird angezeigt und kommt drei Tage ins Loch, bei Wasser und Brot vermutlich, oder gar in Dunkelarrest mit Entziehung des weichen Lagers und einem Fasttag — was weiß ich. Dafür behältst du deinen Kuß und ich mein reines Gewissen. Unschuld und ein gut Gewissen sind ein sanftes Ruhekissen. Es ist besser so."

Er steckte die Brieftasche ein und nickte zufrieden mit dem Kopf.

War es nun die Gefängnisschilderung des wil-

den Jägers oder etwas anderes, was Eva in ihrem Entschluß wanken machte, kurz, sie sagte mit einem Seufzer: „Hans, du bist fürchterlich — da — nun aber lösche den Namen aus und mache, daß du weiter kommst."

Sie waren beide rot geworden, als die letzte Bedingung erfüllt wurde, und blickten sich scheu um; aber da war niemand, der hätte plaudern können.

Hans zog die verhängnisvolle Brieftasche noch einmal aus der Joppe und während er einen dicken Bleistiftstrich durch den Namen des Friederle machte, flog ein tyrannenhaftes Lächeln über sein gutmütiges Gesicht. So lächelt der asiatische Despot, wenn er seiner Fatme oder Suleika zuliebe ein paar Christenhunde begnadigt hat.

Eva nahm ihren Korb auf, um nun endlich die Wiese zu erreichen; Hans wandte sich, um dem Friederle mitzuteilen, daß er für diesmal Gnade walten lassen wolle.

* * *

Der Bielstein trennt die Einöd von einem breiten Paralleltal, in welchem der durch seine Industrie weit und breit bekannte Ort Kaltenbrunn liegt. Ehedem beschränkte sich die dortige Industrie auf

die Verfertigung kunstloser Holzschnitzereien, seit einem Jahrzehnt aber, seitdem in dem Flecken eine Zeichenschule besteht, gehen aus den Händen der fleißigen Arbeiter wahre Kunstwerke hervor, und die ehemaligen Werkstätten führen jetzt den stolzen Namen Ateliers.

Wegen seiner freundlichen, gesunden Lage war Kaltenbrunn schon seit geraumer Zeit eine beliebte Sommerfrische und wurde namentlich von solchen Personen heimgesucht, deren bescheidene Mittel ihnen den kostspieligen Aufenthalt in einem Modebad unmöglich machten. Die Familien der in den benachbarten Städten angestellten Beamten, pensionierte Offiziere, alte, alleinstehende Junggesellen fanden in Kaltenbrunn gegen mäßige Bezahlung bequeme, stille Wohnungen, eine gesunde, reichliche Kost und überdies gratis Sauerstoff, soviel ihre Lungen aufnehmen konnten.

Jetzt ist es freilich anders geworden. Ein spekulativer Kopf kam nämlich auf den Gedanken, in Kaltenbrunn eine Badeanstalt zu gründen, und da trotz aller Bohrversuche keine Mineralquelle zum Vorschein kommen wollte, so mußten die Fichtennadeln, sowie das kalte Gebirgswasser herhalten, und die Kuranstalt war fertig. Das Eta-

blissement war nicht ohne Geschmack angelegt. Es befand sich auf einer Anhöhe mit schönem Rundblick, und die Gartenanlagen, welche die Gebäude umgaben, zogen sich allmählich in den Wald hinein, wo es selbstverständlich an „schönen Aussichten", „Elisen-, Sophien- und Emilienruhen" nicht fehlte. Schaukeln zur Belustigung der Kinder, eine Kegelbahn und ein Schießstand für die Erwachsenen waren gleichfalls vorhanden, und denen, welche größere Ausflüge in die Berge unternehmen wollten, standen ein paar Esel, wahre Hiobe von Geduld, jederzeit zur Verfügung. Erwähnen wir schließlich noch einiger schneeweißer Ziegen, welche angeblich die für die Molkenkur nötige Milch lieferten (sie wurde aber alle Morgen aus dem Flecken herbeigeschafft), so haben wir der Beschreibung der Anstalt nichts weiter hinzuzufügen, als daß sie es, abgesehen von einigen höchst gelungenen Kuren, glücklich so weit gebracht hatte, daß der Aufenthalt in Kaltenbrunn bereits ebenso kostspielig war als in einem Modebad. Kaltenbrunn war eben selbst in die Mode gekommen.

Die Perle des Tales war aber nicht die Badeanstalt, sondern das sogenannte italienische Schloß, wie es in der Gegend genannt wurde.

Vor einer Reihe von Jahren verbrachte der alte General von Helmhoff mit seiner wunderschönen Frau und einer zahlreichen Dienerschaft die Sommermonate in Kaltenbrunn, und kurz nach seiner Abreise ging die Rede, der General werde sich in der Nähe ein Landhaus bauen. Das Gerücht war auch nicht aus der Luft gegriffen. Es erschien bald ein Bevollmächtigter des Generals, der Rentmeister Stark, um ein Grundstück zu erwerben. Dann kamen Baumeister in das Tal und mit überraschender Schnelle erhob sich am Fuße des Bielsteins ein Landhaus in italienischem Stil. Villa Feodora stand in goldenen Buchstaben über der Einfahrt, aber im Mund des Volks hieß das Haus das italienische Schloß, denn wie ein schimmerndes Märchenschloß, nicht wie ein Landhaus kam es den Kaltenbrunnern vor.

Als der Bau vollendet war und die Badesaison begonnen hatte, war man begreiflicherweise auf den Einzug der Herrschaft sehr gespannt, und die Spitzen von Kaltenbrunn hatten bereits viel über den dem General zu bereitenden Empfang debattiert; da erschien der Rentmeister Stark wieder, und von ihm erfuhr man, daß der General schwer leidend in Italien verweile und diesen Sommer

nicht kommen werde. Die Villa blieb verschlossen; für das Instandhalten des Parkes aber wurde ein Gärtner angestellt, welcher mit seiner kleinen Familie das Wirtschaftsgebäude bezog. Da der Gärtner ein Fremder, das heißt nicht aus Kaltenbrunn, sondern aus der nächsten Stadt gebürtig war, so machten die Eingeborenen lange Gesichter, welch letztere jedoch wieder ihre gewöhnliche Rundung annahmen, als Herr Stark den alten Weber, einen einarmigen Invaliden, der der Gemeinde sehr zur Last war, als Parkwächter anstellte. Jetzt wohnte der alte Herr seit einem Jahr in dem italienischen Schloß, und man konnte ihn täglich sehen, wie er in einem langen, mit Medaillen gezierten Rock würdevoll im Garten umherwandelte. Wenn ein Neugieriger ihn nach der Herrschaft fragte, so zuckte er die Achseln und tat sehr wichtig, als ob es irgend ein Geheimnis zu bewahren gebe. Auch aus dem Gärtner war nicht viel über den General herauszubringen. Ob dieser in Italien oder anderswo lebe, wußte er ebensowenig wie der Invalide, war ihm auch dies völlig gleichgültig; er bezog regelmäßig seine Besoldung und so lebte er denn unter seinen Bäumen und Blumen ein behagliches Stilleben.

In diesem Sommer sollte Leben in das italienische Schloß kommen. Der Rentmeister erschien wieder in Kaltenbrunn und ließ die Villa in stand setzen für den Sommeraufenthalt der Generalin Feodore von Helmhoff. Der General war im letzten Winter in Nizza verschieden.

„Keine Empfangsfeierlichkeiten," hatte der Rentmeister gesagt, „die gnädige Frau wünscht ganz zurückgezogen zu leben," und das fanden die Kaltenbrunner in Anbetracht des Trauerfalls ganz begreiflich, wenn sie schon ein recht buntes Treiben im italienischen Schloß lieber gesehen hätten — denn da kommt Geld unter die Leute.

Geld kam aber auch so unter die Kaltenbrunner; Herr Stark händigte nämlich dem Bürgermeister eine namhafte Summe ein, so viel für die Armen, so viel für die Schule und so weiter. Die Kaltenbrunner erhoben die Frau Generalin über die Sterne. — —

Es war am Nachmittag des Tages, in dessen Morgenstunden wir uns in der Einöd ergingen. Vor der Villa Feodora stand der Rentmeister, ein untersetzter Mann mit klugem Gesicht und graugesprenkeltem Haupthaar; er betrachtete die Front des Hauses. Alle Fenster waren geöffnet und hin

und wieder sah man an denselben weibliche Gestalten, die mit Besen und Scheuerlappen herumwirtschafteten. Die Wege des Parkes waren frisch besandet, die Blumenbeete sorgfältig hergerichtet und die Veranda prangte im Schmuck tropischer Topfgewächse. Der Rentmeister nickte zufrieden.

Da kam eine alte, vorsintflutliche Kalesche herangerumpelt und hielt vor dem Tor.

„Was soll denn das bedeuten?“ fragte sich der Rentmeister.

Im nächsten Augenblick aber eilte er raschen Schrittes auf den Wagen zu und half einem Herrn beim Aussteigen.

„Der Herr Professor,“ sagte er wie fragend, aber der Klang seiner Stimme war ein freudiger.

„Ja, ich bin es,“ sagte der Ankömmling. „Ist Feodore schon eingetroffen?“

„Sie kommt frühestens übermorgen.“

„Desto besser, Stark. Ich habe ihr eine Überraschung zugedacht.“ Er zeigte mit der Hand auf eine breite, niedrige Kiste, welche hinten auf dem Wagen befestigt war. „Lassen Sie das gefälligst hinaufschaffen, Sie werden gleich sehen, was es ist.“

Der Rentmeister rief den Gärtner herbei, welcher

mit Hilfe einer Magd die Kiste ins Haus trug. Die Männer wechselten unterdessen die üblichen Begrüßungsworte. „Sie werden im Kurhaus absteigen?" fragte der Rentmeister schließlich.

„Nein, ich werde überhaupt nicht hier in Kaltenbrunn bleiben, sondern gedenke mein altes Standquartier drüben in der Einöd wieder zu beziehen."

„Ah, das ist das merkwürdige Tal, über welches Sie ein Buch geschrieben haben?"

„Allerdings. Sobald also Feodore angelangt ist, teilen Sie ihr mit, wo ich mich aufhalte. Wünscht sie mich dann zu sprechen, so mag sie es mich durch einen Boten wissen lassen. Jetzt wollen wir hinaufgehen und sehen, wo wir den Inhalt der Kiste am besten anbringen."

Die beiden Männer verschwanden im Haus. Nach einiger Zeit hörte man ein Pochen und Hämmern im oberen Stockwerk, dann kamen sie zurück.

„Du fährst die Straße nach der Einöd und hältst vor dem Forsthaus," sagte der Professor zu dem Bauernknecht, der ihn hierher gefahren hatte, „ich werde den Fußweg über den Bielstein nehmen."

„Aber jetzt, beim Anbruch der Dämmerung!" wandte Stark ein.

Der Professor lachte: „Da oben kenne ich jeden Stein und jeden Baum, übrigens ist der Weg so kurz, daß ich gleichzeitig mit diesem Rumpelkasten an Ort und Stelle gelangen werde. Guten Abend, Stark, auf baldiges Wiedersehen."

Die Männer schüttelten sich die Hände und der Professor begann auf einem steilen Pfad bergauf zu steigen. Er war ein großer, etwas hagerer Mann, sein Haar und sein Vollbart, welcher ein edles, scharfgeschnittenes Gesicht umrahmte, waren stark ergraut, aber sein Gang und alle seine Bewegungen hatten etwas jugendlich Rasches. Er trug einen breitrandigen Filzhut, eine bequeme graue Joppe und an den Füßen starke, genagelte Schuhe; so schritt er, gestützt auf einen Schlehdornstock, in den dämmerigen Wald hinein.

Der Rentmeister blickte ihm lange nach, dann nickte er mit dem Kopf wie einer, der seine Befriedigung ausdrücken will, und ging in das Haus.

* * *

Drei Tage später langte die Generalin auf der Villa an. Ihre einzige Begleiterin war eine ältliche Dame, die sie nach dem Tod ihres Gemahls als Gesellschafterin engagiert hatte. Die Dienerschaft, unter welcher der Rentmeister zu

seinem Erstaunen kein bekanntes Gesicht entdeckt hatte, war schon vor Ankunft ihrer Herrin eingetroffen und hatte sich, vervollständigt durch den Gärtner und den alten Invaliden, am Tor aufgestellt, um die Generalin zu begrüßen. Die Empfangsszene war kurz. Feodore reichte dem Rentmeister die Hand und bat ihn in französischer Sprache, er möge den Leuten ihren Dank ausdrücken, sie bedürfe dringend der Ruhe Dann schritt sie grüßend an den Dienstboten vorüber und begab sich in ihre Gemächer, wo sie sich den Händen der Kammerjungfer, einer kleinen, hübschen Person, überließ. Als diese ihr Werk vollendet und sich zurückgezogen hatte, schob Feodore den Riegel vor die Tür und atmete tief auf.

„Frei, frei!" sprach sie mit gedämpfter Stimme. Sie streckte die Arme empor, als ob sie schwerer Fesseln entledigt wären, und ging mit raschen Schritten im Zimmer auf und ab. „Endlich, endlich frei nach jahrelanger Sklaverei! Nun komm, Leben, und zeige mir, was du dem zu bieten hast, der dich genießen will! — will! will!" rief sie laut und ballte die Hände. „Jetzt kommt, ihr Quälgeister, ihr frommen Tanten, ihr blutarmen Cousinen, ihr verlebten Vettern! Jetzt bin ich Ich,

und wer es wagt, mir etwas in den Weg zu legen, der soll erfahren, wie ein Sklave, der seine Ketten gebrochen hat, an seinen Peinigern Vergeltung übt! — Weh mir," stöhnte sie, „wer gibt mir meine verlorenen Jahre zurück? Sieben Jahre, sieben lange Jahre —"

Sie sank in einen Sessel und bedeckte ihr Gesicht mit den Händen. So lag sie lange.

Als sie sich wieder erhob, war sie ruhiger geworden. „Willst du dich um das Verlorene härmen?" murmelte sie. „Der Frühling ist dahin, aber der Sommer ist mein; es soll ein langer Sommer werden."

Sie trat vor den Spiegel und musterte ihre Gestalt.

„Noch bin ich schön. Die Jahre des Grams haben nur am Kern genagt, nicht an der Schale."

Sie löste ihr reiches blondes Haar auf und schüttelte das Haupt, daß die schimmernden Strähnen sich wie Schlangen über Nacken und Busen hinabringelten. Ihr dunkelblaues Auge blitzte und ihre Zähne knirschten aufeinander. Rasch entledigte sie sich ihrer Trauerkleider und entnahm einem der Garderobeschränke ein Kleid von meergrüner Seide. Es war ein phantastisches Gewand und

mochte wohl einmal auf einem Kostümball ge- prangt haben. Sie hüllte ihre schöne Gestalt in dasselbe, und während sie es vor dem Spiegel ordnete, wich der dämonenhafte Ausdruck ihres Gesichts dem der kindlichen Freude, wie sie ein junges Mädchen empfindet, das sich zum ersten Ball schmückt.

Ihr Auge glitt von ihrem Spiegelbild auf ein eingelegtes Kästchen, welches man ihr bei ihrer Ankunft aus dem Wagen nachgetragen hatte. Sie erschloß es und entnahm ihm mehrere Etuis, die sie nacheinander öffnete. Sie enthielten Juwelen auf dunklen Samt gebettet. Unruhig funkelten sie im Kerzenlicht und schienen mit den Augen der schönen Frau wetteifern zu wollen, welcher sie zum Schmuck dienen sollten. Mit geschäftigen Fingern begann Feodore die Kleinodien anzu- legen, und binnen kurzem stand sie da, übersät mit leuchtendem Geschmeide, anzuschauen wie die Königin der Unterirdischen, von der die Sagen der Bergleute melden.

Sie musterte ihre Gestalt und lächelte. Aber um die lichtdurstigen Edelsteine zu befriedigen, ge- nügten die beiden Kerzen nicht, die neben dem Spiegel brannten. Feodore ergriff einen Leuchter

und entzündete wandelnd durch die lange Flucht der Gemächer alle Kerzen, die ihr Arm erreichen konnte. Als sie die Tür des letzten Zimmers öffnete, blieb sie wie gebannt stehen. Das Licht, welches hinter ihr in den dämmerigen Raum einströmte, fiel auf ein Ölgemälde, welches eine schöne, bleiche Frau darstellte, deren Augen mit unbeschreiblicher Milde auf die phantastische Gestalt herabblickten.

„Mutter, meine Mutter!" rief Feodore leidenschaftlich und sank schluchzend vor dem Bild auf die Kniee nieder. „Mutter, meine liebe Mutter!"

Sie barg ihr Gesicht in den Händen und heller als die Demanten, welche den zuckenden Leib der schönen Frau bedeckten, funkelten die Tränen, die zwischen ihren Fingern hervorquollen.

„O Mutter, warum hast du dein Kind verlassen — so früh verlassen! Es wäre vieles anders geworden, wenn du bei mir geblieben wärest. Hast du im Jenseits wohl gewußt um die Leiden deines Kindes? Nein, nein, du hättest kommen müssen und mich trösten. — Ach, Mutter, was haben sie mir angetan!"

Ein Edelstein, der nur lose im Haar gehaftet hatte, rollte auf den Boden, und das Geräusch,

welches sein Fall verursachte, gab den Gedanken der Klagenden eine andere Richtung. Beschämung und Unwillen über ihr törichtes Gebaren überkam sie und sie blickte wie ein Kind, das sich eines Vergehens bewußt ist, zu dem Bild auf.

„Verzeihe mir, liebe Mutter!“ rief sie und hob die Hände flehend empor. „Ich will dein gutes Kind sein“ — und unwillkürlich kam ihr ein altes, halbvergessenes Kindergebet auf die Lippen. — — —

Als die Kammerjungfer nach einiger Zeit, durch die Glocke gerufen, in das Zimmer ihrer Herrin trat, fand sie diese wieder in ihrer einfachen Trauerkleidung.

„Geh und erkundige dich, wer das große Bild, welches in dem Eckzimmer hängt, gebracht hat!“ befahl Feodore.

Die Kammerjungfer entfernte sich und kam bald mit der Meldung zurück, daß ein fremder Herr — Herr Stark habe ihn Professor tituliert — das Bild gebracht habe.

„Werner,“ sagte Feodore leise, „der getreue Eckart. — Es ist gut,“ wandte sie sich dann an die Dienerin. „In einer Stunde will ich den Tee nehmen; ich lasse den Herrn Rentmeister ersuchen, mir Gesellschaft zu leisten.“

Im Försterhaus in der Einöd war großer Jubel; der Herr Professor war wieder da. Am Abend war er angelangt und hatte von seinem Zimmer im oberen Stock Besitz genommen.

Jetzt finden wir sämtliche Insassen des Hauses bei der Abendmahlzeit in der Wohnstube vereinigt, nur Hans, der Forstgehilfe, war noch nicht aus dem Wald zurückgekommen.

Es ist ein gar behaglicher Raum, in welchen wir eintreten, halb ländlich, halb städtisch. Die in der Einöd üblichen Holzstühle hatten bequemen Rohrstühlen weichen müssen, aber das alte braune Ledersofa, die Bank, die den riesigen Kachelofen umgab, die tickende Schwarzwälderin im Winkel und die grellbunten Bilder, welche des Jägers Begräbnis und die Geschichte der armen Genovefa darstellten, gehörten der Bauernstube an. Daß wir uns in der Behausung eines Weidmanns befinden, verkünden uns ein mit allerhand Jagdgeräten angefüllter Glasschrank und zahlreiche, zum Teil monströse Rehgeweihe, die an den Wänden angebracht waren. Beiläufig bemerkt war der Förster Ditmar auf diese Sammlung sehr stolz, aber mehr noch war er es auf einen gewaltigen ausgestopften Adler, der, ein Rehkitzchen in den

Fängen tragend, mit ausgespannten Flügeln von der Decke niederhing.

An dem großen Eichentisch saß am oberen Ende der Förster, denn das Ansehen des Hausherrn erheischt dies; neben ihm der Professor und Eva. Aber sowohl diese als auch die alte Katharine, oder die Frau Muhme, wie sie von aller Welt genannt wurde, gönnten sich wenig Ruhe, sondern liefen ab und zu, um die hungrigen Männer zu bedienen. Die Kinder saßen am unteren Ende des Tisches. Es kam ihnen heute doppelt schwer an, Ruhe zu halten, denn nicht weit von ihnen, auf der Nußbaumkommode, lag ein großes Paket, welches der Herr Professor aus der Stadt mitgebracht hatte, und welches aller Wahrscheinlichkeit nach geöffnet wurde, sobald man abgespeist hatte.

Das Mahl wurde nach der löblichen Landessitte, die allenthalben Nachahmung verdiente, schweigend eingenommen. Als der Hunger gestillt war, füllte der Förster sein Deckelglas bis zum Rande mit Bier, erhob sich und rief mit seiner dröhnenden Baßstimme:

„Keinen Menschen hab' ich gerner
Als den Herrn Professor Werner,

Denn kein Mensch ist besser
Als der Herr Professer! — Hurra hoch!"

Und „hoch!" schrie die ganze Gesellschaft, daß der kleine krummbeinige Dachshund, Fex genannt, der nicht wußte, was das zu bedeuten habe, kläffend aus seinem Winkel fuhr.

„Bravo!" sagte der Professor, „haben Sie das gedichtet?"

„Ganz allein," versicherte der Förster mit Stolz.

„Leider," fuhr Werner fort, „bin ich kein Dichter, und ihr müßt mir schon erlauben, daß ich meinen Trinkspruch in Prosa ausbringe. Also angestoßen, Herr Förster! Komm her, Evchen, und auch Sie, Frau Muhme, müssen Bescheid tun. Hoch das Försterhaus in der Einöd, hoch alle seine Bewohner vom Hausherrn bis zum Dachshund Fex, hoch und abermals hoch!"

Jetzt war der Gast erst zu Hause. Eva und die Muhme räumten den Tisch ab, der Förster steckte seinen Pfeifenkopf in Brand und der Professor öffnete, umdrängt von dem kleinen Volk, das Paket.

Es waren nur Geschenke von geringem Wert, die es enthielt, aber die Kleinigkeiten wurden mit Jubel empfangen und gingen bewundert von

Hand zu Hand. Ganz zuletzt kam noch ein großes Buch zum Vorschein. Der Professor schlug es auf und ließ die Kinder einen Blick hinein tun. Da war gleich auf dem ersten Bild ein Elefant, der hatte mit dem Rüssel einen Tiger gepackt und hielt ihn in die Höhe; auf dem zweiten Blatt sah man ein Krokodil, welches einen zappelnden Mohren verschlingen wollte; dann aber klappte der Professor das Buch zu und sprach sehr ernst: „Als ich im vorigen Jahr von euch wegging, habt ihr mir versprochen, ihr wolltet euch alle Sprüche, die ihr gelegentlich von euren Spielkameraden hört, genau merken; habt ihr das getan?"

„Ja," antworteten die Kinder im Chor.

„Schön. Nun gebt acht, was ich euch sage. Dieses Buch gehört euch allen gemeinschaftlich, wer aber von euch den schönsten Spruch weiß, der darf es in seiner Schublade aufheben. Verstanden?"

„Ja."

„Nun, so laßt einmal hören, was ihr wißt. Karl, du bist der Kleinste, du magst anfangen."

Der Kleine stellte sich in Positur und deklamierte:

„Maikäfer, flieg aus,
Flieg ins Bäckenhaus,

Hol drei Wecken 'raus!
Mir ein', dir ein',
Andern Kindern gar kein'."

„Gut," nickte der Professor, „aber weißt du nichts anderes?"

Wieder begann das Kind:

„Maikäfer, flieg,
Dein Vater ist im Krieg,
Dein' Mutter ist in Pommerland,
Pommerland ist abgebrannt."

„Nun, du bist ja in der Maikäferlyrik recht gut bewandert, mein Junge; aber weißt du nicht vielleicht doch etwas Besseres?"

„Nein. Halt, ja, ich weiß noch eins:

‚Eins, zwei, drei,
In der Försterei
Steht ein Teller auf dem Tisch,
Kommt die Katz' und holt den Fisch,
Kommt der Jäger mit der Gabel,
Sticht die Katze in den Nabel;
Schreit die Katz' miau,
Will's nicht wieder tau!'"

„Hm," meinte der Professor, „ist zwar auch nicht brauchbar für mich, indessen hoffen darfst du. Nun vivat sequens! Marie, was hast du?"

Marie begann:

„Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben,
Wo sind die Franzosen geblieben?

Zu Moskau in dem tiefen Schnee,
Da schreien sie o weh, o weh!"

„Das läßt sich hören," murmelte der Professor. „Lebhafte Erinnerung beim Volk an die Zeit der Fremdherrschaft — tief eingewurzelter Franzosenhaß — Marie, du hast Aussichten auf das Buch. Was weißt du, Emma?"

Emma deklamierte:

„Es kommen drei Herrn aus Nonnavie —"

„Halt!" unterbrach sie Werner. „Woher kommen die drei Herrn?"

„Aus Nonnavie."

„Vermutlich Ninive," brummte der Gelehrte; „weiter!"

„Es kommen drei Herrn aus Nonnavie,
Heisa, vivat Lazarus!
Was woll'n die drei Herrn aus Nonnavie?
Heisa, vivat Lazarus!
Sie woll'n die jüngste Tochter han,
Heisa, vivat Lazarus!"

„Da soll einem nicht der Verstand stillstehen," murmelte der Professor. „Offenbar sehr korrumpiert, aber nicht ohne Interesse. — Nun Fritz, mein Sohn, du hast gewiß etwas ganz Besonderes in Bereitschaft?"

„Ja," bestätigte Eva lachend. „Er hat etwas,

aber er tut sehr geheimnisvoll und verrät niemanden, was für einen Spruch er sich gemerkt hat."

„Nun, so laß einmal hören," sagte der Gelehrte gespannt.

Fritz warf sich in die Brust und schmetterte siegesgewiß:

„Willst du nicht das Lämmlein hüten,
Lämmlein ist so fromm und sanft —"

„Oho, oho!" rief der Professor lachend. „Wo hast du denn das her?"

„Der Herr Lehrer hat ein Buch," antwortete der verdutzte Junge, „da steht es drin — —"

„Na, laß es gut sein," beschwichtigte Werner den Jungen, dessen Mund sich bereits zum Heulen verzog; „du hast's gut gemeint. Ihr habt alle vier das Eurige getan, und es fällt mir schwer, zu entscheiden, wer seine Sache am besten gemacht hat. Wir werden es so halten: das Buch gehört, wie gesagt, euch allen zusammen, und derjenige, der sich am besten aufführt, solange ich bei euch wohne, der darf es dann in seiner Schublade aufheben. Bis dahin hebt es Eva auf. Punktum!"

Mit dieser Entscheidung waren die Kleinen einverstanden, und alsbald fielen sie über das Bilderbuch her.

Der Forstgehilfe Hans erschien, und Werners Auge ruhte mit Wohlgefallen auf dem jungen, kräftigen Mann mit dem offenen, frischen Gesicht. Unwillkürlich aber schweifte sein Blick von Hans auf Eva hinüber, und der innige Ausdruck in den Zügen des Mädchens ließ ihn ahnen, daß sich die beiden jungen Leute nicht gleichgültig seien.

Spät am Abend, als er mit dem Förster, der eine lange Jagdgeschichte endlich doch fertig gebracht hatte, allein war, erkundigte er sich, wer der junge Mann sei, und erhielt zur Antwort, Hans Grubenhofer sei ein weitläufiger Verwandter, der leider nicht die Mittel besitze, theoretische Forststudien zu treiben, und der wohl zeitlebens in einer untergeordneten Stellung verbleiben werde.

„Es ist schade um den Burschen," meinte der Förster, „er hat gute Schulzeugnisse und auch sonst das Zeug zu einem tüchtigen Forstmann. Im Dienst ist er unermüdlich, ja er ist mir viel zu diensteifrig. Ein Förster hier zu Lande muß zuweilen ein Auge zudrücken, das wird sogar oben gewünscht. Glauben Sie mir, Herr Professor, wenn alle Waldfrevler in der Einöd hinter Schloß und Riegel kämen, wir beide blieben allein ledig."

Werner zuckte die Achseln. „Wer weiß."

„Gott straf' mich!" rief der Förster aus. „Am Ende sind auch Sie unter die Holzdiebe gegangen? Oder haben Sie gewildert?"

„Einen Stock habe ich mir heute abend im Bielsteinwald geschnitten."

„Na, dann seien Sie froh, daß Sie der Hans nicht erwischt hat," lachte der Förster. „Er hat erst kürzlich zwei Holzfrevler auf der Tat ertappt, und noch jetzt sitzen die Kerle im Loch. Mir war's kein Gefallen, denn wenn die Spitzbuben loskommen, so stehe ich für nichts. Können sie es dem Hans heimzahlen, so tun sie es; es sind gar verwegene Bursche. Ich möchte deshalb am liebsten den Jungen aus dem Haus und aus der Gegend haben, wiewohl er mir sehr abgehen wird."

Der Professor nickte. „Das wäre vielleicht auch aus einem andern Grunde gut. Er ist ein hübscher, frischer Bursch und Eva — —"

„Die ist brav," sagte der Förster bestimmt.

„Das ist sie," bestätigte Werner, „und sie wird es auch bleiben. Aber wenn die beiden jungen Leute Neigung zueinander fassen, so kann das allein Unheil genug über das Forsthaus in der Einöd bringen. Halten Sie die Augen auf, Förster — und geben Sie mir morgen den jungen Mann

zur Begleitung mit, wenn ich auf den Bielstein gehe. Ich will mir selber ein Urteil über ihn bilden — und dann — ich verspreche nichts — läßt sich vielleicht etwas für ihn tun."

Die beiden Männer drückten sich stumm die Hände. So verschieden sie waren nach ihrem Bildungsgang, nach ihren Anschauungen und ihrem Berufe, so waren doch zwei Eigenschaften ihnen gemein: natürlicher Verstand und ein warmes Herz, und darum fühlte sich einer vom andern angezogen. —

„Mein Kind!

„Ich fühle, daß es schnell mit mir zu Ende geht; die Ärzte und die Verwandten wollen es mir verhehlen, aber sie wissen es ebensogut wie ich, daß meine Tage gezählt sind. Als neulich die Sonne das Gewölk durchbrach und freundlich zu mir ins Krankenzimmer blickte, mußte ich ausrufen: ‚Ach, wie freue ich mich auf den Frühling!‘ Ich bemerkte recht wohl den raschen Blick, den Deine Tante mit dem Arzt wechselte; ich weiß auch, obwohl ich es nicht hörte, was sie später geäußert haben. Sie sagten: ‚Die Arme hofft vergebens; sie wird den Frühling nicht mehr erleben.‘

Ich glaube es selbst. Aber so lange wird der Funke hoffentlich noch glimmen, bis ich Dich, mein liebes Kind, gesegnet habe. Komm zu Deiner Mutter und komme nicht mit verweinten Augen, hörst Du, mein Kind! Sei mein starkes Mädchen und erschwere mir nicht das Sterben. Erst wenn ich tot bin, dann weine, weine Dich aus. Den Brief überbringt Werner. Er und die alte, treue Marie werden Dich begleiten zu

Deiner Mutter.

„Ich weiß nicht, wie mir ist. Ich habe das Wort ‚Lebewohl' nicht schreiben können: es überkam mich wie Todesgrauen. Sollte ich Dich wirklich nicht wiedersehen? Nein, ich werde aushalten, ich werde. — Aber doch, für den Fall, daß ich sterbe, bevor ich Dich noch einmal gesehen habe — noch ein Wort. Du wirst nach meinem Tode unter die Vormundschaft Deines Onkels gestellt werden, und die Tante wird für Dich sorgen wie für ihre eigene Tochter. Du wirst in guten Händen sein. Aber, mein Herzblatt — solltest Du je einmal in eine Lage kommen, in welcher Du bei Deinen Blutsverwandten keinen Halt fändest, so vertraue Dich ohne jeden Rückhalt dem Professor Werner an. Er wird seine starke Hand über

Dir halten. Das ist der Wille Deiner sterbenden Mutter.

„Kleide Dich für die Reise recht warm an und nimm Dich vor der Zugluft in acht, mein Herzchen!“

Es war ein vergilbtes Blatt, welches die vorstehenden Zeilen enthielt. Feodore von Helmhoff hatte die Hände, welche es hielten, in den Schoß sinken lassen, ihr Auge starrte in die blaue Ferne, und vor ihrem Geiste zogen Bilder der Vergangenheit vorüber.

Sie war ein Kind von dreizehn Jahren, aber ein frühreifes Kind, als sie den Brief ihrer Mutter erhielt, der sie an das Sterbebett derselben rief. Damals, als Werner kam, um sie aus dem Pensionat abzuholen, hatte sie geweint und gewehklagt, daß man einen Krämpfeanfall befürchtete, und jetzt erinnerte sie sich, wie ihr mitten in ihrem Schmerz auf einmal der Gedanke gekommen war, daß sie nun der klösterlich-strengen Überwachung entzogen werde — wenigstens auf einige Zeit, vielleicht, hoffentlich für immer. Sie rief sich die Gestalten der Personen, die sie damals umgeben hatten, ins Gedächtnis zurück, die magere Directrice mit den falschen Locken, die Engländerin mit den schmalen Lippen und dem langen Kinn,

die lebhafte Französin, die mit den ihrer Hut anvertrauten Backfischen um die Wette Possen trieb und manche Ungehörigkeit mit Milde vertuschte, den salbungsvollen Geistlichen, der sich auf sein Organ und seine weißen Hände so viel einbildete, und den guten Professor der Naturgeschichte, dem die Diables des Pensionats unter die für den botanischen Unterricht bestimmten Pflanzen Disteln und Brennesseln mischten; sie vergegenwärtigte sich ihre Freundinnen aus der damaligen Zeit, denen sie Liebe und Treue über Tod und Grab hinaus geschworen und die sie nach vierwöchentlicher Trennung vergessen hatte; sie frischte die Erinnerung an alle jene Streiche auf, durch welche sich die losen Mädchen an ihren strengen Aufseherinnen rächten, und sie lächelte, ja sie lachte einigemal laut auf, als ob sie noch ein übermütiges Kind von dreizehn Jahren wäre.

Feodore hatte den Brief, den ihre sterbende Mutter geschrieben, am heutigen Morgen hervorgesucht, weil sie nach der Erschütterung vom vorigen Abend das Bedürfnis fühlte, Einkehr bei sich zu halten; nun war sie auf ihrem Gedankengang bei ihrer sonnigen, sorglosen Jugendzeit angelangt, und weiter kam sie nicht.

Durch die geöffneten Fenster drang erquickende Morgenluft, strömten Dunstwolken, entquollen den blühenden Sträuchern des Parkes; in den Bäumen und Hecken zwitscherte und zankte das lustige Gesindel des Spatzenvolkes, und aus dem Bielsteinwald ertönte der Amsel lieblich-monotoner Ruf.

Feodore sprang auf und verschloß den Brief. Dann setzte sie einen breitrandigen Strohhut auf und ging in den Garten hinunter. Überall Leben, überall Freude! Der Tau war bereits von der Sonne aufgesogen, die Blumen hatten ihre Blätter entfaltet und badeten sich im Licht. Bunte Schmetterlinge schwebten um die Pflanzen und senkten ihre Zungen in die duftenden Kelche, um die Dolden des Flieders schwirrten, trunken von Blütenhonig, grüngoldene Käfer, während das Getier, dem die Gabe des Fliegens nicht zu teil ward, geschäftig über die Kieswege rannte.

Außer dem Gärtner und dem Invaliden, die aus der Ferne ehrerbietig grüßten, war kein Mensch im Park. Feodore eilte durch die gewundenen Gänge, froh wie ein der Aufsicht entronnenes Kind, und nach Art der Kinder pflückte sie die schönsten Blumen und vereinigte sie zu einem kunstlosen Strauß.

Der Park zog sich weit am Bielstein hinauf, und ein Teil des Waldes war noch in die Anlagen hineingezogen. In der Grenzmauer entdeckte Feodore eine Tür, die nicht verschlossen war, und als sie ihr Gebiet verlassen hatte, sah sie sich auf einem wohlgebahnten Weg, der in Windungen allmählich bergan führte. Hier war es stiller als im Garten, denn am Morgen sucht die Kreatur das Sonnenlicht auf und meidet den Schatten. Nur der Waldnachtigall Rufen, das Klopfen des Spechtes und zuweilen der wilde Schrei eines Falken mischte sich in das leise, eintönige Rauschen der Tannen.

Feodore nahm den Strohhut ab und ließ die kühle Luft um Stirn und Schläfe spielen. So schritt sie weiter, immer höher, die Labe der Waldeinsamkeit in tiefen Zügen einschlürfend.

Plötzlich sah sie vor sich eine Waldblöße, und hier endete auch der breite Weg, aber sie bemerkte einen schmalen Fußpfad, der die Lichtung durchschnitt und sich jenseits derselben in den Wald verlor. Hohes, saftiges Gras, untermengt mit tausend und abertausend Blüten, bedeckte die Stelle. Feodore betrat die Waldwiese und weidete sich an dem Anblick. Dann betrachtete sie den Strauß in ihren Händen.

„Fort, ihr zahmen Blumen!“ rief sie, „ihr hinfälligen Teerosen, für den Salon mögt ihr taugen, Porzellanvasen und falsche Haare, die mögt ihr zieren, dahin gehört ihr, aber nicht hierher.“

Sie warf die Gartenblumen fort und pflückte sich, während sie über die Wiese schritt, einen Strauß von Waldblumen.

„Gefüllte Blumen,“ sprach sie in sich hinein, „sind kranke Blumen; es ist ein Vorurteil, daß das gefüllte Veilchen schöner sei als das einfache. Wenn man es aus dem Gartenbeet in die freie Natur übersetzt, wird es wieder einfach, es genest. — Ich will auch genesen!“

Wieder betrat Feodore den Wald, und nach kurzer Zeit hatte sie den Gipfel des Berges erreicht, von welchem sie in das Tal der Einöde blicken konnte. Nicht weit unter dem Scheitel, auf einem Vorsprung, sah sie die Trümmer einer Burg, und entdeckungslustig, wie sie heute einmal war, begann sie den ziemlich steilen Abhang hinabzuklimmen. Sie gelangte bald an das alte Gemäuer, und da dasselbe vielfach geborsten war, brauchte sie nicht das Tor aufzusuchen, sondern sie schlüpfte durch die Büsche, welche die Mauerlücken ausfüllten, in das Innere. Ein verfallener Turm,

der dem Anschein nach nur durch das Netz, welches der Efeu um ihn gesponnen hatte, zusammengehalten wurde, Mauerreste mit Spitzbogenfenstern und einige kunstlos zusammengefügte, mit Moos bekleidete Steinbänke erhoben sich über das Grün, welches allenthalben bestrebt war, das nackte Gestein zu verhüllen. Um die gestürzten Pfeiler ringelten sich Schlingpflanzen, und verkrüppelte Kiefern hielten die Steinblöcke mit starken Wurzelkrallen umschlungen. — Hier war der Ort, ein Waldmärchen zu träumen.

Plötzlich hörte Feodore eine Stimme, deren Klang ihr bekannt vorkam. Der Sprecher mußte ganz in der Nähe sein.

Sie ging leise an das nächste Bogenfenster und lehnte sich hinaus; schnell aber fuhr sie wieder zurück, denn in geringer Entfernung von sich sah sie drei Männer, deren einer kein anderer war als der Professor Werner.

Feodores erster Gedanke war, hinauszueilen, um den Freund zu begrüßen, aber dann hätte sie sich genötigt gesehen, über das Wie und Warum ihrer einsamen Wanderung Auskunft zu geben. Sie fühlte bereits den stummen Vorwurf Werners — sie blieb.

Ein zweites Fenster war fast ganz durch einen Busch verdeckt. Dorthin schlich Feodore und beobachtete die Männer aus ihrem Versteck.

Werner sah freudig erregt aus. Er hielt in der Hand einen Gegenstand, welcher der frisch aufgegrabenen Erde entnommen schien, und betrachtete ihn mit prüfenden Blicken. Neben ihm stand, auf einen Spaten gestützt, ein alter, kleiner Mann in bäuerischer Tracht, der den Fund neugierig anglotzte. Der dritte, ein junger Mann in Jägerkleidung, stand auf einem erhöhten Felsblock, und seine ebenmäßige Gestalt hob sich wie ein dunkles Steinbild von dem lichten Horizont ab.

„Das ist zwar kein wertvoller Fund," ließ sich die Stimme des Professors vernehmen, „aber da er so dicht unter der Oberfläche lag, dürfen wir hoffen, in dem Schutt des Brunnens noch mancherlei zu finden."

„Ja," sagte der alte Bauer, „ich habe es gewußt, daß hier noch viel in der Erde steckt. Suchet, so werdet ihr finden, klopfet an, so wird euch aufgetan, aber im Schweiße eures Angesichts sollt ihr euer Brot essen — Herr Professor, haben Sie keinen Hunger?"

Werner lachte. „Wir wollen es für heute da-

bei bewenden lassen und ins Tal zurückkehren," sagte er. „Werft die Erde wieder über das Loch, Friederle, und am besten würde es sein, wenn man einen tüchtigen Stein auf die Stelle wälzte, damit kein Unberufener unsern Schatz hebt."

Der Alte befolgte das Geheiß, dann mühte er sich ab, einen der umherliegenden Steinblöcke auf die Stelle zu wälzen, aber der Stein war ihm zu schwer. Mit einem Sprung war der junge Jäger neben dem Alten.

„Laßt mich das besorgen, Friederle," sagte er; dann hob er den Steinblock mit den Armen auf und ließ ihn niederfallen, daß die Erde dröhnte.

„Gott steh' mir bei!" rief der Alte, „er hat Kräfte wie der Simson, über dessen Haupt nie ein Schermesser gekommen ist, bis ihn die Delila schor. Nehmen Sie sich vor der Delila in acht, junger Herr!"

Feodore stand schwer atmend in ihrem Versteck. Sie ist mitten in einem Waldmärchen. Der Alte, der die wunderlichen Reden im Munde führt, ist ein Klausner, vielleicht auch ein Erdmännlein oder ein Waldzwerg; Werner ist ein weiser Meister, der ausgezogen ist, den Geheimnissen der Natur nachzuforschen, und der junge Jäger wird in den

Augen des aufgeregten Weibes zum Heldenjüngling.

„Siegfried, Siegfried,“ flüsterte sie, „so muß der Siegelint Sohn ausgesehen haben, der den Nibelungenhort gewann und die Walküre Brunhild überwand!“

Ihr Auge sog sich fest an der jugendlichen Reckengestalt. Werner und der alte Bauer schickten sich zum Gehen an. Sie verabschiedeten sich von dem Jäger und verschwanden bald im Wald. Der junge Weidmann warf die Flinte über die Schulter und schritt geradeswegs auf die Ruine zu.

Feodore bebte. „Was tun, wenn er hier eindringt und mich findet?“ In ihrem Kopfe wirrte sich alles zusammen, und ohne sich Rechenschaft von ihrem Tun zu geben, ließ sie sich auf einer der steinernen Bänke nieder, stützte den Kopf auf ihren Arm und schloß die Augen, als ob sie schlafe.

Der Forstgehilfe Hans, um den kürzesten Weg über den Gipfel des Bielsteins zu nehmen, bog die Büsche auseinander und betrat den innern Raum der Burg.

„Alle guten Geister!“ stieß er erschreckt hervor, als er die Gestalt erblickte. „Alle guten Geister,

das Habichtsfräulein! — Schäm dich," setzte er aber sogleich leise hinzu, „das ist eine Dame, die sich wahrscheinlich der Badekur wegen in Kaltenbrunn aufhält. Ein Glück, daß die Eva nicht in der Nähe ist, das wäre wieder etwas für sie gewesen. Schäm dich, so abergläubisch zu sein."

Er trat leise näher. Als Jäger, der den Auerhahn zu beschleichen gelernt hat, wußte er jedes Geräusch zu vermeiden.

Nein, eine verzauberte Jungfrau ist das nicht, das ist ein lebendes Weib, aber ein Weib, so schön, wie der arme Hans in seinem Leben noch keins gesehen hat.

Er beugte sich über die Schlafende, und es kam ihm vor, als werde sie bleicher und bleicher.

Getreuer Eckart, wo bist du?

„Das ist die Dornrose, die ein Jäger aus ihrem Zauberschlaf erlösen muß," flog dem Jüngling durch den Kopf. Er wußte nicht, was er tat. Er neigte sich über die Schlafende und küßte ihre Lippen. Dann aber fuhr er erschrocken über seine Kühnheit empor und flüchtete hinter einen Busch; dort stand er regungslos, um abzuwarten, ob die Dame erwachen werde.

Nein, sie schlief ruhig weiter, und es kam dem

armen, verwirrten Jungen vor, als ob um ihren Mund ein Lächeln spiele.

„Noch einmal, und wäre es mein Tod!" flüsterte Hans, und wieder näherte er sich dem schönen Weib, und wieder küßte er es auf den Mund.

Da umschlangen zwei weiße Arme seinen Hals, und der Jüngling, dessen starke Hand eine junge Eiche zu biegen vermochte, besaß nicht die Kraft, sich loszuwinden. — —

* *
*

Was der Herr Professor für schöne Geschichten weiß! Freilich, er kommt aus der Stadt, und da ist alles besser als auf dem Land, die Wecken, die Schieferstifte und natürlich auch die Geschichten. Heut abend hat er wieder so eine Stadtgeschichte erzählt, und jung und alt ist mäuschenstill dagesessen wie in der Kirche, die Kinder, Eva, die Frau Muhme und der Vater. Jetzt ist die merkwürdige Geschichte von den vier Haimonskindern und ihrem großen Pferd zu Ende, leider zu Ende, aber die Kinder setzen sie nun selber in Szene. Der Sägebock wird herbeigeschleppt, mit einem Bindfaden kunstgerecht aufgezäumt, und bald sitzen die vier Kinder stolz auf dem hölzernen Beyart

und spornen ihn an durch Zuruf und Stiefelabsatz.

„Wo nur der Hans bleibt?“ fragte Eva und sah ängstlich nach dem Pfade, auf welchem er kommen mußte.

„So etwas ist noch gar nicht dagewesen,“ brummte der Förster, „vom Morgen bis Abend ist er noch niemals ausgeblieben; da steckt etwas dahinter. Ich meine, ich mache mich auf den Weg und sehe selbst einmal zu.“

„Ach ja, Vater,“ bat Eva, und der Förster ging in das Haus, um sich für den Gang in den Wald fertig zu machen.

Werner sah das Mädchen mit seinen milden Augen an und fragte: „Du bist wohl dem Hans recht gut?“

Eva beugte den Kopf tiefer. „Ja,“ sagte sie leise.

„Nun, das konnte ich mir denken,“ erwiderte Werner und faßte Eva bei der Hand. „Aber der Hans muß noch in die Welt hinaus und muß noch viel lernen, bevor er dir sagen darf, daß auch er dir gut ist. Verstehst du mich, Evchen?“

Eva nickte stumm.

„Holla, da kommt er!“ rief der Förster, der

eben wieder aus dem Haus trat. „Na, jetzt bin ich neugierig, wo der gesteckt hat.“

Hans langte vor dem Forsthaus an und wollte nach kurzem Gruß durch die Tür schreiten, aber der Professor hielt ihn auf.

„Halt!“ kommandierte er. „Erst Rede gestanden, wo man war. Weiß der junge Herr, daß man seinetwegen in Sorge war, he?“

„Ich war — ich war im Wald,“ gab Hans zur Antwort.

Alle lachten.

„Das können wir uns denken,“ sagte Werner, „aber —“

„Und da,“ fuhr Hans fort, „— und da — es ist mir mein Lebtag noch nicht passiert — da bin ich eingeschlafen, und wie ich wieder erwachte, war alles in mir so verdreht, daß ich anstatt in die Einöd hinunter nach Kaltenbrunn gekommen bin.“

„Ei, ei, mein junger Freund,“ neckte Werner, „offenbar sind Sie vom Habichtsfräulein verzaubert und in der Irre herumgeführt worden.“

Hans lachte laut auf; er konnte sich gar nicht wieder beruhigen.

„St!“ machte die Frau Muhme. „Um Johanni

herum ist es nicht gut, an solche Dinge zu rühren. Es gibt eine Wurzel, wer unversehens auf sie tritt, der muß in der Irre gehen bis zum ersten Hahnenschrei. Darum heißt man sie Irrwurz. Wer aber einen Wacholderzweig in seinen Schuh legt, dem hat der Zauber nichts an."

„Unsinn," brummte der Förster. Er hatte zwar auch seine besonderen Ansichten über dergleichen Sachen, vor dem Professor aber mochte er nicht abergläubisch erscheinen.

„Unsinn, Irrwurz! — Das kann einem jeden zustoßen, daß er einmal rechts und links oder oben und unten verwechselt. Mir zum Beispiel passiert es zuweilen, daß ich in der Nacht aufwache und meine, das Bett steht verkehrt. — Was übrigens die Kraft des Wacholders betrifft, so hat die Frau Muhme läuten gehört und nicht zusammenschlagen. Wer einen Wacholdertrieb im Schuh trägt, der geht sich keine Blasen. Das ist eine Tatsache, sozusagen ein Faktum, das steht baumfest."

„Ich weiß, was ich weiß," versetzte die Muhme, „aber die Menschen von heute glauben nichts mehr."

„Sie sind also drüben in Kaltenbrunn gewesen?" fragte Werner den Forstgehilfen.

„Ja, Herr Professor."

„Haben Sie vielleicht erfahren, ob die verwitwete Generalin von Helmhoff schon angekommen ist? Ich meine die Besitzerin des italienischen Schlosses," fügte er hinzu, als er bemerkte, wie Hans die Augen aufriß.

„Ach die — ja, die ist gekommen, wie — man mir gesagt hat."

„Das ist mir angenehm zu hören," erwiderte Werner. „Da werde ich wohl nächster Tage einmal hinübergehen müssen."

Hans ging in das Haus und Eva folgte ihm, um ihn mit Speise und Trank zu laben.

„Sie kennen die Generalin?" fragte der Förster seinen Gast.

„Ich kenne sie seit ihrer frühesten Jugend," antwortete Werner. „Ich war der Erzieher ihres einzigen Bruders, der leider früh starb."

Die Frau Muhme rückte näher. „Ich hab' sie gesehen, die Generalin," berichtete sie. „Damals, als sie zum ersten Male mit ihrem Mann in Kaltenbrunn war, hab' ich sie ganz in der Nähe gesehen — eine schöne Frau! So schön gibt's keine zweite in der Welt. Aber es hat mich erbarmt,

das junge Blut am Arm des alten, lahmen Herrn. Ja, ja, bei den hohen Herrschaften geht es oft wunderbar zu. Man sagt auch, sie seien nicht glücklich miteinander gewesen," schloß die Muhme und sah den Professor fragend an.

Werner aber antwortete nichts. Er war nachdenklich geworden, und da durfte man ihn nicht stören.

Am folgenden Tag brachte ihm ein Bote ein Billett von der Hand Feodores.

Sie freue sich, schrieb sie, den väterlichen Freund in der Nähe zu wissen, sie hoffe ihn nächstens begrüßen zu können und werde ihm ihren Wagen schicken. Augenblicklich sei sie etwas angegriffen, glaube aber, daß sie schon nach wenigen Tagen im stande sein werde u. s. w. In der Nachschrift dankte sie mit warmen Worten für die Aufmerksamkeit, die er ihr mit dem bewußten Bilde erwiesen habe.

Es verstrich aber ein Tag um den andern, ohne daß Werner eine Einladung nach der Villa Feodore erhalten hätte. Anfangs fragte er regelmäßig, wenn er von seiner Wanderung aus den Bergen in das Försterhaus zurückkehrte, ob kein Brief von der Generalin gekommen sei, dann unterließ er es.

* * *

Im Park der Villa Feodore ging etwas vor, was die Dienstboten veranlaßte, die Köpfe zusammenzustecken und allerlei Glossen zu machen. Von dem Rentmeister Stark, dem einzigen, der die Generalin von früher her kannte, hätte man wohl erfahren können, ob die Dame immer so sonderbare Liebhabereien gehabt habe, aber Herr Stark war im Auftrag der Generalin plötzlich abgereist.

Vor einer mit jungen Spalierbäumen bekleideten Mauer stand der Gärtner mit Tränen in den Augen, neben ihm der alte Invalide Weber.

„Seht, Weber," sagte der Gärtner, „heuer haben die Pfirsichbäume zum erstenmal angesetzt. Ist es nicht Sünde, die armen, unschuldigen Bäume auszurotten?"

„Sünde," versetzte der Alte, „ist es meiner unmaßgeblichen Meinung nach nicht, aber schade ist es, das sage ich selber. Könnt Ihr denn die Bäume nicht verpflanzen?"

„Versucht muß es werden," erwiderte der betrübte Gärtner, „aber ich weiß es im voraus, daß sie zu Grunde gehen. Sagt mir nur, Weber, wie in aller Welt kommt die Gnädige auf den Gedanken, einen Schießstand anlegen zu lassen?

Wenn sie durchaus nach der Scheibe schießen will, so mag sie es im Kurgarten tun."

Der Invalide schüttelte den weißen Kopf. „Meiner unmaßgeblichen Meinung nach würde sich das nicht schicken; eine Generalin und noch dazu eine Witfrau!"

„Schickt es sich denn für eine Witwe, die noch in Trauer ist, schickt es sich überhaupt für eine Dame, nach der Scheibe zu schießen?" fragte der Gärtner schüchtern.

„Meiner unmaßgeblichen Meinung nach, ja," entschied der alte Weber. „Man nennt das Emanzipation, und es gibt viele Exempel von hochgestellten Damen, die mit Pulver und Blei so gut umzugehen wußten wie unsereiner. Da waren zum Beispiel die sogenannten Amazonen, die verstanden das Schießen aus dem f-f."

„Gott straf' mich!" rief der Gärtner aus.

„Dann," fuhr der Alte fort, „war eine Dame namens Schanndark, die gleichfalls mit der Muskete umzugehen wußte. Dafür wurde sie zum Feuertode verurteilt, das heißt, sie geriet in Gefangenschaft und wurde von den Feinden verbrannt, was meiner unmaßgeblichen Meinung nach sehr schuftig war. So gibt es noch viele Exempel,

und die Frau Generalin tut meiner unmaßgeblichen Meinung nach nichts Unerlaubtes, wenn sie sich im Schießen übt, denn man weiß nicht, wozu man so etwas später einmal brauchen kann. Und wenn sie etwa von mir wünschen sollte, daß ich ihr dabei an die Hand gehe, so werde ich es ohne Bedenken tun."

Aber diese Anforderung wurde an den braven Weber nicht gestellt; die gnädige Frau hatte bereits einen andern Lehrmeister gefunden, nämlich den Forstgehilfen aus der Einöd.

Als der Schießstand fertig war und die eleganten Scheibenstutzen aus der Stadt angelangt waren, kam der junge Jäger. Seine Schülerin zog sich mit ihm in den abgelegenen Teil des Parkes zurück, wo die Scheibe aufgestellt war, und bald knallten die Schüsse, daß die gefiederten Sänger angstgeschreckt in die Höhe flatterten.

Ob aber die Generalin eine sichere Hand und ein gutes Auge habe, wofür sich namentlich der alte Weber sehr interessierte, das konnte niemand sehen, denn Feodore hatte es untersagt, daß während der Schießübungen jemand in die Nähe komme, natürlich in der wohlgemeinten Absicht, ein Unglück zu verhüten.

Dreimal in der Woche kam Hans über den Bielstein herüber in die Villa, um seine Lektion zu geben, und wenn diese zu Ende war, so begleitete er seine Gönnerin in das Innere des Hauses, wo, wie der Invalide erklärte, der Unterricht theoretisch fortgesetzt wurde. Es war dann außer dem Lehrer und der Schülerin niemand zugegen, denn die Gesellschafterin hatte eine unüberwindliche Furcht vor Schußwaffen und war froh, daß ihre Anwesenheit weder bei dem praktischen noch bei dem theoretischen Unterricht verlangt wurde.

In das entlegene Försterhaus drang keine Kunde von dem, was in der Villa vorging. Wenn Hans spät nach Hause kam, so wußte er stets einen trefflichen Entschuldigungsgrund. Einmal hatte er eine verdächtige Gestalt durch das Holz schleichen sehen und war ihr pflichtschuldig nachgegangen, ein andermal hatte er einem Fuchs nachgespürt, kurzum er wußte immer etwas Glaubwürdiges vorzubringen. Daß er nach solchen Streifungen müde war und keine Lust bezeigte, an den abendlichen Unterhaltungen der Männer teilzunehmen, fanden alle begreiflich, nur Eva blickte nach dem wortkargen Hans oft verstohlen und

fragend hinüber. Dieser aber bemerkte es nicht. Still saß er in einem Winkel und spielte mit dem langen Behänge des Dachshundes, und nur wenn der Förster oder der Professor sich direkt an ihn wandten, stand er Rede. Eva merkte, daß mit Hans etwas vorgehe; sie zersann sich und mühte sich ab, um den Grund seines veränderten Wesens zu finden, aber es gelang ihr nicht.

* * *

Feodore stand auf der Terrasse der Villa. Statt des schwarzen Trauerkleides, in welchem sie angekommen war, trug sie ein lichtes Gewand ohne jede Verzierung. Ihr Haar war in einen kunstlosen Knoten geschlungen und eine einzige dunkle Blüte schmückte es. Sie hielt einen Feldstecher in den Händen und betrachtete aufmerksam eine Lichtung des Bielsteinwaldes, über welchen dunkle Gewitterwolken sich tiefer und tiefer senkten.

„Er kommt doch," sagte sie vor sich hin, „er kommt, und wenn sich ein Sturm erhöbe, der Tannen und Eichen knickt, er kommt doch. Und wenn ein Meer zwischen uns läge, er schwämme herüber, und ich dürfte nicht zittern wie Hero. Ihm kann der Sturm nichts anhaben, er ist ein Mann, das Urbild des Mannes, er ist ein Sieg-

fried, ein herrlicher Siegfried, den nur Hinterlist fällen kann."

Die Kammerjungfer trat aus dem Salon auf die Terrasse und überreichte ihrer Herrin eine Karte.

„Graf Czernohorsky," las Feodore und zuckte zusammen.

„Ich bin nicht zu Hause," sagte sie hastig, die Kammerjungfer aber legte den Finger auf den Mund, und in demselben Augenblick wurden Männertritte, gedämpft durch die Teppiche, welche den Fußboden des Salons bedeckten, hörbar.

„Der Unverschämte," zürnte Feodore, aber sie konnte nicht anders, sie mußte den Besuch empfangen.

Der Herr, welcher sich Graf Czernohorsky nannte, war ein eleganter Mann, dessen Züge und Haltung unbestreitbar schön waren.

„Gnädige Frau verzeihen," sagte er, „daß ich mich ohne weiteres bei Ihnen einführe; wir sind auf dem Land, wo die konventionellen Förmlichkeiten — — —"

„Auch nicht ganz beiseite gesetzt werden dürfen, Herr Graf. Indessen der Überfall ist Ihnen, dank der Unachtsamkeit meiner Kammerfrau, gelungen,

und nun sprechen Sie, was Sie zu der Witwe des Generals Helmhoff führt."

Sie verschränkte die Arme und blieb in der Mitte des Salons stehen.

Der Graf biß sich auf die Lippe.

„Nicht doch, meine Gnädige," sagte er mit einer leisen Neigung seines Kopfes, „das ist der Ton nicht, in dem wir zum Akkord gelangen."

„Akkord? — Ich verstehe Sie nicht."

„Sie werden mich verstehen, wenn Sie mir auf ein paar Minuten Gehör schenken."

„Graf!" knirschte Feodore, „beleidigen Sie mich nicht. Sie haben sich — damals — getäuscht, vollständig getäuscht."

„Und wenn ich mich getäuscht hätte, war die Täuschung nicht verzeihlich? Sie wissen, schöne Frau, was wir Männer unter Entgegenkommen, unter Aufmunterung verstehen."

Feodore schlug die Augen nieder.

„Wir sind demaskiert," fuhr der Graf fort und lächelte. „Die Generalin von Helmhoff hat also damals ihr Spiel mit dem armen Aventürier getrieben?"

Feodore schwieg.

Der Graf zuckte die Achseln und zog wie

spielend den rechten Handschuh ab. „Das Geständnis tut weh, gnädige Frau, es schneidet schärfer als das Messer des Chirurgen.“ Er hob seine rechte Hand empor und betrachtete sie aufmerksam.

Feodore wandte sich schaudernd ab. An der Hand fehlten Daumen und Zeigefinger.

„Der verstorbene General hatte trotz seiner Gebrechlichkeit eine sichere Hand und fehlte nie sein Ziel,“ sprach der Graf und lachte bitter.

Es trat eine lange Pause ein.

Endlich hatte sich Feodore gefaßt und sagte mit leiser Stimme: „Graf, ich wiederhole es Ihnen, Sie waren in einem unseligen Irrtum befangen. Sie haben Ihr Fehl schwer gebüßt — aber ich bin frei von Schuld. Warum kommen Sie, meinen Frieden zu stören?“

„Warum ich gekommen bin?“ rief der Graf und seine Augen funkelten. „Weil ich dich liebe, du schöne Frau, unsäglich liebe, und weil ich geschworen habe, dich zu besitzen.“

Feodore war erschrocken einen Schritt zurückgetreten.

„Hören Sie mich, Feodore,“ bat der Graf und seine Stimme zitterte. „Warum wollen Sie es leugnen? — Ich war Ihnen nicht gleichgültig.

Ich lernte Sie kennen, eine junge, schöne Frau, gekettet an einen kraftlosen Greis — —"

„Halten Sie ein!" rief Feodore. „Beleidigen Sie den Toten nicht!"

„Ich sah Sie," fuhr der Graf fort, „ich bedauerte Sie und liebte Sie. Und Sie, Feodore — Hand aufs Herz — auch Sie fühlten für mich. Ihre verstohlenen Blicke, der leise Druck, wenn Sie mir in der Quadrille die Hand reichten — das alles soll berechnete Kokettterie gewesen sein? — Nein, beim Himmel, das war es nicht!"

Feodore war totenbleich geworden.

„Verlassen Sie mich, verlassen Sie mich!" rief sie angstvoll.

„Hören Sie mich bis zu Ende an, Sie müssen mich hören, ich will ruhiger sein. Es war nicht zu rechtfertigen, es war verwegen von mir, bei der Gemahlin des Generals Helmhoff einzudringen, um ihr meine Liebe zu gestehen. Sie kennen den weitern Verlauf. Ich büßte meine Unbesonnenheit — meine Schuld ist gesühnt. Und nun trete ich vor die Witwe des Generals, vor die unabhängige Frau und frage: ‚Feodore, wollen Sie mein Weib werden?' Ich bin nicht mehr der unbemittelte Aventürier, dem nur seine persön-

lichen Vorzüge den Eintritt in die Salons Ihres Kreises verschafften — ich bin reich und angesehen in meinem Vaterland. Ich will dich zur Herrin machen über alles, was ich besitze, zur Herrin über mich, deinen Sklaven. — Feodore, willst du mein Weib werden?"

Feodore schüttelte das Haupt. „Nein," sagte sie leise, aber bestimmt. „Gehen Sie, Graf, und treten Sie mir nie wieder in den Weg. Ich habe Sie nie geliebt und werde Sie nie lieben lernen. Leben Sie wohl."

Sie ging nach einer Seitentür, um den Salon zu verlassen. Die Augen des Grafen leuchteten unheimlich, sein Atem ging schwer. Er vertrat ihr den Weg.

„Halt!" knirschte er. „So entkommst du mir nicht, du schönes, kokettes Weib. Besitzen muß ich dich, und sollte ich darüber zu Grunde gehen."

Feodore schrie auf und eilte nach dem Glockenzug.

„Halt, schöne Frau," rief der Graf höhnisch und vertrat ihr abermals den Weg. „Meine rechte Hand ist kraftlos, aber die linke vermag noch immer eine Frau zu zwingen."

Feodore stürzte nach der Terrasse, um nach

Hilfe zu rufen, aber der Graf sprang wie ein Panther auf sie zu und umschlang ihren Leib mit dem Arm.

Da legte sich plötzlich eine Hand, fest wie eine Eisenzange, um seinen Hals und im nächsten Augenblick fühlte er sich mit solcher Kraft zu Boden geschleudert, daß ihm die Sinne vergingen.

Als er sich aufraffte, war Feodore verschwunden und vor ihm stand, die Hand am Hirschfänger, ein junger Jäger, ruhig und starr wie eine der Bronzefiguren, die in den Nischen des Salons standen. Der erste Gedanke des Grafen war, sich auf den Jäger zu stürzen, aber beim Anblick der Siegfriedgestalt verging ihm alle Lust, noch einmal die Kraft des jungen Mannes zu erproben. Er sagte daher mit gezwungenem Lächeln: „Ei, ei, guter Freund, wer wird denn einen harmlosen Spaß für Ernst nehmen! Sie haben mir zwar übel mitgespielt, aber ich verzeihe es Ihnen. Sie haben als treuer Diener Ihrer Gebieterin gehandelt und konnten natürlich nicht wissen, daß ich mir nur einen Scherz erlaubte. Hier, junger Mann, eine Kleinigkeit zur Belohnung Ihres Diensteifers und" — er legte den Finger auf den Mund. „So nehmen Sie doch —"

Der Jäger sah seinen Gegner, der ihm in der Hand ein paar Goldstücke hinhielt, mit unbeschreiblicher Verachtung an, dann hob er den Arm, deutete nach der Tür und sagte das eine Wort: „Hinaus!"

„Aber, guter Freund!"

„Hinaus!" sagte der Jäger mit verstärkter Stimme und der Graf folgte zähneknirschend der erhaltenen Weisung.

Seine Goldstücke sollte er aber noch an den Mann oder vielmehr an das Weib bringen; die kleine, schwarzäugige Zofe, mit welcher er sich in ein Gespräch einließ, nahm die Dukaten dankend in Empfang und berichtete dafür, was der Graf zu wissen wünschte und noch manches andere, was sich das schlaue Mädchen kombiniert hatte.

„Das also war es," sprach der tödlich beleidigte Mann zu sich und biß die Zähne aufeinander. „Das war es., Phyllis und Damon, ein Schäferspiel aus Arkadien. Hüte dich, Phyllis, hüte dich, Schäfer! Das Spiel dürfte einen tragischen Ausgang nehmen."

Rache brütend ging er weiter. Er hatte eine Wohnung nächst dem Badeetablissement gemietet, aber er schritt in entgegengesetzter Richtung

fort. Er wollte allein sein mit seinen Gedanken.

Der Himmel umnachtete sich. Die Landleute, die auf dem Feld gearbeitet hatten, beeilten ihre Schritte, um ein beschützendes Dach zu erreichen. Sie sahen dem eleganten Herrn verwundert nach, der bei solchem Wetter einen Spaziergang machte.

Vom Donnersberg herüber zuckte Wetterleuchten, erscholl dumpfes Grollen wie das Murren eines lechzenden Löwen und einzelne, schwere Tropfen fielen klatschend auf die Straße. Das Wetter paßte zu der Stimmung des einsamen Wanderers; weiter, immer weiter schritt er auf dem Weg, der die Fluren des Tales verlassend in den Tannenwald einbog. Die Bäume ächzten und knarrten im Wind, der bald von dieser, bald von jener Seite durch ihre Wipfel fuhr; er glich einem gefangenen, wilden Tier, welches einen Ausweg aus seinem Käfig sucht. Das Rollen des Donners kam näher und näher, plötzlich stand der ganze Wald in Flammen und ein prasselnder Donnerschlag folgte; der Käfig war gesprengt, und der losgelassene Sturm durchraste den Wald.

Jetzt sah sich der Graf nach einem Obdach um, aber so weit sein Auge reichte, sah er nichts

als Bäume vor sich. Er verließ den Weg und ging in den Wald hinein, um in dem Dickicht Schutz zu suchen. Wirklich fand er auch bald einen etwas überhängenden Fels, an dessen Fuß dichtes Gestrüpp wucherte. Er bog die nassen Zweige auseinander, um zu der schützenden Wand zu gelangen, und stand im nächsten Augenblick einer Gestalt gegenüber, deren Äußeres eben nicht vertrauenerweckend zu nennen war.

Es war ein langer, in seiner Kleidung sehr verwahrloster Kerl, der zum Überfluß ein breites Messer in der Rechten hielt. Der Graf trat erschrocken einen Schritt zurück, aber der Mann mit dem Messer rief: „Halt, Herr, oder es geht Ihnen an den Kragen. Was hat der Herr hier zu schaffen?"

„Ich suche Schutz vor dem Regen," antwortete der Graf. Er war gerade nicht mutlos, aber die Situation war doch so unbehaglich, daß er sich eines bänglichen Gefühls nicht erwehren konnte.

„Laßt mich wieder meiner Wege gehen," fuhr er fort, „für zwei ist ohnehin kein Raum unter dem Felsen."

Er griff in die Tasche und zog seinen Geldbeutel hervor. „Hier nehmt, was ich bei mir trage, und laßt mich gehen."

Der verwegene Bursche lachte. „Hält mich der Herr für einen Räuber? Das bin ich gerade nicht, wenn ich auch geraden Weges aus dem Zuchthaus komme. Behalten Sie Ihr Geld; wenn Sie mir aber ein Trinkgeld geben wollen, so will ich's gern nehmen und Ihnen dafür einen Unterschlupf zeigen, wo Sie vor dem Regen geschützt sind. Sie gehören nicht zum Forstpersonal, wie ich sehe, und werden einen braven Burschen nicht in die Tinte bringen — sonst!" —

Er hob sein Messer drohend in die Höhe.

„Das ist ein Wilddieb," sagte sich der Graf und ein Gedanke durchzuckte ihn. „Nein, guter Freund, vor mir seid Ihr sicher," sprach er lachend, „kommt und zeigt mir den Weg ins Trockene, es soll Euer Schade nicht sein."

Der Wilddieb steckte zwei Finger in den Mund und pfiff. Nach einiger Zeit tauchte ein zweiter Mann, dem anderen ähnlich an Gestalt und Kleidung, aus dem Gebüsch auf.

„Was gibt's, Franz?" fragte er.

„Wir kriegen Besuch," berichtete der erste. „Es ist ein fremder Herr da, der sich verirrt hat, und den habe ich eingeladen. Er ist nicht gefährlich

und will uns ein gutes Trinkgeld geben, wenn wir ihn ins Trockene bringen. Kriech du voran und zeig ihm den Weg."

Der Graf folgte seinem Führer. Vor dem Felsen angekommen, bog dieser eine dichte Brombeerhecke auseinander und verschwand in einer schmalen Spalte.

„Vorsicht, Herr!" mahnte der zweite der beiden Burschen, der die Nachhut bildete. „Nehmen Sie Ihren Kopf in acht, bücken Sie sich tiefer, die Decke ist niedrig, aber der Gang ist nicht lang und Sie werden sich gleich wieder aufrichten können."

Nach einer Minute, die dem Grafen eine Stunde deuchte, drang rötlicher Lichtschimmer in die Spalte, und gleich darauf stand er und seine Begleiter in einer geräumigen Grotte, in deren Hintergrund ein Feuer brannte.

„Ist das nicht ein prächtiges unterirdisches Schloß?" fragte der eine Bursche. „Und was das Merkwürdigste daran ist, das ist dieses — kommen Sie einmal hierher" — er führte seinen Gast zu der Feuerstelle und zeigte mit dem Finger nach oben. „Sehen Sie diese Spalte? Sie führt wie ein Schornstein durch den ganzen Berg, und

wenn man droben, wo das Loch ist, — es kennt's aber niemand außer mir und meinem Bruder — einen Stein hineinwirft, so kann man bis zwanzig zählen, bis er unten ankommt."

„Wenn da unversehens einer hineinstürzte!" sagte der Graf.

„Na, der hätte ausgepfiffen," lachte der Bursche. „Aber der Herr zittert vor Frost. Ziehen Sie Ihren Rock aus und wickeln Sie sich in unsere Schlafdecke."

Er holte eine Pferdedecke herbei und der Graf leistete der Aufforderung seines Wirtes Folge. Dann wurde ein Stein herbeigewälzt und der Graf mußte am Feuer Platz nehmen.

„Was kocht denn in dem Topf, der über dem Feuer steht?" fragte er, um die Konversation zu eröffnen.

Als Antwort hob sein Nachbar einen Gegenstand vom Boden auf, es war die Haut eines Rehkitzchens.

„Das lasse ich mir gefallen," sagte der Graf, „ihr lebt nicht schlecht."

„Und zu trinken gibt es auch, freilich nur Schnaps. Ernst, reiche einmal die Flasche her, dem Herrn wird ein Schluck wohltun."

Der, welcher Ernst angeredet wurde, reichte dem Gast eine Branntweinflasche. Der Graf bezwang seinen Widerwillen und trank; er wollte die Kerle bei guter Laune erhalten.

„Heute bin ich euer Gast," sagte er scherzend; „wenn ihr mich in Kaltenbrunn besucht, sollt ihr die meinen sein."

„Redensarten," fiel sein Nachbar ihm barsch ins Wort. „Wenn ich oder mein Bruder Ihnen morgen begegnete, würden Sie tun, als ob Sie uns nie gesehen hätten. Solange ihr uns braucht, macht ihr Katzenpfoten, hinterher rümpft ihr die Nase über das gemeine Pack. So seid ihr Vornehmen."

Er lachte dem Grafen höhnisch ins Gesicht.

„Warum," fuhr der Sprecher fort, „warum glauben Sie wohl, daß ich mich Ihrer angenommen habe? Ich will's Ihnen sagen: weil es mir Vergnügen macht, wenn ich einen von euch finde, der sich nicht zu helfen weiß, und wenn ich ihn dann fühlen lassen kann, daß ich Meister bin. — Sie brauchen sich aber nicht zu fürchten; wir tun Ihnen nichts. Wir könnten Ihnen zwar hier den Hals abschneiden und es krähte kein Hahn nach Ihnen, aber wir tun's nicht, es macht uns nur Spaß, daß wir's tun könnten."

Der Graf war bei dieser Auseinandersetzung blaß geworden; er zwang sich zu einem Lachen. „Was würde es euch nützen, wenn ihr mich hier ermordetet? Mit dem Geld, das ich bei mir habe, würdet ihr nicht weit kommen. Und damit ihr seht, daß ich mir aus dem Bettel nichts mache — hier habt ihr mein Geld, ich schenke es euch."

„Herr, so war's nicht gemeint," lenkte der Wilddieb ein; „wir sind keine Räuber."

„Nehmt nur," sagte der Graf und warf dem Menschen seine Börse zu. „Es sind ungefähr zwanzig Dukaten darin, ich schenke sie euch gern."

Der Wilderer kämpfte einen schweren Kampf. Sein Bruder stieß ihn an und raunte ihm zu: „Nimm's, Franz," aber dieser reichte das Geld doch zurück.

„Herr," sagte er, „wir sind arme Teufel und mit dem Geld könnten wir von hier fort und anderwärts etwas anfangen. Wenn es Ihr Ernst ist, uns das Geld zu schenken, so geben Sie es uns draußen auf der offenen Straße, wo Menschen dabei sind, aber hier in der Höhle nehmen wir es nicht."

„Ihr seid brave Burschen," sprach der Graf.

„Das sind wir auch," bestätigte der Wilderer,

„und es ist Sünde und Schande, daß man zwei solche Kerle, wie wir sind, wegen ein paar lausiger Bäume monatelang einsperrt. — O du Hund von einem Jäger!“ knirschte er und schwang drohend sein Messer.

„Hat euch ein Jäger ins Unglück gebracht?“ forschte der Graf.

„Der Hund, der Gelbschnabel ist's gewesen. Der Alte hätte uns auch diesmal durch die Finger gesehen; er ist ein vernünftiger Kerl, der einsieht, daß unsereins auch leben muß, aber der Junge, der gottverdammte Grünspecht! — Und Glück hat die Kanaille! — Jetzt scharmuziert er mit seiner Prinzessin im italienischen Schloß, und unsereins muß Schlingen legen, um nicht zu verhungern.“

„Ihr sprecht von dem jungen Jäger, der die Generalin von Helmhoff im Schießen unterrichtet?“

Der Wilderer machte einen rohen Witz, den er und sein Bruder laut belachten.

„Ja, den meine ich, den Forstgehilfen aus der Einöd. Wäre er vorhin an Ihrer Statt gekommen, sein letztes Brot wäre gebacken gewesen.“

„So aber,“ bemerkte der Graf, „wird er aller Wahrscheinlichkeit nach noch lange Brot essen oder vielmehr Pasteten von den silbernen Schüsseln der Generalin.“

„Ersticken soll er daran!“ knirschte der Wilderer.

„Wenn ihr das abwarten wollt, könnt ihr lange warten, und der Jäger kann euch noch viel schaden. Warum macht ihr den Kerl nicht unschädlich?“

„Wenn wir es ihm heimzahlen könnten, was er uns angetan — beim Teufel und seiner Großmutter! es sollte geschehen. Aber wenn man heute den Hans mit eingeschlagenem Schädel finden würde, so säßen wir morgen in Nummer Sicher.“

„Wenn ihr euch erwischen laßt, allerdings.“

„Was sollen wir armen Teufel anfangen? Heutzutage ist das Ausreißen für einen, der kein Geld hat, nicht leicht.“

„Aber mit Geld läßt es sich machen. Denkt euch einmal, der Hans, so heißt er doch? — verschwindet heute oder morgen; vierundzwanzig Stunden und wohl noch mehr Zeit vergeht, ehe man ihn sucht. Mittlerweile seid ihr schon weit von hier, und wenn ihr einen Freund findet, der euch verborgen hält, bis die Nachforschungen der Gerichte aufgehört haben, und euch dann mit einem guten Stück Geld nach Amerika schafft, wie dann?“

Der Wilderer Franz schwieg, dessen Bruder aber erhob sich von seinem Sitz, trat dicht an den

Gast heran, und indem er diesem mit unheimlich glänzenden Augen ins Gesicht sah, sagte er leise: „Die Generalin im italienischen Schloß soll eine sehr schöne, reiche Frau sein, he?“

Der Graf zuckte zusammen, und die beiden Strolche lachten. „Wir sollen Ihnen die Kastanien aus dem Feuer holen?“ sprach der schlaue Bursche weiter. „Der Hans ist Ihnen im Weg. Ist es nicht so?“

„Nun denn, weil ihr doch einmal so scharfsinnig seid, so denket, es wäre so. Wenn der Jäger demnächst einmal droben auf dem Berg“ — er deutete nach der Spalte, auf welche ihn seine Wirte vorhin aufmerksam gemacht hatten — „wenn er zufällig dort oben einen Fehltritt täte und sich den Hals bräche, ich würde mich nicht darüber grämen. Und was das Beste dabei wäre, es würde keinem Menschen einfallen, daß er anders als durch Zufall ums Leben gekommen sei. Man findet droben am Rand des Abgrundes seinen Hut oder seine Flinte, und jedermann wird glauben, der Jäger sei verunglückt.“

Es trat eine lange Stille ein.

Endlich fragte Ernst, der jüngere Bruder: „Sind Sie reich, Herr?“

„Ja, mein Freund, ich habe Geld und Güter, und wenn es euch einmal hier nicht mehr gefällt, so kommt zu mir, dort sucht euch niemand. Ich habe Wälder, viele Meilen lang und breit, und könnte zwei so tüchtige Burschen wie euch recht gut brauchen. Das wäre wohl ein anderes Leben, wenn ihr als Jäger in meinem Dienst jagen könntet, so viel ihr wollt, anstatt daß ihr hier Hasen und Rehe in Schlingen fangt. Überlegt euch das einmal."

„Mit einem Wort," sprach der Wilderer, „Sie schaffen uns von hier fort und geben uns Geld und Wald und Wild darin, sobald Sie erfahren, daß der Forstgehilfe — — —"

„Still!" unterbrach ihn der Graf. „Ihr sprecht zu viel. Hier nehmt diese Goldstücke als Handgeld. Seid aber vorsichtig und laßt sie nicht vor den Leuten sehen. Morgen früh, wenn die Sonne aufgegangen ist, werde ich hier im Wald spazieren reiten, dann haltet euch in der Nähe; ich werde mehr Geld mitbringen, fünfhundert Taler morgen, das Vierfache — später."

Er reichte den Wilddieben sein Portemonnaie, und jetzt nahmen sie das Geld. Sie waren sehr dienstfertig geworden. Der eine ging aus der

Höhle, um zu sehen, ob der Regen nachgelassen habe, und kam bald zurück mit der Meldung, daß das Gewitter vorüber sei. Der Graf zog seinen leidlich getrockneten Überrock wieder an und ließ sich ins Freie geleiten.

Die beiden Wilderer aber setzten sich, nachdem sie zurückgekehrt waren, wieder am Feuer nieder und besprachen sich eifrig über die zu ergreifenden Maßregeln.

*
*   *

Seitdem der Professor Werner den verschütteten Brunnen der Habichtsburg aufgedeckt hatte, war kein Tag vergangen, an dem er nicht mit Hilfe des alten Friederle, welcher sich als ehemaliger Totengräber trefflich auf Erdarbeiten verstand, seine Nachforschungen fortgesetzt hätte. Er hatte aber außer einigen Bruchteilen von Schwertklingen noch nichts gefunden.

Heute war Werner glücklicher gewesen. Der Friederle hatte nämlich eine ziemlich gut erhaltene Blechhaube zu Tage gefördert und für seinen Fund ein gutes Trinkgeld erhalten. Jetzt saßen die beiden Männer am Rand der Grube und frühstückten. Der Alte war ganz in sein Geschäft vertieft und hatte nur Augen für den Speise-

vorrat, der zu seinem Leidwesen rasch zusammenschmolz. Seufzend wandte er sich an Werner, der sein Frühstück beendigt zu haben schien, mit der Frage: „Herr Professor, essen Sie nichts mehr?"

„Nein, Friederle," antwortete gutmütig lächelnd der Gelehrte; „ich bin satt, esset Ihr nur das übrige auf," und der Friederle ließ sich das nicht zweimal sagen.

Werner, dem nach der Arbeit, bei welcher er sich oft hatte bücken müssen, die Rast wohltat, zündete sich eine Zigarre an und betrachtete die verrostete Blechhaube mit liebevollen Blicken. Dann legte er sie sanft, als ob sie von Glas sei, neben sich auf den Boden und ließ seinen Gedanken freien Lauf.

Das ist auch eine Art Schlaf, aus welchem man neugestärkt erwacht.

Gras und Kraut um ihn her wiegte sich leise im Wind, in der Luft tanzte allerlei kleines Getier und auf der Erde rannten bunte Käferchen geschäftig hin und her, während andere geschickt an den Halmen emporkletterten. Häuserschnecken zogen wie müde Karrengäule langsam ihres Weges, und die grüne Kavallerie der Flur sprang lustig über jedes Hindernis hinweg. Werner betrachtete die

Welt im kleinen, dann fiel sein Blick wieder auf die alte Blechhaube und er lächelte still vor sich hin:

„Das Alte stirbt, es ändert sich die Zeit,
Und neues Leben sprießt aus den Ruinen."

Auch der alte Friederle ließ seine Gedanken spazierengehen, sie waren realistischer. Er dachte, während er die letzten Bissen in den Mund schob, an die nimmer alle werdenden Brote und Käse, mit welchen weise Waldfrauen in leider längst vergangenen Zeiten glückliche Sonntagskinder zu beschenken pflegten, an die Blätter dachte er, die sich im Magen der Ziege in Gold verwandelten, und er seufzte.

„Herr Professor," hub er an, „Sie sind ein gelehrter Herr und ich glaube schon, daß solch altes Eisengerümpel für die Stadtherren einen Wert hat, aber ich meine, es liegt noch manches da herum in der Erde, was auch unsereins brauchen könnte. Zwar es steht geschrieben: ‚So ihr Nahrung und Kleidung habt, so lasset euch genügen, denn es ist leichter, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe, als daß ein Reicher in das Himmelreich eingehe' — aber wenn man einmal ein paar Pfund Gold fände, das wäre doch so übel nicht."

„Armer Friederle, Gold werden wir schwerlich finden."

„Wer weiß, wer weiß," sagte der Alte geheimnisvoll. „Sehen Sie," — er deutete auf den Boden — „hier wächst Goldmilz und Widerton; die zwei Kräuter zeigen allemal an, daß Gold verborgen unter der Erde liegt; wer's aber haben will, der muß mehr können als Brot essen, Kleider, Schuh, Haus, Hof, getreue Nachbarn und desgleichen. Die Geschichte von der Schlüsselblume und dem Schatz im Turm kennen Sie ja?"

„Ja, Friederle, Ihr habt sie mir schon einmal erzählt. Aber laßt Euch solche Gedanken vergehen."

Friederle schüttelte den Kopf. „Mein Ältervater," begann er wieder, „hat einmal eine Ente geschlachtet, die hat drei Goldkörner im Magen gehabt, groß wie Bohnen. Dann hat er unten im Bach nachgesucht und hat auch wirklich noch ein paar Stückchen Gold gefunden."

„Ei," sagte Werner, „das ist interessant." Er zog seine Schreibtafel und machte sich eine Notiz.

„Gelt," nickte der Alte, „das hätten Sie nicht gedacht? Ja, ja, wie ich sage, es liegt noch manches hier unter der Erde. Drüben am Donnersberg gibt es steinerne Kugeln —"

Werner nickte.

„Wenn man sie entzweischlägt, sind glitzerige Steine darin wie Eiszapfen. Diese Steinkugeln sind noch nicht reif, aber mit der Zeit werden sie reif und dann wächst Gold darin."

„Wer hat Euch das gesagt, Friederle?"

„Das ist eine alte Geschichte, das weiß jedermann."

„Und kennt Ihr einen, der Gold in einer solchen Kugel gefunden hat?"

„Einen lebendigen Menschen nicht, aber in alten Zeiten, noch lange vor der Schwedenzeit, sind manchmal Fremde ins Land gekommen, die sahen es den Steinen an, wenn sie reif waren. Die unreifen vergruben sie wieder, die reifen aber zerschlugen sie und fanden Gold die Hülle und Fülle. Das Gold schleppten sie hernach nach Welschland, wo sie herrliche Schlösser bauten."

„Also Welsche waren die Männer?" fragte Werner, indem er von seinem Notizbuch aufblickte.

„Ja, Welsche aus Welschland," bestätigte der Alte.

„Weiter, Friederle! Erzählt mir, was Ihr von den Goldsuchern wißt."

„O Jerum, das ist eine alte Geschichte, die weiß jedermann. Es ist einmal ein Köhler gewesen, der hat drüben am Donnersberg seine Hütte gehabt und das war just in der Zeit, wo die Welschen alle Sommer in die Einöd gekommen sind, um Gold zu graben. Einmal in der Nacht hört der Köhler ein Schreien und Lamentieren, und wie er hingeht, findet er einen solchen Welschen, der hatte in der Dunkelheit einen bösen Fall getan und hat nicht mehr vom Fleck gekonnt. Da hat ihn denn der Kohlenbrenner aufgehoben und an ihm getan, was Christenpflicht ist, denn es steht geschrieben: ‚Liebet euren Nächsten wie die Schlangen, aber ohne Falsch wie die Tauben.' Und von der Zeit an sind die beiden gut Freund gewesen. Jeden Morgen ist der Welsche mit seinem Arbeitszeug in die Berge gegangen und am Abend in die Hütte zurückgekommen, wo er auf drei Fellen, einer Schweinshaut, einer Hirschhaut und einer Bärenhaut abwechselnd geschlafen hat, damals hat's nämlich noch Bären in der Einöd gegeben. Wenn der Winter kam, zog der Welsche fort, aber im Frühjahr kam er wieder, just wie die Schwalben und der Storch. Von seinem heimlichen Treiben aber

hat er niemals einen Pieps getan, und der Köhler hat auch nie gefragt. Das ging so ein paar Jahre lang fort. Endlich ist der Fremde ausgeblieben und nicht wieder gekommen.

„Mittlerweile war des Köhlers Sohn ein Bursch geworden und ist als Vogelhändler in die Fremde gegangen. Auf seiner Wanderschaft ist er auch in die prächtige Stadt Venedig gekommen. Das ist eine Stadt, zweimal so groß wie die Einöd und Kaltenbrunn zusammengenommen, und die Häuser sind dort alle aus dem weißen Stein gebaut, wovon im Kurgarten von Kaltenbrunn die zwei nackten Weibsbilder gemacht sind.

„Wie nun der Bursche dort seine Finken und Kreuzschnäbel feilgeboten hat, da kommt auf einmal ein vornehmer Herr gegangen, und das war kein anderer als der Welsche, der bei dem Köhler gewohnt hatte. Der Welsche hat sich auch gar nicht geschämt, sondern er hat den Vogelhändler bei der Hand gefaßt und hat ihn in ein wunderschönes Schloß geführt, wo alles von Gold nur so gefunkelt hat. Da ist es hoch hergegangen. Bier und Bratwurst hat er haben können, soviel er nur gewollt hat, und des Nachts hat ihn der Welsche in eine Kammer geführt, da sind drei

Betten gestanden; das eine hat einen Hirsch, das andere einen Bären und das dritte ein wildes Schwein vorgestellt, und alle drei sind aus purem Gold gewesen. Darin mußte der Bursche abwechselnd schlafen. Dann hat ihm der Welsche erzählt, daß er all das Gold in unseren Bergen gefunden hat und hat ihm alle seine Vögel abgekauft und obendrein so viel Geld geschenkt, daß er genug gehabt hat für sein Lebtag."

Werner hatte aufmerksam zugehört und sich Aufzeichnungen gemacht.

„Ich danke Euch, Friederle," sprach er, als der Alte zu Ende war. „Das ist einmal etwas, was ich brauchen kann. Und Euch wünsche ich von Herzen einen so guten Freund wie den Welschen in Venedig, aber in unserer Zeit geschehen dergleichen wunderbare Sachen nicht mehr."

Der Alte lächelte verschmitzt. „Warum denn nicht? Wenn man jung ist und schön und stark, so kann man auch noch heutzutag Wunderdinge erleben und zu Glück und Reichtum kommen, man weiß nicht wie. Aber die da reich werden wollen, die fallen in Versuchung und Stricke und lauter törichte und schädliche Lüste, welche versenken den

Menschen in Verderben und Verdammnis, allwo ist Heulen und Zähneklappen — —"

„Wie meint Ihr das, Friederle?"

„Es ist kein Geheimnis, die ganze Welt weiß es, und wahr ist es auch, was man erzählt von dem Hans und der schönen Witfrau im italienischen Schloß — —"

„Wovon redet Ihr?" fragte der Professor und stand rasch auf. „Sprecht, Friederle!"

„Ich hab's von dem Weber, dem Invaliden. Wir sind Gevattersleute und obendrein alte Kameraden vom Militär her, wir haben zusammen in einer Kompanie gestanden von Anno sechsundzwanzig bis — —"

„Was hat Euch Euer Kamerad erzählt?"

„Was die ganze Welt weiß. Der Hans kommt die Woche dreimal in das italienische Schloß. Da schießen sie zusammen nach dem Ziel, und die Generalin ist verliebt in den Hans, weil er ein schöner, stattlicher Bursche ist, und sie will ihn mit sich nehmen, fort von hier, und der Hans wird ein vornehmer Herr, ein Graf, ein Prinz — was weiß ich."

Werner stand da wie vom Donner gerührt. Der Wald, die Felsen, alles drehte sich um ihn im Kreise.

„Und Ihr glaubt den Unsinn?“ fragte er, nachdem er sich einigermaßen gefaßt hatte.

Der Friederle lachte. „Ob ich es glaube? Herr Professor, Sie kennen das Weibervolk nicht. — Wie ich noch ein junger Bursche war und als Jäger in der Residenz lag, da — ja, wenn ich wollte, ich könnte Geschichten erzählen!“ —

„Wir wollen nach Hause gehen, Friederle,“ sagte der Professor mit tonloser Stimme und hob seinen Fund, die Blechhaube, auf.

Der Alte sah seinen Gönner verwundert an.

„Und hört,“ fuhr Werner fort, „ich habe noch eine Bitte an Euch zu richten. Verschweigt, was Ihr erfahren habt. Euer Freund hat sich sicherlich geirrt — und, wißt Ihr — das Gerede könnte viel Unglück anrichten. Am Ende bekämt Ihr gar mit dem Landgericht zu tun, bedenkt das, Friederle! — Ich weiß, Eva hat es mir erzählt — der Hans hat Euch kürzlich ertappt, wie Ihr ein Handbeil bei Euch hattet, er hat Euch nicht angezeigt. Vergeltet ihm das und sorgt, daß niemand im Försterhaus etwas von dem Gerücht erfährt. — Übrigens bin ich Euch noch Dank schuldig für die Geschichte, die Ihr mir von dem Welschen erzählt habt. Da, nehmt das.“

Er gab dem Alten einen Taler und ging raschen Schrittes zu Tal.

Der Friederle beguckte seinen Taler mit flimmernden Augen. Dann belud er sich mit seinem Arbeitszeug und folgte, allerlei vor sich hinmurmelnd, dem Gelehrten nach.

Ein heißer Tag ging zu Ende, die Sonne neigte sich zum Niedergang und von den Bergen herüber wehte kühle, erquickende Luft.

Die Kinder des Försters, die sich lange vor dem Haus herumgetummelt hatten, saßen müde und hungrig in der Küche und warteten auf das Abendbrot. Seither hatte ihnen der Herr Professor die Zeit des Wartens durch eine seiner wunderschönen Geschichten verkürzt, heute aber fehlte er. Anscheinend verstimmt war er gegen Mittag aus dem Bielsteinwald zurückgekehrt, dann hatte er zum Haltenwirt nach dessen Fuhrwerk geschickt und war am Nachmittag nach Kaltenbrunn gefahren. Die Kinder hatten das neue Bilderbuch bereits von Anfang bis Ende durchblättert und nun — ja was nun?

Der Hans war auch nicht da, und was hätte der auch zur Vertreibung der Langweile getan? Mit dem war ja schon längst nicht mehr aus-

zukommen. Sonst spielte der Onkel Hans mit den Kindern, als ob er selbst noch eins sei, schnitzte Schwerter aus Holz, Schiffchen aus Baumrinde und Teufel aus Kartoffeln, aber seit einiger Zeit war er so mürrisch, daß sich die Kinder vor ihm beinahe fürchteten.

„Ist das Essen noch nicht bald fertig?" fragte endlich der Älteste.

„Geduld," erwiderte die Frau Muhme, welche Schwarzbrot in eine große Schüssel schnitt. „Evchen, setze doch die Milch ans Feuer, damit wir die hungrigen Mäuler sättigen können."

Eva stand am Herd und starrte in die Flamme, die sie eben entfacht hatte. Beim Anruf der Muhme fuhr sie auf wie aus dem Schlaf aufgeschreckt. „Gleich, gleich," rief sie und tat wie ihr geheißen, dann verfiel sie wieder in Nachdenken.

Es war heute zum ersten Male, seitdem Hans in der Einöd lebte, zwischen ihm und dem Vater zu einem Wortwechsel gekommen. Der überaus gutmütige Förster hatte ihn wegen einer Nachlässigkeit sanft zur Rede gestellt, Hans hatte sich verteidigt und zwar in einer keineswegs höflichen Weise. Dabei hatte er so sonderbare Reden geführt; er sei nicht willens, sich wie einen dummen

Jungen behandeln zu lassen, er wisse schon, wo Bartel den Most hole — wenn er dem Förster nicht recht sei, so wolle er seiner Wege gehen — ein Kerl wie er finde überall sein Brot und was dergleichen Redensarten mehr waren. Hierauf hatte der Förster in gereiztem Ton erwidert, er seinerseits halte den Herrn Hans Grubenhofer durchaus nicht — so einen finde er leicht wieder —, Hans möge gehen, wohin er wolle. Darauf hatte Hans seine Flinte genommen und war trotzig in den Wald gegangen. Daß er wiederkommen werde, daß der Wortwechsel überhaupt keine weiteren Folgen haben werde, davon war Eva überzeugt und darüber machte sie sich keine Sorgen, wohl aber gingen ihr die trotzigen Worte, die Hans gesprochen hatte, im Kopf herum; sie brachte sie in Zusammenhang mit dem zurückhaltenden, fast scheuen Wesen, welches er seit einiger Zeit zur Schau trug — und die Tränen traten ihr in die Augen.

„Mich hungert ganz fürchterlich," ächzte der kleine Karl. „Ev', erzähl du uns eine Geschichte!"

„Geh, laß mich in Ruh', ich weiß keine, auch muß ich auf die Milch acht geben, daß sie nicht anbrennt."

„Wenn ihr still sein wollt," sagte die Frau

Muhme, „so will ich euch eine Geschichte erzählen. Also aufgepaßt! Es war einmal ein König, der hatte eine Tochter, die war eine Prinzessin. Sie war wunderschön, aber noch kein Mensch hatte sie jemals lachen sehen — — —"

„Ach, Frau Muhme, die Geschichte kennen wir," riefen alle vier Kinder.

Die Muhme dachte nach. „Gut, so will ich von dem Fischer und der Nixe erzählen. Habt ihr die Geschichte auch schon einmal gehört?"

„Nein, nein."

„Also. Es war einmal ein Fischer, ein armes, junges Blut und brav war er auch. Er besaß nichts als eine Hütte von Schilf, einen Kahn und seine Netze. Aber eine Braut hatte er auch, die war das schönste und fleißigste Mädchen weit und breit und im Herbst sollte die Hochzeit sein.

„Bei dem Dorf war ein großer, unergründlicher See, auf den fuhr der junge Fischer alle Tage hinaus und fing Fische, und keinem gingen so viele ins Netz als ihm.

„Da kam Pfingsten heran. Vor dem Dorf war ein Maibaum gepflanzt, um den herum tanzten die Burschen und die Mädchen Hopser, Schottisch und Zweitritt, und die Musikanten bliesen und

fiedelten und die Baßgeige rumpelte, daß es eine Lust war.

„Auf einmal ist unter den Mädchen eine wunderschöne Jungfer gewesen und niemand hat sie kommen sehen. Ihr Kleid war schneeweiß und mit Schilfblättern und Korallen verziert, auf dem Kopf hat sie einen Kranz von weißen Heckenrosen getragen und in jeder war eine Perle, so groß, daß man dafür ein Königreich hätte kaufen können.

„Und die weiße Jungfer ist auf den Fischer zugegangen, als ob sie alte Bekannte wären und hat zu ihm gesagt: ‚Tanz mit mir!‘ Und da haben die beiden zusammen getanzt, so wunderschön, daß alles stehen geblieben ist und hat zugesehen. So haben sie fortgetanzt, hinaus aus dem Kreis und hinaus aus dem Dorf bis an den See. Da ist die Jungfer stehen geblieben und hat gesagt: ‚Hier bin ich daheim, komm mit!‘ Den Fischer aber hat's gegruselt und er hat gemerkt, daß es die Nixe des Sees ist.

„Die Nixe aber hat ihn so rührend gebeten und hat ihm versprochen, es soll ihm kein Leid widerfahren, und da ist er denn mit ihr in den See hinuntergestiegen. Unten aber auf dem Grund war ein gläsernes Schloß und Gärten mit Blumen

und Bäumen darin, viel tausendmal schöner als auf der Erde. Und die Nixe hat dem Fischer die ganze Herrlichkeit gezeigt und ist so holdselig gegen ihn gewesen, daß er es nicht hat lassen können und hat ihr einen Kuß gegeben. Und wie er das getan hat, da hat er auf einmal alles vergessen, was er droben auf der Erde gehabt hat, seine Schilfhütte, seine Netze und seine Braut, und es hat ihn nicht mehr verlangt, zurückzukehren.

„Im Dorf aber sind die Leute zum Tod erschrocken gewesen, als der Fischer mit der fremden Jungfer verschwunden ist, und jetzt ist's allen wie Schuppen von den Augen gefallen, daß es die Nixe gewesen ist. Und des Fischers Braut hat geweint und gejammert, daß es zum Erbarmen war.

„Nun ist im Dorf eine weise Frau gewesen, die hat zu dem armen Mädchen gesagt: ‚Dein Bräutigam kann erlöst werden, wenn‘ — — Herr Gott, Eva, was ist dir?"

Eva lehnte leichenblaß an der Wand und war keines Wortes mächtig.

„Ev', Ev'," zeterten die Kinder und liefen auf ihre Schwester zu.

„Es ist nichts," sagte Eva mit schwacher Stimme und richtete sich auf.

„Die Hitze ist die Ursach’,“ beruhigte die Muhme. „Komm mit hinaus, Evchen, und trink ein Glas frisches Brunnenwasser, das wird dir helfen, komm, komm!“

Sie zog Eva ins Freie und gab ihr zu trinken.

„Das hat nichts auf sich,“ sprach die Alte tröstend, „es kommt vom Blut, ist mir auch oft so geschehen, als ich ein junges Ding war wie du. Trink noch einmal, so, und nun setze dich hier auf die Bank. Die Abendluft wird dir gut tun. Ich will unterdessen die hungrigen Mäuler zur Ruhe bringen.“

Sie ging wieder in das Haus und ließ Eva allein.

„Das ist's,“ jammerte das Mädchen, „das ist's, jetzt weiß ich's. O Hans, mein lieber, armer Hans.“

Sie schlug die Hände vors Gesicht und weinte bitterlich.

„Jungfer Evchen, Jungfer Evchen,“ rief eine keuchende Stimme.

Eva blickte auf. Eine kleine Gestalt, die sie in der zunehmenden Dunkelheit nicht deutlich erkennen konnte, kam eiligen Laufes auf das Haus zu. Eva stand auf und trocknete schnell ihre

Tränen. Der alte Friederle langte atemlos vor dem Försterhaus an.

„Jungfer Evchen, geschwind — es geht ihm ans Leben, wo ist der Förster?"

„Nicht zu Hause —"

„O weh, o weh!" stöhnte der Friederle. „Es ist um ihn geschehen! — Herr, sende deine himmlischen Heerscharen, so will ich dich erretten, und du sollst mich preisen!" — —

„Was gibt's, Friederle? So redet doch!"

„Sie wollen ihn ermorden. Ich hab's gehört — ich war droben bei der Habichtsburg — die alte Fichte mit der dürren Spitze ist so nicht mehr viel wert — was liegt mir dran, ob ich eingesperrt werde — aber der Hans wird mich nicht anzeigen — ich bin ja seinetwegen gelaufen, daß mir der Odem schier ausgeht. — Droben habe ich alles mit angehört — mit einer Drahtschlinge wollen sie ihn fangen, wenn er über den Bielstein gegangen kommt — —"

„Wer denn, wen denn?"

„Die beiden Lumpen, der Franz und der Ernst Hübner. Sie lauern auf den Hans in der Habichtsburg und wollen ihm den Garaus machen. Die Schufte wissen, er ist im italienischen Schloß bei

der schönen Witfrau, ich soll's nicht verraten, hat der Professor gesagt — er hat mir auch einen Taler geschenkt — aber Not bricht Eisen — jetzt ist alles eins — wenn keine Hilfe kommt, ist er ein Kind des Todes."

Eva hatte genug gehört. Aus dem verworrenen Bericht des alten Friederle war ihr klar, daß Hans in Todesgefahr schwebe.

„Fritz!" schrie sie in das Haus hinein.

Der Gerufene erschien, an einem Stück Brot kauend, in der Tür.

„Lauf, Fritz," sagte Eva zu dem Jungen, „lauf, was du kannst, zum Haltenwirt. Findest du den Vater dort, so sag ihm, er solle schnell mit ein paar Männern nach der Habichtsburg eilen — droben sind die beiden Hübner und lauern auf den Hans. Ist der Vater nicht im Wirtshaus, so sage es dem ersten Besten, den du findest — spring, so schnell du kannst!"

Der Junge rannte fort.

„Ihr, Friederle," wandte sich Eva wieder an den Alten, „müßt hier bleiben. Es ist möglich, daß der Vater nicht im Dorf ist, daß er von einer anderen Seite nach Hause kommt."

Und mit diesen Worten eilte sie den Abhang

hinunter, dem Bielsteinwalde zu. Daß sie, das wehrlose Mädchen, dem Bedrohten keine Hilfe bringen konnte, daran dachte sie nicht.

* *
*

Werner war nach Kaltenbrunn gefahren.

Als er die Villa Feodore betrat, kam ihm die Kammerjungfer entgegen. Sie hatte für ihre Unvorsichtigkeit von neulich, da sie den Grafen Czernohorsky in den Salon geführt hatte, ohne sich zuvor von ihrer Herrin Instruktion zu holen, einen scharfen Verweis erhalten und sie war daher auf der Hut.

„Ich bitte um Ihre Karte," sagte sie mit einem Knix und musterte die Gestalt des Professors.

„Visitenkarten führe ich nicht," erwiderte dieser. „Melden Sie der Frau Generalin, Professor Werner sei da."

Die Zofe verschwand und kehrte bald zurück mit der Meldung, der Herr Professor sei willkommen.

Als Werner in den Salon trat, kam ihm Feodore heiter lächelnd entgegen und bot ihm beide Hände.

„Seid gegrüßt, würdiger Gelehrter!" rief sie mit dem Ton eines übermütigen Mädchens. „Der

Anachoret hat wohl daran getan, seine Wald-
einsamkeit einmal zu verlassen, um nachzusehen,
wie es um die Kinder der Welt bestellt ist. Strecket
Eure müden Glieder aus auf dieser Bärenhaut,"
fuhr sie mit einer Handbewegung nach einem
Sessel fort, „und berichtet mir von den Geheim-
nissen, so Ihr dem Wald abgelauscht habt, ehr-
würdiger Klausner."

Der gekünstelte Humor in der Anrede der
Generalin berührte den Gelehrten schmerzlich; er
durchschaute die Maske.

„Wir haben uns lange nicht gesehen, Feodore,"
sprach er ernst. „Sie schrieben mir kürzlich, Sie
seien leidend — sind Sie wieder hergestellt?"

„Vollkommen, mein väterlicher Freund, und ich
war willens, Sie morgen in Ihrer Eremitage zu
überraschen. Sie wohnen doch in der Försterei,
nicht wahr? So sagte mir wenigstens der Jäger-
bursche aus der Einöd, den ich als Sachverstän-
digen zu Rate zog, als ich auf die Idee kam, mir
im Park einen Schießstand errichten zu lassen. Ja,
ja, Werner, sehen Sie mich nur verwundert an —
ich schieße bereits wie ein weiblicher Wilhelm Tell
und freue mich königlich auf den Beginn der
Jagdsaison. — Mein Gott, das Landleben ist doch

gar zu einförmig — und immer promenieren, lesen und Stramin ausfüllen — bah!“

Sie lehnte sich im Sessel zurück und wehte sich mit dem Fächer Kühlung zu, aber über den Schwanenbesatz des Fächers flog ihr Auge verstohlen nach dem Gelehrten hinüber. Sie ahnt den Grund seines Hierseins. Der Kampf beginnt. Sie selbst hat ihn eröffnet.

„Feodore,“ begann Werner — seine Stimme klang tief aus der Brust heraus. „Feodore, Sie nannten mich soeben Ihren väterlichen Freund —“

„Und das sind Sie, Werner. Sie haben es mir kürzlich wieder bewiesen, indem Sie mich mit dem Bild überraschten. Ich besaß bisher nur ein kleines Medaillon mit dem Brustbild meiner verewigten Mutter. Wo in aller Welt haben Sie das Ölgemälde hergenommen? Eine Meisterhand muß es geschaffen haben. Das warme Kolorit des Gesichts und der Hände, der lebendige Ausdruck im Auge und die Technik, die sich in der Behandlung des Faltenwurfes ausspricht, das alles — — —“

Unwille malte sich auf Werners Gesicht.

„Feodore,“ sprach er leise und senkte sein Auge tief in das ihre.

Die schöne Frau zuckte und schwieg.

„Feodore," begann Werner wieder, „Sie wissen, weshalb ich gekommen bin."

„Sprechen Sie weiter," sagte sie tonlos und preßte die Lippen aufeinander.

„Feodore, es gehen seltsame Gerüchte über Sie. Soll ich sie nennen?"

Feodore schwieg.

„Ich brauche sie nicht zu nennen. Wenn ich bis zu dem Augenblick, da ich Ihnen gegenübertrat, Zweifel hegte, so habe ich jetzt die Gewißheit, daß das Gerücht nicht aus der Luft gegriffen ist. Feodore, ich frage Sie, was soll das Getändel mit dem ‚Jägerburschen', wie Sie ihn selbst nennen?"

Die Visiere waren geöffnet.

Feodore stand auf und machte ein paar rasche Schritte, dann blieb sie dem Professor gegenüber stehen und stemmte die Hand fest auf den Tisch, der zwischen beiden stand.

„Ich will nicht fragen, Werner," sprach sie, „ob Sie das Recht haben, mich über mein Tun und Lassen zu Rede zu stellen —"

„Ich habe es, Feodore," sagte der Gelehrte bestimmt, „es ist mir von einer Sterbenden übertragen worden."

„Auch die Rechte, die eine Mutter über ihr Kind hat, erlöschen bei dessen Großjährigkeit. Werner, ich bin kein Kind mehr, bedenken Sie das?“

Ihre Stimme klang drohend.

„Sie sind kein Kind mehr, aber auch nicht das im Leben erstarkte Weib, welches der Leitung entbehren kann. Aus der klösterlichen Einschränkung des Pensionats traten Sie in das Haus Ihres Oheims ein. Ihre Tante beurteilte das Kind ganz richtig. Sie waren und sind noch ein Kind von weichem Gemüt, zugänglich allem, was gut und schön ist, aber es fließt ein Tropfen Blut in Ihren Adern, der Sie — wären Sie, anstatt in einer wohlgeordneten Häuslichkeit, in Verwahrlosung und Entbehrung aufgewachsen, in Elend und Verderben geführt hätte. — Um der strengen Beaufsichtigung Ihrer Tante, die wohl auch nicht die geeigneten Mittel, Ihren Charakter zu befestigen, anwandte — um dieser Fessel zu entgehen, legten Sie sich aus freier Wahl eine schwerere an, Sie wurden die Gemahlin des Generals Helmhoff. Damals, eingedenk des Versprechens, welches ich Ihrer sterbenden Mutter gegeben hatte,

machte ich den Versuch, Sie, die ich liebte wie mein Kind, von dem Schritt, den Sie zu tun im Begriff waren, zurückzuhalten — vergebens. Sie reichten dem körperlich und geistig zerrütteten Greis die Hand — in der Hoffnung, das Leben genießen zu können, und gerieten in die Knechtschaft der argwöhnischen, überdies durch die Heirat beeinträchtigten Verwandten des Generals."

„O still, still!" rief Feodore schmerzlich. „Warum erinnern Sie mich an jene furchtbare Zeit — sieben Jahre, sieben Jahre! Ach, Werner, mein getreuer Eckart, warum habe ich nicht auf Sie gehört?"

Der Professor reichte der Ergriffenen die Hand.

„Armes Kind," sagte er mit einer Stimme, die zum Herzen sprach. „Sie haben schwer gebüßt, aber noch lacht Ihnen das Sonnenlicht des Lebens. — Sie können und sollen es genießen. — Aber, Feodore, Sie sind auf dem Irrweg. Der Weg, den Sie, Ihrem Kerker entronnen, geblendet von dem ungewohnten Licht der Freiheit, eingeschlagen haben, führt nicht zum Glück — wissen Sie, Feodore, wohin er führt?"

Seine Stimme wurde zum Flüstern. „Er führt zur Selbstverachtung, zur Schande."

Feodore entzog ihm rasch ihre Hand.

„Nein, Werner," sagte sie mit klarer Stimme, „Sie sind im Unrecht, Sie beurteilen mich falsch. Hier hebe ich meine Hand auf und schwöre bei dem Andenken meiner verklärten Mutter, daß ich mir keiner Handlung bewußt bin, die mich in meinen Augen verächtlich erscheinen lassen müßte. Sie fragten mich vorhin: ‚Was soll das Getändel mit dem Jäger?' Wohlan, Werner, ich will Ihnen Rede stehen!"

Sie richtete sich stolz auf und rief mit leuchtenden Augen: „Ich liebe den Jäger, in dem mir das Urbild männlicher Jugendkraft entgegengetreten ist, ich liebe ihn mit der ganzen Glut meiner Seele — ich habe noch keinen Mann geliebt — er ist der erste. Ich will brechen mit Tradition und Konvention, will Rang und Namen von mir werfen und mit dem Mann meiner Wahl, mit meinem Gatten in süßer Verborgenheit leben, und niemand, niemand, auch Sie nicht, Werner, soll mich daran verhindern!"

Diese Wendung kam dem Professor unerwartet. Er hatte sich gerüstet, ein von niederer Leidenschaft ergriffenes Weib zu bekämpfen und traf auf eine heldenhafte Gegnerin, die ihren Irrtum mit dem Schild der Hochherzigkeit verteidigte.

„Feodore," sprach er nach langer Pause, „ist das Ihr Ernst? Sie, die feingebildete Frau, wollen einem Manne die Hand reichen, der außer einer schönen, männlichen Erscheinung, einem normalen Verstand und einem guten Herzen nichts besitzt, um die weite Kluft ausfüllen zu können, welche sich zwischen Ihnen und ihm befindet?"

„Und das sagen Sie?" fragte Feodore bitter. „Das sagt der Professor Werner, der jederzeit für die Gleichberechtigung aller in die Schranken getreten ist?"

„Gleichberechtigung! Es handelt sich hier nicht um Gleichberechtigung, sondern um gleiche gesellschaftliche Stellung. Verstehen Sie mich nicht falsch, Feodore. Ich glaube, oder vielmehr ich weiß, daß es zahlreiche Individuen unter der Aristokratie gibt, die jener junge Mensch, was intellektuelle Befähigung anbelangt, weit hinter sich läßt. Ich glaube, daß sich dem Forstgehilfen binnen kurzem jener Schliff geben ließe, den er für die Welt, für den Salon braucht — aber darum taugt er noch nicht zu Ihrem Gatten. Er steht auf einer anderen Bildungsstufe, ist in anderen Verhältnissen aufgewachsen als Sie, und er würde in Ihnen stets die Gönnerin, die gnädige Frau erblicken, die ihm

in geistiger Beziehung — ich betone nur diesen Unterschied — weit überlegen ist. — Ist es schon für einen Mann ein gewagter Schritt, sich an eine Gefährtin zu binden, die an Bildung und Erziehung unter ihm steht, wie viel mehr für eine Frau, die an dem Mann eine Stütze, einen Lenker finden soll! — Eine Liebelei zwischen der gebildeten Aristokratin und dem schlichten Jäger wäre moralisch nicht, aber physisch zu rechtfertigen, eine Ehe zwischen beiden ist undenkbar, ist wider die Natur."

„Er ist bildungsfähig," wandte Feodore ein, „er ist wißbegierig, er wird lernen."

Um den Mund des Professors spielte ein unmerkliches Lächeln.

„Das soll er allerdings, aber Sie, Feodore, können seine Ausbildung nicht übernehmen. Mathematik, Physik, Chemie, das muß er treiben, aber nicht Shakespeare, Byron und dergleichen. Er ist eine junge Tanne, die in den Waldboden gehört und nicht ins Glashaus. Sie machen sich und ihn unglücklich, wenn Sie Ihren Vorsatz ausführen und vielleicht noch eine dritte Person."

„Wieso, Werner? Welche dritte Person haben Sie im Sinn?"

„Der Förster, in dessen Diensten Hans steht, hat eine Tochter, ein einfaches, gutes Kind. Sie liebt ihn, und er —"

„Und er?" schrie Feodore auf.

„Er liebt sie auch. Und wenn er auch durch das leuchtende Gestirn, welches seine Bahn kreuzte, mächtig angezogen und aus seiner Sphäre gerissen wurde, so wird er doch, sobald sich das Meteor, welches ihn zur Abirrung vermochte, entfernt hat, dahin zurückkehren, wohin es ihn früher zog. Das ist meine feste Überzeugung."

Die Lippen des leidenschaftlichen Weibes zuckten.

„Ist sie schön?" stieß sie bebend hervor.

„Sie ist ein liebes, anmutiges Kind."

„Und Sie sagen, daß sie meinem — daß sie dem Jäger nicht gleichgültig sei?"

„Ich weiß es."

Feodore biß die Zähne aufeinander, daß man das Knirschen hörte.

„Ich muß sie sehen, ich muß sie sehen," keuchte sie.

„Lady Milford!" sagte der Professor leise und blickte Feodore ernst an.

Sie sank in einen Sessel und brach in lautes Weinen aus.

Werner nickte mit dem Kopf wie ein Arzt, der einen Kranken beobachtet und die Krisis nahen sieht.

„Ich kann ihn nicht lassen," schluchzte sie. „Werner, ich kann nicht — o, ich habe ihn ja so lieb, so unsäglich lieb —"

„Armes Kind," sagte der Gelehrte mild und legte seine Hand beruhigend auf ihre glühende Stirne. „Du kannst es, Mut, Feodore, Mut!"

Sie tastete nach seiner Hand und weinte leise fort.

„Ich will Ihnen," sprach Werner weiter, „einen Fall erzählen, der mit dem Ihrigen viel Ähnlichkeit hat. Sie werden beim Zuhören Ruhe gewinnen. — Es sind jetzt fünfundzwanzig Jahre her, daß der Tod eine Ehe trennte, welche der Ihrigen insofern glich, als der Mann — er stammte aus einem alten freiherrlichen Geschlecht und bekleidete hohe Ämter und Würden — weit mehr Jahre zählte als seine Gattin. Er hinterließ eine reiche, junge und schöne Witwe, sowie zwei Kinder, einen Knaben von sechs und ein Mädchen von zwei Jahren.

„Zur Erziehung des ersteren berief die Baronin einen jungen Gelehrten, der ihr als unterrichteter,

gewissenhafter Mann empfohlen war. Er kam und gewann in kurzer Zeit die Liebe des Knaben und das Vertrauen der Mutter.

„Der Erzieher stand an der Grenze des Jünglingsalters und verband mit einem gesunden Verstand und den Kenntnissen, die er sich auf Hochschulen und auf Reisen angeeignet hatte, eine nicht unvorteilhafte Erscheinung. Er war, ich darf es sagen, ein Mann.

„Weniger diese Eigenschaften, die ihn keineswegs über die Mittelmäßigkeit, über die Durchschnittsmenschen erhoben, als das zurückgezogene Leben der Baronin, welche nach dem Tode ihres Gatten selten mit einem ihr an Bildung nahestehenden jungen Mann in Berührung kam, bewirkten, daß der Erzieher in den Augen seiner Gönnerin von Tag zu Tag mehr dem Ideal gleich kam, welches sich die junge, dem Leben angehörige Witwe von einem Manne machte —"

Feodore hatte ihre Tränen gestillt und lauschte mit weit geöffneten Augen den Mitteilungen des Freundes. Werner fuhr fort: „Die zarte Aufmerksamkeit, welche die Baronin dem Erzieher erwies, die Annäherungsversuche, die sie machte, mußten diesen bald über die Gefühle der Mutter

seines Zöglings aufklären. Mit richtigem Takt hielt er sich fortan möglichst von ihr fern und zog sich mit seinem Schüler in das Studierzimmer zurück. Es zeigte sich jedoch, daß dieser passive Widerstand, den die Baronin für Schüchternheit hielt, nicht geeignet war, die Neigung derselben abzulenken. Der Erzieher fand eines Abends, als er von einem Spaziergang in sein Zimmer zurückkehrte, einen Brief von der Hand der Baronin vor, in welchem diese ihm Herz und Hand antrug.

„Was der junge, mittellose Mann, dem mit der Hand einer liebenswürdigen, geistvollen Dame zugleich die Mittel zu einer sorgenfreien, angenehmen Existenz geboten wurden, in jener Nacht durchgekämpft hat, vermag ich nicht zu sagen, das aber weiß ich, daß er den nach der ersten Eingebung gefaßten Entschluß, zu fliehen, aufgab und am andern Morgen der auf Entscheidung harrenden Frau mit kalten Worten die Gründe darlegte, die ihn bestimmten, nach wie vor das zu bleiben, was er bisher gewesen: der Erzieher des Sohnes, der treuergebene Freund und Berater der Mutter.

„Wohl mochten die kalten, verstandesmäßigen Worte tief einschneiden in das Herz des liebenden

Weibes, aber sie wirkten, was sie sollten. An der Ruhe des Mannes, der, als ob nichts vorgefallen sei, monate- und jahrelang seiner Pflicht gewissenhaft nachkam, erstarkte die Frau; aus der Weltdame ward eine Mutter, die ihr ganzes Leben der Erziehung ihrer Kinder widmete, bis sie vom Tod abgerufen wurde.

„An ihrem Sterbebett mußte der Mann, den sie einst geliebt, ihr versprechen, den Waisen zu bleiben, was er bisher gewesen war, ein väterlicher Freund, ein treuer Berater, ein Warner, wenn es not tue. Er versprach es und sie starb beruhigt, ohne das Geheimnis zu erfahren, welches der Mann bis heute in seinem Herzen bewahrt hat — Feodore, ich — ich liebte deine Mutter, liebte sie leidenschaftlich — aber ich konnte entsagen — und du, Feodore, du kannst es auch!"

Feodore warf sich schluchzend an Werners Brust.

„Ich will," stammelte sie, „ich will — will alles tun, was du gut heißest. Werner, mein Vater, bleibe bei mir, verlaß mich nicht!"

„Komm," sprach Werner, „laß uns zu dem Bild der Mutter gehen, sein Anblick wird dir Ruhe geben."

Sie ließ sich willenlos wie ein Kind an der Hand aus dem Salon führen.

Es verging eine lange Zeit, bevor Werner wiederkam; er kam allein und trug einen Brief in der Hand. Jede Erregung war aus seinem Gesicht geschwunden, seine Züge waren ruhig und mild wie immer. Er klingelte und die Kammerfrau erschien.

„Rufen Sie den Invaliden herauf," befahl er.

Der alte Mann kam und grüßte militärisch.

„Ich habe Euch einen Auftrag der gnädigen Frau mitzuteilen, den Ihr pünktlich vollziehen werdet."

„Sehr wohl, Herr —"

„Der Forstgehilfe aus der Einöd wird in kurzer Zeit auf der Villa eintreffen."

„Sehr wohl, Herr —"

„Ihr habt ihn unten am Tor des Parkes zu erwarten, ihm zu melden, daß die gnädige Frau nicht für ihn zu sprechen ist und ihm diesen Brief zu übergeben."

„Sehr wohl, Herr —"

„Ihr seid ein alter Soldat und wißt einen Befehl pünktlich auszuführen. Sollte der junge Mann Euch dies oder jenes fragen, zum Beispiel

ob die gnädige Frau krank sei oder dergleichen, so wißt Ihr nichts. Verstanden?"

„Sehr wohl, Herr —"

Der Invalide machte kehrt und entfernte sich. Werner ging an ein Fenster, und nach einiger Zeit sah er Hans in den Park treten. Der alte Weber war auf seinem Posten. Die weite Entfernung machte es dem Professor unmöglich, das Gesicht des Jägers zu beobachten, er sah nur, daß Hans den Brief las und dann stehenden Fußes umkehrte. Er nickte zufrieden und begab sich zu Feodore, die ihn in einem anderen Zimmer erwartete. Sie sah bleich, aber gefaßt aus.

„Er ist fort," sagte Werner.

„O Gott, er ist im stande und tut sich ein Leid an."

„Das tut er sicherlich nicht," beruhigte der Professor; „ich kenne derartige Naturen besser. Jetzt wird er toben und die vornehme Frau, die ihr Spiel mit ihm getrieben, anklagen und verwünschen. Allmählich wird er sich beruhigen, und sein Zorn wird sich in Bitterkeit verwandeln. Diejenige Arznei aber, von der ich mir am meisten verspreche, ist die Banknote, die er morgen als Honorar für seine Lektionen empfängt. Daß er

für seine Bemühungen von dir bezahlt wird, das wird auf ihn wirken wie ein kaltes Sturzbad. Hätten wir dem Brief, den er soeben erhalten hat, die Banknote beigelegt, er würde sie zerrissen und in den Boden gestampft haben, erhält er sie morgen, so wird er sie einfach zurückschicken, wie ich ihn kenne. Jedenfalls aber wird er kuriert sein."

„Werner, Werner, du bist ein harter Mann."

„Ich handle als Arzt, der das Übel von Grund aus heilen will — und sei versichert, meine Tochter, die Heilung wird rasch erfolgen. Daß du es bist, die für seine weitere Ausbildung Sorge tragen wird, darf er freilich jetzt nicht erfahren — wir finden wohl einen Ausweg — später mag er immer wissen, aus wessen Hand die Gelder geflossen sind, die ihm den Besuch der Forstakademie ermöglichten. Vorläufig aber muß er dich für das halten, was du scheinen mußt — das ist die Sühne, die ich über dich verhänge. Und nun, Feodore, wann gedenkst du abzureisen?"

„Sobald als möglich, lieber heut als morgen."

„Recht so. Ich kehre heute abend in die Einöd zurück, um meine Habseligkeiten zusammenzupacken. Morgen bin ich wieder hier, dann werde ich dir

beim Ordnen deiner Angelegenheiten behilflich sein."

Feodore drückte schweigend die Hand des Freundes.

* * *

Mit seiner Behauptung, Hans werde sich kein Leid zufügen, hatte der Professor vollkommen recht gehabt. Als der Jäger den von Werner diktierten Brief seiner Gönnerin gelesen hatte, knirschte er vor Zorn und Beschämung.

„So sind die Vornehmen! O, ich hab's nimmer glauben wollen, was man in den Büchern über sie liest — wie schlecht, wie grundfalsch! — Und du Tollkopf," er gab sich noch andere schwer wiederzugebende Ehrentitel, „du Narr hast auch nur einen Augenblick glauben können, daß es ihr Ernst sei! O du, du! — Aber wenn du meinst, du stolze Frau in deinem italienischen Schloß, ich gräme mich um dich, da bist du sehr im Irrtum — ich mich grämen!" — Er lachte krampfhaft auf. „Ich hatte so die Geschichte längst satt und wäre über kurz oder lang weggeblieben — ein solcher Kerl wie ich ist für deinesgleichen viel zu gut."

Er kam an dem Wirtshaus vorüber, und um sich selber zu beweisen, wie wenig er sich aus dem

Geschehenen mache, beschloß er, hineinzugehen und mit den Gästen lustig und guter Dinge zu sein. Aber die Gaststube war leer, nur die Wirtin und eine Magd befanden sich darin.

Hans nahm Platz, hing seine Flinte an die Wand und leerte das erste Glas mit einem Zug. Das kühlte. Er hätte so gern einen Zechgenossen gehabt, um mit diesem zu plaudern und zu scherzen, aber es wollte keiner kommen, und zudem schien es ihm, als ob er der Gegenstand der leisen Unterhaltung sei, welche die beiden Frauenspersonen führten, wenigstens warfen sie zuweilen einen raschen Blick nach ihm hinüber, und aus ihrem Zwiegespräch drangen einzelne Worte wie „italienisches Schloß" und „gnädige Frau" an sein Ohr. Das hatte noch gefehlt! Er trank heftiger und mehr als er gewohnt war, aber der schäumende Gerstensaft hatte nicht die gewünschte vergessenmachende Wirkung, im Gegenteil trat jetzt, nachdem sich in dem armen Jungen der erste Zorn gelegt hatte, das Bild der schönen Frau in seinem ganzen Liebreiz vor seine Seele.

So zutraulich, so herzlich war sie gegen ihn gewesen, und das alles war nur Spiel! Welche Hoffnungen für die Zukunft hat sie in ihm er-

weckt! Und jetzt, jetzt lacht sie über den gutmütigen, dummen Jungen.

Heiß, siedend heiß stieg ihm das Blut in den Kopf, das Zimmer wurde ihm zu eng, er bezahlte seine Zeche und eilte ins Freie.

Wohltätig spielte die kühle Abendluft um seine Schläfe und sein wallendes Blut kam einigermaßen zur Ruhe. Er stieg den Berg hinan. Sonst wenn er von ihr heimkehrte, blieb er an einer Waldecke stehen und blickte zurück nach der Villa. Dann sah sein scharfes Auge auf der Terrasse eine helle Frauengestalt, die ein Tuch flattern ließ. Heute betrat er den dämmerigen Wald ohne rückwärts zu schauen.

Es ist alles ein Traum gewesen, es soll ein Traum gewesen sein. Er will das italienische Schloß und seine herzlose Bewohnerin vergessen. Und um auf andere Gedanken zu kommen, mißt er den Durchmesser eines mächtigen Tannenstammes und berechnet, wieviel Klafter Scheitholz sie geben wird. Aber er kann mit seiner Rechnung nicht zu stande kommen, er hat die Formel vergessen — er hat ja in den letzten Wochen Wald Wald und Bäume Bäume sein lassen und nur an sie gedacht, an die Dornrose, die er drüben in der

Habichtsburg an jenem verhängnisvollen Morgen wachgeküßt hat.

Aber es ist anders gekommen, als wie es im Märchen steht. Da geht der arme Hans wieder durch den Wald, ärmer, vieltausendmal ärmer als vormals. Seinen Dienst hat er vernachlässigt, mit dem Förster hat er sich heute entzweit; wenn der jetzt die Drohung des Forstgehilfen ernst nimmt und ihm den Dienst kündigt! — und Eva —

Er fühlt einen schmerzlichen Stich in der Brust. Was hat er an dem lieben Mädchen verbrochen! Kann er das wieder gutmachen? Wenn sie erfährt —

Er schlug sich mit der Faust vor die Stirn und stöhnte wie ein Wild, welches den Todesschuß empfangen hat.

„Ich will ihr alles gestehen — nein, dem Förster will ich's erzählen — nein, auch dem nicht — dem Professor will ich mich entdecken, der wird mir raten und helfen. Arme Eva, gutes, herziges Mädchen, wie konnte ich dich vergessen? — Es ist doch wahr, was man erzählt vom bösen Zauber — sie hat mir's angetan — ich bin auf die Irrwurz getreten und lange in der Irre herum-

gegangen. Jetzt bin ich erwacht — es war ein böser, ein toller Traum."

Es fröstelte ihn. Von der Höhe, die er binnen kurzem erreichen mußte, kam ein kalter Wind und die Tannenwipfel neigten sich flüsternd zueinander. Sie erzählten sich, daß auf den jungen Jäger, der da durch den Wald geht, der Tod lauert.

Hans hatte den Gipfel des Bielsteins erreicht und stieg den jenseitigen Abhang hinunter.

„Wenn ich jetzt unten in der Einöd ankomme," sprach er zu sich, „so treffe ich die ganze Familie beim Abendessen. Ich will bei der Habichtsburg warten, bis es völlig Nacht geworden ist, ich mag ihr heute abend nicht unter die Augen treten. Morgen, morgen soll ein anderes Leben beginnen."

Er stieg hinab zu der Burgruine und setzte sich auf einen bemoosten Stein, die Flinte lehnte er neben sich.

Der Mond stieg über die Tannenspitzen herauf und blickte dem Jüngling neugierig in das verstörte Gesicht. In dem ungewissen Schein des bleichen Gestirns nahmen die Bäume und Büsche allerlei abenteuerliche Gestalten an und die Trümmer der Habichtsburg warfen große; seltsam zerrissene Schatten über den Abhang. Aus dem Tal

stieg weißer Nebel empor und zog sich höher und höher, bis der ganze Berg wie mit einem Netz von taufeuchten Spinnenweben überzogen war.

Hans hatte Ruhe gewonnen und einen Entschluß gefaßt. Sein Abenteuer mit der Generalin wird aller Wahrscheinlichkeit nach bekannt werden, er will dem zuvorkommen und dem Professor Werner alles beichten. Der soll dann bestimmen, wie er sich zu verhalten hat. Und wenn sich Eva von ihm abwendet, dann will er gehen, soweit ihn seine Füße tragen, aber sie wird ihm vergeben — er hofft es, er weiß es. Er kann ja nichts dafür, daß es so gekommen ist. Eva ist seine erste Liebe, seine einzige Liebe — das andere war Blendwerk.

„Gelt, liebe Eva," sagte er halblaut in die Nacht hinein, „gelt, du bleibst mir gut, ich hab' dich ja so lieb, so lieb — du wirst nicht so unversöhnlich sein —"

Die Stimme versagte ihm, seine Kehle ward zusammengeschnürt, ein Ruck am Hals und gleichzeitig ein Schlag auf den Kopf warfen ihn bewußtlos auf den Boden.

Zwei Männer hatten die Kniee auf die Brust des Leblosen gestemmt und hielten ihn an Hals und Brust.

„Du hast ihn totgeschlagen, Franz," sagte der eine.

„Nein, er zuckt noch. Mach schnell und binde ihm Hände und Füße zusammen, bevor er wieder zu sich kommt. Wenn er eher munter wird, als du fertig bist, schneide ich ihm den Hals ab."

Hans war gebunden. Jetzt erst befreite der Wilderer den Hals seines Opfers von der erstickenden Schlinge und schob ihm ein zusammengedrehtes Tuch in den Mund.

„So," sagte er mit leisem Lachen, „jetzt kann er wieder lebendig werden, jetzt ist er unschädlich. Sieh, sieh, er regt sich."

Wirklich war Hans zum Bewußtsein seiner selbst und seiner fürchterlichen Lage gekommen. Er machte verzweifelte Anstrengungen, seine Bande zu sprengen, aber die Schurken hatten ihre Vorkehrungen gut getroffen.

„Sperr dich nur, Grünspecht!" höhnte der eine Wilddieb, „du wirst keinen braven Menschen mehr ins Zuchthaus bringen. Jetzt auf mit ihm! Bis zur Spalte müssen wir den jungen Herrn schon tragen. Faß du oben an, ich will seine Füße nehmen und die Flinte wollen wir nicht vergessen — wo ist der Schießprügel?"

„Dort muß er im Gras liegen, wo er gesessen ist. — Horch! Hörst du nichts?“

„Dummes Zeug, du Hasenfuß! Schnell, suche die Flinte, man darf sie hier nicht finden. — Hölle und Teufel, Ernst, was hast du?“

Dieser krallte die Hand in den Arm seines Bruders und deutete sprachlos vor Entsetzen nach dem Wald.

Eine weiße, vom Licht des Mondes übergossene Gestalt ward zwischen den Tannenstämmen ab und zu sichtbar und kam, wie es schien, näher. Jetzt trat die Gestalt aus dem Wald und hob wie drohend den Arm empor.

„Das Habichtsfräulein!“ stießen die beiden Wilderer, von tödlichem Schreck ergriffen, gleichzeitig hervor. „Fort, fort!“ Und in toller Flucht rannten sie in den Wald hinein.

Eva kniete neben dem Jäger, der noch immer vergebliche Versuche machte, sich von seinen Fesseln zu befreien. Schnell zog sie ihm das Tuch aus dem Mund und zerschnitt mit seinem Weidmesser die Stricke.

„Nimm deine Flinte,“ keuchte sie, „schnell, schnell — sie können zurückkommen.“

Damit war es aber auch mit ihrer Kraft

vorbei; neben dem Geretteten sank sie auf den Boden.

Hans war aufgesprungen, hatte seine Waffe ergriffen und hielt sie im Anschlag, aber alles blieb ruhig; die beiden Mordgesellen mußten schon weit entfernt sein. Er beugte sich zu dem erschöpften Mädchen nieder.

„Eva, liebe, liebe Eva, du hast mir das Leben gerettet."

„Laß das, Hans," sagte sie tief atmend, „beschäftige dich jetzt nicht mit mir, sei auf deiner Hut — sie können wiederkommen."

„Die kommen nicht zurück, sie haben dich für das verwunschene Fräulein gehalten. — Sage mir, Eva, wie kommst du hierher?"

„Der alte Friederle hat die beiden Hübner belauscht, als sie auf der Lauer standen, um dich zu überfallen. Er ist gelaufen, um dem Vater mitzuteilen, was er gehört. — Der Vater war nicht da — da bin ich allein in meiner Todesangst heraufgelaufen, um dich womöglich zu warnen."

Hans sank neben Eva auf die Kniee nieder.

„Eva," stöhnte er, „du hast mir das Leben gerettet. O, hättest du mich sterben lassen! Nunmehr wäre alles vorbei — und mir wäre wohler

als jetzt. — Eva, du weißt nicht, was mit mir vorgegangen ist — die schöne Frau aus dem italienischen Schloß — ich kann nichts dafür — sie hat mich verzaubert — ich bin mit Blindheit geschlagen gewesen — Eva, kannst du mir vergeben?"

„Ich hab's gewußt," sagte Eva leise, „ich hab's gewußt. Tu, was du tun mußt, Hans. Du bist gerettet, das übrige geht mich nichts an. — Und wenn dir's gut geht draußen in der Welt, denk manchmal zurück an das Forsthaus in der Einöd, an die arme Eva, die dich so lieb, so lieb —" Sie konnte vor Tränen nicht weitersprechen.

Hans war tief erschüttert.

„Hör mich, Eva," sagte er in bittendem Ton. „Wenn ich dir nun versichere, daß mir die Augen aufgegangen sind, daß ich nur dich liebhabe, wirst du mir verzeihen können? Eva, sprich doch ein Wort! Sieh, ich war nicht bei Sinnen; — als ich die schöne Frau schlafend im Wald fand — da, da hat sie mir's angetan — es ist vorbei, auf immer vorbei, so wahr mir Gott helfe! — Eva, sei mir wieder gut — ich will dir mein Leben lang die Hände unter die Füße legen, nur sage mir

ein Wort — sage mir, daß du mir wieder gut bist."

„Du bist mein lieber Hans," stammelte das Mädchen und schlang die Arme um seinen Hals. „Es mußte ja so kommen, mein armer Hans — es ist die Geschichte von dem Fischer und der Nixe — du warst verzaubert, du hattest die Erinnerung verloren — nun bist du erlöst, bist wieder mein, mein lieber Hans."

„Hallo!" erscholl von unten eine kräftige Stimme durch den Wald. „Eva, Hans!"

Hans erwiderte den Ruf, und nach wenigen Minuten tauchte der Förster, gefolgt von einigen Bauern, aus dem Nebel auf. Zu dem Rettungswerk kamen die Männer zu spät. Das schwache Kind hatte es allein vollbracht.

* *
*

Der Anschlag auf das Leben des Forstgehilfen machte natürlich in der ganzen Gegend großes Aufsehen. Die Organe der öffentlichen Sicherheit taten alles mögliche, um der Gebrüder Hübner habhaft zu werden, aber es war, als ob die Erde die beiden Strolche verschluckt habe. Daß die Tat und das unerklärliche Verschwinden der Wilderer mit der Abreise eines der besten Kurgäste von

Kaltenbrunn im Zusammenhang stehe, davon hatte niemand eine Ahnung.

Die Generalin von Helmhoff erfuhr, dank der Veranstaltung Werners, nichts von dem Ereignis. Zwei Tage nach demselben reiste sie in der Begleitung des Professors ab.

Das drastische Mittel, welches letzterer anzuwenden beabsichtigt hatte, um seinen Patienten, den Forstgehilfen Hans, völlig zu heilen, blieb letzterem erspart. Der nächtliche Vorfall auf dem Bielstein hatte jedes weitere Mittel, den irregeleiteten Jüngling auf die rechte Bahn zurückzuführen, überflüssig gemacht.

Vor seiner Abreise hatte Werner noch eine lange Unterredung mit seinem Freund, dem Förster, und wir wollen dem Leser nicht verhehlen, daß der Gegenstand derselben kein anderer war als die Zukunft des Forstgehilfen.

Dieser trug ein paar Tage lang als Erinnerungszeichen an den Überfall im Wald eine tüchtige Beule am Kopf und um den Hals einen Ring mit sich herum, welch letzterer nach und nach alle sieben Regenbogenfarben annahm und dann verschwand.

Hans verhielt sich sehr still und bescheiden und suchte sich durch verdoppelten Eifer in der Gunst

des Försters wieder zu befestigen, der sich auf Anraten des Professors alle Mühe gab, recht streng und ernst dreinzuschauen.

Als der Wind das Laub von den Bäumen wehte, verließ Hans die Einöd, um die Forstakademie zu beziehen. Professor Werner hatte es durch seine Verbindungen dahin gebracht, daß die für das Studium nötigen Mittel zur Verfügung gestellt werden konnten, allerdings vorläufig nur für das erste Jahr. Der Professor hatte aber in seinem letzten Brief die Hoffnung durchschimmern lassen, daß, falls der Akademiker Hans Grubenhofer sich besonders auszeichnen sollte, eine Unterstützung auch für die übrige Studienzeit nicht außer dem Bereiche der Möglichkeit liege.

Der Abschied des bisherigen Forstgehilfen von der Familie war kurz, aber herzlich. Der Förster gab ihm verschiedene wohlgemeinte Ratschläge, die ziemlich unlogisch aneinander gereiht waren, und einen neuen Büchsenranzen aus Dachsfell auf den Weg. Die Frau Muhme sprach weinend ihre Ansicht aus, daß sie es nicht mehr erleben werde, den jungen Herrn Förster begrüßen zu können, die Kinder heulten, daß sie der Bock stieß, und der krummbeinige Dachshund Fex bellte dazu.

Daß Eva bei der Abschiedsszene fehlte, schien niemand zu bemerken, und als am Abend in der Schenke die Frau Haltenwirtin dem Förster dienstfertig berichtete, Eva habe Hans vor dem Dorf erwartet und ihm bis an den Ausgang des Tales das Geleite gegeben, da sagte der Förster gleichmütig: „Frau Gevatterin, wir sind auch einmal jung gewesen. — Geben Sie mir ein Glas Bier, vorher aber einen kleinen Wuppdich."

* * *

Die Bäume in den Wäldern der Einöd haben drei Jahresringe angesetzt. Manche alte Tanne ist seufzend der Holzart erlegen, manche junge Pflanze ist dem Samenkorn entstiegen — im ganzen hat sich die Landschaft nicht verändert.

Die alten Berge erzählen sich noch immer in den Mondscheinnächten von der guten alten Zeit, und das luftige Geistergesindel spukt nach wie vor um die zerfallenen Denkmäler verrauschter Jahrhunderte, ob auch das Habichtsfräulein — das möchten wir bezweifeln.

Die Habichtsburg ist nämlich von der Kaltenbrunner Badedirektion in das Bereich der Park- und Waldanlagen gezogen und ziemlich geschmackvoll restauriert worden. Die Geister hegen aber

gegen derartige Neuerungen eine unüberwindliche Abneigung, und so gern sie mit Jägern, Köhlern und Holzhauern verkehren, so wenig behagen ihnen die nach dem Modejournale gekleideten Männlein und Weiblein, wie solche jetzt den Bielsteinwald unsicher machen. Da gibt es Kaffeegesellschaften, Maibowlen, Picknicks und kostümierte Waldfeste, lauter Dinge, die ein verständiges Gespenst verabscheut, wie ein Herrnhuter das Ballett.

Aber was fragt der spekulative Badeeigentümer nach einem armen, verwunschenen Fräulein, hat er doch sogar die in seinen Besitz übergegangene Villa Feodore in eine Pension anglaise umgewandelt.

Auch um ein Naturwunder ist Kaltenbrunn reicher geworden, man hat nämlich auf dem Bielstein eine Felsenspalte entdeckt, die mit einer am Fuß des Berges befindlichen Höhle in Verbindung steht. Der Badedirektor ist noch nicht mit sich einig, ob er die Höhle nach dem Muster der Grotte von Monsumano als Heilanstalt oder als Bierkeller benutzen soll. Einstweilen ist die Öffnung des Schachtes mit einem Geländer umgeben worden und der Führer, der den schaulustigen Badegästen gegen Erlegung einer bestimmten Taxe das Wunder

zeigt, pflegt einen Stein hinabzuwerfen. Alsdann dürfen die p. t. Fremden bis zwanzig zählen, denn so viel Zeit braucht der Stein, bis er unten aufschlägt, und sich wundern, soviel sie wollen.

Bis in die Sohle des Einödtales ist der unternehmende Besitzer des Bades Kaltenbrunn mit seinen Versuchen, die Natur zu verbessern, noch nicht gedrungen, und das ist keinem lieber als dem Förster Ditmar, dem seine Einöd, so still und abgelegen, so wild und doch so traulich wie sie ist, ans Herz gewachsen ist.

* * *

Es ist wieder Herbst, ein warmer, heiterer Septembertag.

Die Tür des Forsthauses ist mit einem Gewinde aus Tannenreis und roten Vogelbeerdolden geschmückt und aus dem Innern dringt ein Gewirr von Stimmen fröhlicher Menschen. Der junge Förster Hans Grubenhofer feiert seine Hochzeit mit Jungfrau Eva Ditmar, und da geht's hoch her.

Vor dem Haus stehen mehrere Fuhrwerke und an einem langen Tisch vertilgen die Knechte, die ihre Herrenleute zu dem Fest in der Einöd gefahren haben, unglaubliche Massen von Fleisch, Sauerkraut und Bier.

Unser alter Bekannter, der Friederle, ist unter ihnen. Er hat eigentlich die Honneurs an der Tafel zu machen, aber die Festfreude und der Überfluß, in dem er schwelgt, haben ihn ganz aus dem Häuschen gebracht. Er mengt alle Bibelsprüche, die ihm zu Gebote stehen, kunterbunt durcheinander und schluckt alles durcheinander, Braten, Kuchen, Bier, Sauerkraut, Reisbrei und Schinken.

Übrigens geht es dem Alten jetzt recht gut; er hat's nicht mehr nötig, Holz zu stehlen und denkt auch nicht mehr an die in der Einöd verborgen liegenden Goldschätze. Er wird nämlich anständig verpflegt und hat auch noch ein Taschengeld von zweieinhalb Groschen per Tag. Wem er dies zu danken hat, das hat er erst ganz kürzlich erfahren; es ist nämlich die Witfrau aus dem italienischen Schloß, die in so großmütiger Weise für den Friederle sorgt — warum? Darüber hat der Alte seine eigenen Gedanken, und er dürfte nicht weit von der Wahrheit entfernt sein, wenn er das Interesse, welches die vornehme Dame an ihm nimmt, mit der Rettung des Jägers aus Mörderhänden in Zusammenhang bringt.

Auch der junge Förster, Hans Grubenhofer,

weiß jetzt, aus wessen Hand die Gelder geflossen sind, die ihm den Besuch der Akademie ermöglicht haben, er weiß auch, daß es sein väterlicher Freund, der Professor Werner war, dessen starke Hand rettend eingriff, als zwei Personen blindlings ihrem Verderben zustrebten, und wenn er jetzt an die schöne Frau denkt, deren Erscheinung einst seinen Sinn umnebelte, so geschieht es nur mit dem lautern Gefühl der Dankbarkeit. Hans ist seit einigen Wochen wohlbestallter Förster in Zell und wird morgen sein junges Weibchen, das ihm vor einer Stunde angetraut worden ist, in seine neue Heimat führen.

Zell ist hoch im Gebirg gelegen, ein rauher Ort, der im Winter völlig eingeschneit wird, und die gute Frau Muhme, die es ihrer Ahnung zum Trotz doch erlebt hat, den jungen Förster begrüßen zu können, hegt die Besorgnis, daß die Luft von Zell Evas Gesundheit nachteilig sein werde.

Nein, Frau Muhme, dem blonden Försterkind aus der Einöd können Wetter und Wind nichts anhaben. Aus dem Jägerhaus in Zell wird eine Schar rotbäckiger Rangen hervorgehen, die sich im Schnee herumtummeln wie einst vor Jahrhunderten die Kinder der blondhaarigen Recken, die dem Wodan und dem Thor opferten.

In der geräumigen Wohnstube finden wir die Familie des Försters und zahlreiche Gäste aus nah und fern versammelt. Das Brautpaar, der Brautvater und die Frau Muhme strahlen vor Glück und Freude. Evas älteste Schwester, die bereits die Grenze des Kindesalters überschritten hat, ist Brautjungfer und sieht in der kleidsamen Landestracht allerliebst aus. Fritz, der älteste Bruder, besucht jetzt eine Schule in der Stadt. Natürlich hat ihm der Herr Direktor für das Familienfest Ferien gegeben, und so ist denn der Herr Gymnasiast gestern mit einem etwas verwachsenen Rock, einer bunten Mütze, auf die er sich nicht wenig einbildet, und einem großen Bündel zerrissener Wäsche im väterlichen Haus eingetroffen, um den Ehrentag seiner Ev' feiern zu helfen. Er hält sich bereits zu den Großen und blickt seine beiden jüngsten Geschwister, die noch in der Dorfschule schwitzen, etwas über die Achsel an, die aber machen sich nichts draus.

Die rechte Feststimmung ist noch nicht da; es geht noch sehr ernst und feierlich zu. Der Herr Pfarrer hat seinen Toast auf das Brautpaar ausgebracht und der weibliche Teil der Anwesenden hat natürlich einige Tränen vergossen, denn so

rührend hat noch kein Mensch gesprochen wie heute der Herr Pfarrer. Der Brautvater hat noch einen Trinkspruch, an dem er lange gedichtet und herumgefeilt hat, in petto, der aber wird erst dann losgelassen, wenn der rechte Mann gekommen ist.

Ein Wagen fährt vor das Haus. Der Förster und sein Schwiegersohn eilen ans Fenster und der Dachshund Fex gebärdet sich vor Freude wie toll.

„Er ist's, der Herr Professor Werner."

Man eilt hinaus und alle wollen ihm beim Aussteigen helfen, so daß er ein paar Minuten braucht, um auf den Boden zu gelangen. Das ist ein Fragen, Gegenfragen und Händeschütteln, das schier kein Ende nehmen will. Schließlich wird er wie ein Gefangener in die Stube geschleppt und des Försters Bärenfaust drückt ihn fast gewaltsam auf den Sitz nieder.

„Gönnt ihm Ruhe!" gebietet der Hausherr, „ihr laßt ihn ja nicht zu Atem kommen; ruhig, Fex, verwünschter Köter!"

„Ich danke euch für euren freundlichen Empfang," sagte der Professor, tief Atem holend, und betrachtete seine vom Drücken und Schütteln ge-

rötete Hand. „Ich danke euch von Herzen — wir werden ja noch Zeit haben uns auszusprechen. — Vor allen Dingen habe ich etwas mit dem Brautpaar ins reine zu bringen.“

Er erhob sich, schloß seine Reisetasche auf und entnahm derselben ein schweres Kästchen. Er öffnete es und ein Ah der Bewunderung ertönte aus aller Mund. Das Kästchen enthielt silberne Löffel, so massiv, daß man nötigenfalls mit einem derselben bei einem Raubanfall dem Attentäter den Schädel hätte einschlagen können. Von wem das Geschenk kam, sagte Werner nicht, aber das junge Paar und auch der Brautvater kannten den Geber oder vielmehr die Geberin.

„Seht,“ sprach der Professor und hob einen Löffel in die Höhe, „seht, Leute, bei dem Goldschmied, der die Löffel feilhielt, sah ich noch ein Ding, es war ein sogenannter Tafelaufsatz — unten stand ein Jäger und obendrauf ein Rehbock — das wäre am Ende für eine Frau Försterin auch kein übles Hochzeitsgeschenk gewesen, aber was sollt ihr mit dem Krimskrams? Diese Löffelungetüme passen besser in ein Jägerhaus. — Möget ihr mit denselben heute über fünfzig Jahre, umgeben von Kind und Kindeskind, euren

goldenen Jubelreisbrei gesund und fröhlich verzehren! Das ist mein Wunsch — und nun gebt mir etwas zu essen, denn ich verspüre einen mächtigen Hunger."

Bevor er jedoch dazu kam, diesen zu stillen, wurde er noch aufgehalten. Der Bräutigam zog ihn beiseite und sagte leise: „Das Geschenk kommt von der Generalin?"

Werner nickte. „Wenn Sie die Frau Majorin von Wildensee meinen, allerdings. Sie hat sich vor anderthalb Jahren mit einem tüchtigen, liebenswürdigen Offizier vermählt und vor vier Wochen habe ich ihren Erstgeborenen, einen kleinen, dicken Jungen, über das Taufbecken gehalten. Übrigens läßt sie Ihnen durch mich ihre herzlichsten Glückwünsche überbringen."

Sie schüttelten sich die Hände und nahmen Platz an der Festtafel.

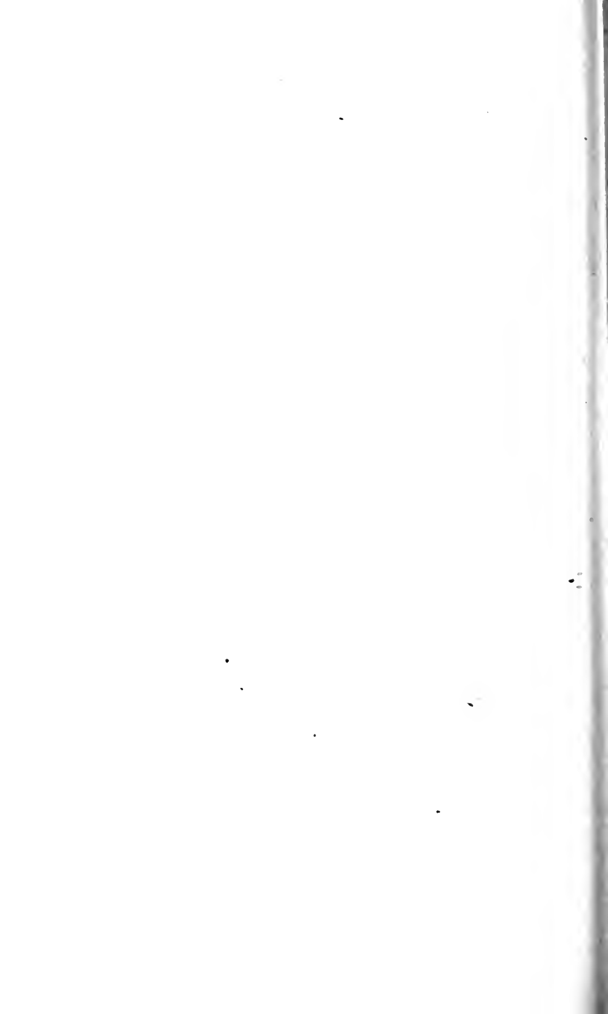
Der Förster aber räusperte sich, erhob sein Glas und rief:

„Ich leere dieses Glas bis auf die Hefe.
Hoch lebe unser Hans und seine Eve.
Hätt' sie als Habichtsfräulein ihm nicht gerettet das Leben,
Hätt' sie der Herr Pfarrer heut nicht können zusammengeben.

Drum soll er seine Frau halten in Ehren,
Wie sich's für einen braven Ehemann und Förster tut gehören.
Hoch lebe der Herr Pfarrer, der hat sie kopuliert,
Und der Herr Schullehrer, der dazu die Orgel gespielt.
Hoch leben alle unsere Ehrengäste,
Der Herr Professor Werner aber ist der allerbeste.



Der Schwiegersohn



I

Der Marktplatz von Hackelburg ist gar freundlich und sauber; er ist mit Linden bepflanzt, die reichlichen Schatten spenden, und ein großer Brunnen, der aus sechs Röhren kristallhelles Wasser sprudelt, nimmt seine Mitte ein. Auf der einen Seite des Marktes steht eine alte gotische Kirche, deren Türme leider nicht vollendet sind und plumpe Interimsmützen tragen. Der Kirche gegenüber befindet sich ein gleichfalls gotischer Bau mit Türmchen, Erkern und Spitzbogenfenstern; das in Sandstein ausgehauene Stadtwappen über dem Tor, die schwarze Tafel, auf welcher obrigkeitliche Bekanntmachungen kleben, und endlich die kleine Seitentür, über der mit goldenen Buchstaben das Wort „Ratskeller" steht, lassen keinen Zweifel, daß hier das Rathaus sei. Nebenan erhebt sich noch ein ehrwürdiges Giebelhaus, die Apotheke zum Erzengel Michael; die übrigen Gebäude sind neu.

Eines der letzteren hat an seinem Erdgeschoß große Fenster, deren jedes aus einem einzigen Stück Glas besteht, ein Luxus, der im Städtchen völlig vereinzelt ist. Hinter den Scheiben steht in Reih und Glied eine Anzahl junger Herren mit starrem Blick, zinnoberroten Wangen und wunderbar reichem Haupt- und Barthaar. Einige dieser Herren tragen Fracks, andere Röcke, Jaketts, Reit- und Jagdanzüge, einer sogar einen feinen türkischen Schlafrock, und alle haben im Knopfloch ein Stückchen Kartenpapier, auf welchem eine Nummer steht.

Ein harmloser Hinterwäldler aus dem nahen Gebirg, ein Kanadier, der noch Europens übertünchte Höflichkeit und luxuriöse Magazine nicht kennt, dürfte, wenn er diese Ausstellung aus der Ferne sieht, auf den Gedanken kommen, es befinde sich hier ein Heiratsbureau oder am Ende gar eine Art Morgue, wo man unbekannte Selbstmörder und Verunglückte ausstellt, wogegen freilich wieder deren blühende Gesichtsfarbe spricht. In der Nähe aber wird der Kanadier entdecken, daß die feinen Herren weder Heiratskandidaten noch Leichname sind, und wenn er dann über dem Eingang liest: „Heinrich Eckart, Schneidermeister",

so wird ihm wahrscheinlich ein Licht aufgehen über den Zweck der ausgestopften Stutzer.

Aus den teilweis geöffneten Fenstern des zweiten Stockwerks dringt unaufhörlich ein Geklapper, ähnlich dem einer Mühle, aber viel feiner, und wenn wir die Treppe hinaufsteigen und dem Geräusch nachgehen, kommen wir in ein großes Zimmer, in welchem, gebeugt über kleine eiserne Tischchen, die unten einen Tritt wie eine Scherenschleife und oben ein schnurrendes Räderwerk haben, sechs Jünglinge in Hemdärmeln sitzen, welche den klappernden Dingern fortwährend Tuchstücke in die Mäuler schieben.

Geneigter Leser! Du bist kein Kanadier und weißt, was jene sechs klappernden Geräte vorstellen; es sind Nähmaschinen, und die sechs Jünglinge nennt man im gewöhnlichen Leben Schneidergesellen.

An dem einen Ende des Zimmers befand sich eine lange, schön polierte Tafel, welche mit hohen Stößen verschiedenfarbiger Stoffe belastet war. Dort stand der Höchstkommandierende, der Schneidermeister Eckart. Er war ein wohlgenährter Fünfziger, sein Gesicht war von gesunder Farbe und nur wenig vom Alter gefurcht, sein Auge

war lebhaft und sein graues Haar stark und dicht.

Der Meister war nicht müßig. Vor ihm ausgebreitet lag ein Stück Tuch, auf welches er mit sicherer Hand das Profil eines jener Kleidungsstücke zeichnete, welche die seit Jahrhunderten bestehende Sitte dem starken Geschlecht als Bekleidung der unteren Extremitäten vorschreibt. Mit liebevollem Auge, wie Damon den Schattenriß seiner Phyllis, betrachtete Herr Eckart die schön geschwungenen Konturen, dann ergriff er eine mächtige Schere, ließ sie ein paarmal in der Luft zusammenklappen und schnitt rasch und sicher längs der vorgezeichneten Linie hin. Das zugeschnittene Stück wurde auf die Seite gelegt und der Meister griff wieder zum Zeichenstift, um nach den in einem Buch angemerkten Maßzahlen ein neues Kleidungsstück zu entwerfen.

Das Arbeitszimmer hatte zwei Türen, deren eine offen stand und den Einblick in ein anderes Gemach verstattete. Hier waren wieder sechs Gesellen, unterstützt durch zwei Lehrjungen, beschäftigt, und zwar hantierten sie, wie dies vor Erfindung der Nähmaschine durchweg geschah, mit Nadel und Fingerhut, denn sie hatten die in dem

ersten Zimmer gefertigten Teile zusammenzusetzen, Knöpfe anzunähen und Nähte auszubügeln, lauter Verrichtungen, die der Maschine spotten.

Nun sollte man meinen, daß die Bedienungsmannschaft der sechs Nähmaschinen sich in dem durchbohrenden Gefühl ihres an ein paar Räder und Federn geknüpften Daseins vor den Künstlern des zweiten Zimmers gebeugt hätten, doch fand gerade das Gegenteil statt. Wie der Lokomotivenführer von seinem schnaubenden Dampfroß stolz auf den im Staub hinschleichenden Fuhrmann herabschaut, so blickten die Herren an den Maschinen auf ihre mit dem Fingerhut bewaffneten Kollegen, und vor kurzem erst war es zu einem ernsthaften Konflikt gekommen. Ein im Maschinensaal arbeitender Geselle, der sich viel mit Politik beschäftigte, hatte eine Parallele zwischen dem Eckartschen Geschäft und dem englischen Parlament gezogen, und seine fünf Maschinenkollegen, denen dieser Vergleich außerordentlich gut gefiel, hatten seitdem ihr Arbeitszimmer das Haus der Lords, das zweite aber das Haus der Gemeinen genannt, worauf es sich ereignete, daß am nächstfolgenden blauen Montag ein Mitglied des Unterhauses über den Politiker herfiel und ihn windelweich prügelte.

Damit war das Signal zu einer Scheidung gegeben, die vielleicht ebenso-verhängnisvoll für das Eckartsche Geschäft geworden wäre, wie ihrerzeit die Parteistreitigkeiten der Guelfen und Ghibellinen für das römische Reich, wenn Herr Heinrich Eckart nicht energisch eingeschritten wäre. Er gab nämlich sowohl dem geprügelten Lord als auch dem geprügelt habenden Mitglied des Unterhauses den Laufpaß, womit der Friede wiederhergestellt war.

Eine im Maschinensaal befindliche Pendeluhr schlug zehnmal. Um diese Stunde wurde eine kurze Rast gehalten und ein Frühstück eingenommen. Das Geklapper der Maschinen verstummte und die Gesellen erhoben sich, um ihr Butterbrot in Empfang zu nehmen. Auch Herr Eckart legte die Schere aus der Hand und verließ das Zimmer durch die zweite Türe.

Der Raum, welchen er betrat, war die Wohnstube. Sie war geräumig und hell, blütenweiße Vorhänge umwölkten die Fenster, die Möbel waren altmodisch, aber darum solid und behaglich. Ein großer Spiegel, hinter welchem eine Pfauenfeder und ein Büschel vertrockneter Schilfblüten steckte, neigte sich in einem schiefen Winkel über die eingelegte Kommode, auf der blaugeblümte Meißener

Tassen, ein porzellanener Chinese und ein paar Muscheln prangten. Über dem Sofa hingen zwei mit Immortellen geschmückte Pastellbilder, welche einen ernsten Mann mit Jabot und entsetzlich hohem Rockkragen und eine krampfhaft lächelnde Frau in großer Dormense darstellten. Das waren die Schwiegereltern des Herrn Heinrich Eckart.

Als dieser das Zimmer betrat, war seine Ehehälfte, eine rundliche, gut konservierte Dame, beschäftigt, die letzte Hand an das für den Gemahl servierte Frühstück zu legen.

„So, Alter," sagte sie freundlich, „nun mach dir's bequem, hier ist auch die Zeitung. Es muß etwas Besonderes darin stehen, denn da vorn ist ein dicker Bleistiftstrich, wie ihn der Herr Registrator macht, wenn in der Politik etwas Wichtiges passiert ist."

„Eins nach dem andern," erwiderte Herr Eckart. „Zunächst wollen wir einmal sehen, was du mir Gutes zurechtgestellt hast. Schinken und kalter Kalbsbraten, bravo, Frau!"

Und Herr Eckart hieb mit immer noch recht gesunden Zähnen ein und schlürfte dazu langsam ein Glas Rotwein aus. Dann schenkte er sich ein zweites ein, lehnte sich in die Sofaecke und nahm

die Zeitung vor. Frau Eckart hatte sich, wie dies ihre Gewohnheit war, mit ihrem Strickzeug ans Fenster gesetzt und blickte abwechselnd auf ihre Nadeln und die Straße.

„Potz Blitz!“ fuhr der Meister aus seiner Lektüre auf. „Frau, hör zu, du wirst Augen machen.“

„Was ist denn los, Heinrich? Hat der Napoleon, der Krakeeler, wieder etwas angestellt?“

„Nein, es ist etwas viel Wichtigeres. Da haben sie in Amerika einen Schneider zum Präsidenten gemacht. Ja, die Amerikaner! Das ist eine Nation, vor der man Respekt haben muß.“

„Na, was ist denn das weiter?“ meinte die Frau. „Du bist ja auch Präsident gewesen beim Handwerkerwitwenunterstützungsverein.“

Herr Eckart lachte.

„Frau, das verstehst du nicht. Präsident in Amerika, das ist so viel wie bei uns Fürst. Denn in Amerika, mußt du wissen, gibt's weder König noch Kaiser, sondern das Volk wählt einen Präsidenten, der muß regieren', und wenn er seine Schuldigkeit nicht tut, so wird er abgesetzt. O, das Amerika! — Als Gesell habe ich oft die Idee gehabt, hineinzugehen, bis du mein Schatz ge-

worden bist, dann war's freilich nichts mehr. Aber wer weiß, zu was ich's drüben gebracht hätte."

„Na, Alter, ich sollte meinen, du hättest's auch hier zu etwas recht Ordentlichem gebracht."

„Das ist auch wahr," nickte der Meister, „und Gott soll mich behüten, unzufrieden zu werden."

Die Frau legte das Strickzeug auf das Fensterbrett, trat dicht an ihren Mann heran und legte die Hand zutraulich auf seine Schulter.

„Weißt du, Heinrich," sagte sie schmeichelnd, „eins fehlt dir doch noch."

„Du meinst eine Schwiegertochter?" nickte der Geliebkoste. „Wird auch werden."

„Nein, das meinte ich jetzt eigentlich nicht — — ich meinte, so ein angesehener Bürger wie du, der müßte auch einen Rang haben, einen Titel — — —"

„Kommt der Hochmutsteufel wieder zum Vorschein?" polterte der Meister. „Ich dachte, ich hätte dir den Kopf für alle Ewigkeit zurechtgesetzt. Rang — Titel! Soll ich mich lächerlich machen, wie der Schneider Roth, und auf mein Schild ‚Herrenkleidermacher' schreiben? Frau Herrenkleidermacherin Eckart — denke dir einmal das.

Das klingt fast so schön wie Frau Stabstrompeterin oder Frau Hofhühneraugenoperateurin."

Frau Eckart seufzte.

„Herrenkleidermacher ist freilich nicht viel besser als Schneider, aber ich habe mir sagen lassen, daß jetzt die Schneider in den großen Städten ihre Geschäfte Modewarenfabriken nennen, und sie selbst werden dann per ‚Herr Fabrikant' tituliert, und das klingt doch ganz anders als ‚Herr Schneidermeister'."

„Dummes Zeug," brummte Herr Eckart.

Seine Ehehälfte aber ließ sich nicht beirren und fuhr fort: „Bist du einmal erst Fabrikant, so kannst du auch Hoflieferant werden, und ich sehe gar nicht ein, warum du nicht den Kommerzienrat bekommen könntest, so gut wie der da drüben mit seiner hochnäsigen Frau, die in ihrer Jugend kein ganzes Hemd auf dem Leib gehabt hat."

„Hoho!" lachte Herr Eckart kräftig. „Frau Kommerzienrätin! Nicht übel ausgedacht! Dann machen wir die Bude zu und kaufen uns den reuß-greiz-schleiz-lobensteinschen Adel. Baron Eckart oder Eckartsberg — hm — klingt gar nicht übel. Nur schade, daß nichts draus wird."

„So hoch will ich auch gar nicht hinaus,"

sagte die Frau kleinlaut, „aber mit der Fabrik — das wäre denn doch zu überlegen. Mir ist's am Ende einerlei, aber du bist das unserem Sohn schuldig. Die Welt ist nun einmal so — so —"

„Dumm," ergänzte der Gemahl.

„Daß sie einen Schneider nicht für voll nimmt."

„Ist Präsident von Amerika nicht genug? Frau, ist der alte Derfflinger nicht auch ein Schneider gewesen? Und schließlich ist ja der Karl Doktor der Philosophie und kein Schneider."

„Aber doch der Sohn von einem Schneider," platzte die Gattin heraus.

„Alle Wetter, Frau, bring mich nicht in Harnisch! Schämt sich der Junge etwa seines Vaters? Das fehlte mir noch!"

„Wo du auch gleich hindenkst," lenkte die Frau ein. „Nein, glaube das ja nicht von unserem Karl. Aber ich weiß, daß er in seinem Gymnasium von den Schülern viel auszustehen hat. Er sagt's zwar nicht, aber man erfährt's doch und man müßte ja keine Augen im Kopf haben, wenn man nicht sähe, wie ihm der Kummer am Herzen nagt."

„Sooo? Was tun ihm denn die Rangen an?“

„Ziegenböcke malen sie an die Wandtafel, und wenn unser Karl den Rücken wendet, so meckern sie hinter ihm drein,“ rief Frau Eckart in höchster Aufregung und blickte ihren Mann herausfordernd an.

Herr Eckart lachte verächtlich.

„Und das geht ihm nahe? Da hätte ich ihm doch mehr Verstand zugetraut.“

„Und seinen schönen Henriquatre, den er mit von der Universität gebracht hat, hat er auch zum Opfer bringen müssen, denn sonst hätt' er's gar nicht aushalten können mit dem ‚Ziegenbart‘. Ja, Ziegenbart!“ schrie Frau Eckart, was sonst gar nicht ihre Gewohnheit war, mit lauter Stimme. „Das ist sein Spitzname, den wird er im ganzen Leben nun nicht wieder los — und das hat er dir zu verdanken, du — du Rabenvater!“

„Frau, versündige dich nicht,“ sagte der Meister ernst, und die erregte Dame, wohl einsehend, daß sie zu weit gegangen war, fing nun an leise zu schluchzen.

„Mit dem Karl werde ich ein vernünftiges Wort sprechen,“ fuhr Herr Eckart fort. „Glaube

mir, er wird einsehen, daß sein Verdruß kindisch ist. Ebenso wird er auch einsehen, daß ich mich nicht deiner Schrullen wegen lächerlich machen kann. Komm her, Alte, gib mir die Hand und denke nicht mehr an Fabrikant und Kommerzienrat. Meister und Frau Meisterin wollen wir bleiben, bis wir im Himmel einen Titel bekommen."

Frau Eckart lächelte unter Tränen, und der Meister fuhr in scherzendem Tone fort: „Ich glaube, Alte, du ahnst gar nicht, wie ehrwürdig unser Handwerk ist. Weißt du, wer der erste Schneider war?"

„Wer der erste Schmied gewesen ist, weiß ich," erwiderte die Frau, während sie mit dem Schürzenzipfel die letzten Tropfen von ihren Wangen wischte. „Das war der Tubalkain, wie es in der Bibel steht, aber vom ersten Schneider hab' ich noch nichts gehört."

„So will ich dir's sagen, und wenn du dann keinen Respekt vor meiner Profession bekommst, so will ich Hans heißen. Der erste Schneider war unser Herrgott selber, denn als er Adam und Eva aus dem Paradies gejagt hatte, machte er ihnen Röcke von Fellen — —"

Frau Eckart lachte.

„Sie hatten zwar schon vorher Schürzen von Feigenblättern," fuhr der Meister fort, „aber das schlägt mehr ins Putzmachergeschäft. Die ersten Röcke, das steht fest, hat Gott selber gemacht. Folglich ist mein Handwerk nicht nur eines der ältesten, sondern auch das respektabelste. Siehst du das jetzt ein?"

„Ja, aber —"

„Da gibt's nichts mehr zu abern. Mein Handwerk halte ich hoch und lasse nichts darauf kommen. Und wenn ich auch als Fortschrittsmann mein Geschäft reformiert habe und mit Maschinen arbeite, so werde ich doch nie und nimmer meine Firma ändern. Ein Schneider bin ich, als Schneider will ich leben und als Schneider will ich sterben. Punktum."

Frau Eckart seufzte lächelnd und sagte: „Alter, du bist ein guter Ehemann, ein vortrefflicher Vater und als Schneidermeister suchst du deinesgleichen, aber du bist doch ein Tyrann."

„Hoho," lachte der Meister, „ein Tyrann! Frau, brauche keine Fremdwörter, die du nicht verstehst."

„Nicht verstehst? So? Ich will dir gleich

zeigen, daß ich weiß, was ein Tyrann ist. — Ein Tyrann ist, wenn einer seine arme Frau tyrannisiert, und ist es umgekehrt, so nennt man's Xanthippe."

„Na, da hat man's ja," sagte Herr Eckart und lächelte überlegen. „Nichts weißt du, brauchst dich aber nicht zu schämen, denn ich hab's früher auch nicht viel besser gewußt, bis mir's der Karl erklärt hat. Tyrannen oder Dionyse hieß bei den alten Klassikern eine gewisse Sekte von närrischen Käuzen, welche Teegesellschaften gaben und dabei sogenannte Damoklesschwerter an Pferdehaaren über dem Tisch aufhingen, wobei natürlich oft ein Unglück passierte. So, nun weißt du, was Tyrannen sind, und wirst einsehen, daß diese Bezeichnung nicht auf mich paßt. Machst du mich aber mit deinem Fabrikanten- und Kommerzienratsschwindel rabiat, so stehe ich nicht dafür, daß eines Tages beim Mittagessen meine englische Patentschere an einem Haar über deinem Kopf baumelt."

„Du wärst's im stand," seufzte die Hausfrau. „Ah, da kommt unser Karl," fuhr sie in heiterem Ton fort und nickte freundlich ihrem Sohn zu, der auf das Haus zukam.

II

Ein paar Augenblicke später trat der Gymnasiallehrer Doktor Eckart in das Zimmer, um, seiner Gewohnheit gemäß, den Eltern einen Besuch zu machen, ehe er sich in seine Studierstube zurückzog.

Er war ein junger, gutgewachsener Mann von ungefähr fünfundzwanzig Jahren, doch ging er etwas nach vornüber gebeugt. Sein Gesicht war frisch, und da er noch nicht lange auf dem Katheder saß, so war bei ihm die Falte an den Mundwinkeln, die man recht wohl die Schulmeisterfalte nennen könnte, erst angedeutet.

Bei seinem Eintritt erhob sich der Schneidermeister, streckte ihm die Hand entgegen und rief mit kräftiger Stimme: „Guten Morgen, Doktor Ziegenbart!“

Als hätte jemand eine Orsinibombe nach ihm geschleudert, so prallte Karl zurück.

„Was soll das, Vater?“ fragte er mit zitternden Lippen.

Die Mutter rang die Hände unter der Schürze.

„Ich wollte nur sehen,“ sprach der Alte, „ob mein Sohn, der Doktor Eckart, wirklich ein solcher

Kindskopf ist, daß er sich über einen albernen Spitznamen ärgert, den ihm Schuljungen, die die Eierschalen noch mit sich herumschleppen, gegeben haben. Komm, setz dich her, Karl, laß uns ein vernünftiges Wort miteinander reden. — Siehst du, wie ich noch ein Bursche war, ein zünftiger Schneidergesell, so hat mich's, ich will's gestehen, manchmal gewurmt, wenn man die Schneider verhöhnte, und ich habe oft bitterlich darüber geweint, daß mich mein Vater nicht ein anderes Handwerk hat lernen lassen. Hin und wieder, wenn mir die Galle übergelaufen ist, habe ich auch zugeschlagen und, wie es bei der Gelegenheit zu gehen pflegt, ausgeteilt und eingenommen. Einmal, ich stand in Arbeit bei einem Meister in Leipzig, bin ich auf einem Tanzvergnügen mit den Studenten zusammengeraten, die das Lied vom Bruder Straubinger sangen. Es gab eine mörderliche Holzerei, wie man's nennt, und das Ende vom Lied war, daß ich vierzehn Tage mit zerschlagenem Kopf im Spital lag. Als ich wieder auf dem Zeug war, hielt mir mein Meister eine lange Strafpredigt. O, das war ein Mann! Er erzählte mir die Geschichte vom Bischof Willegis, welcher der Sohn eines Wagners war. Um ihn

zu ärgern, malten ihm die Leute Räder an die Wand. Was tut der Willegis? Er macht das Rad zu seinem Wappen und läßt darunter schreiben:

,Willegis, Willegis,
Denk, woher du kommen sis.'

Von der Zeit an war ich klug. Wenn wir in der Herberge saßen, war ich der erste, der das Lied vom Ziegenbock, der den Schneider gefressen, anstimmte, und weil die anderen sahen, daß ich mir nichts aus dem Spott machte und ich auch übrigens das Herz auf dem rechten Fleck hatte, so kriegten sie Respekt vor mir. — Einmal, ich und deine Mutter sind schon miteinander bekannt gewesen, waren wir zusammen auf einem Bürgerball und tanzten heckenhoch, und alle Welt sah auf uns, das heißt auf deine Mutter, denn sie war das schönste Mädchen in der Stadt."

„Heinrich," fiel Frau Eckart scheinbar sehr entrüstet ein, „dergleichen Übertreibungen verbitte ich mir, zumal vor unserem Sohn."

„Na, na," beschwichtigte der Meister, „vielleicht war es auch nicht so arg; du weißt ja, die Liebe ist blind. Doch, daß ich weiter erzähle; auf einmal kommt der Referendarius Müller, der jetzt Regierungsrat ist, auf mich zu, klopft mir auf die

Schulter und spricht: ‚Lieber Eckart, Sie haben doch Ihr Bügeleisen nicht vergessen, daß Sie der Wind nicht etwa wegweht?‘ Natürlich kichert und lacht alles ringsherum, und ich besann mich einen Augenblick, ob ich den Referendarius, der einen Kopf kleiner war als ich, an die Luft setzen soll, zum Glück aber behielt der Verstand die Oberhand, und ich sagte höflich: ‚Heut hab' ich's nicht bei mir, Herr Referendarius; da ich mich aber nun von dem Überfluß an Windbeuteln hierselbst überzeugt habe, so werde ich es in Zukunft nie zu Hause lassen, wenn ich hierher komme.‘ Da hatte ich die Lacher auf meiner Seite. Aber das war mir noch nicht genug. Ich ließ mir ein kleines stählernes Bügeleisen, so groß wie mein Daumenglied, vom Schlosser machen und trug es am nächsten Bürgerball als Berlocke an meiner Uhr. Und keiner Seele ist's eingefallen, mich wieder aufzuziehen. Siehst du, mein lieber Sohn, so habe ich die Spötter aufs Maul geschlagen. Mach's gerade so, bestelle dir ein kleines goldenes Bügeleisen für deine Uhrkette, oder wenn sie dich schon Ziegenbart titulieren, trage einen goldenen Ziegenkopf als Busennadel und du wirst sehen, man läßt dich in Ruhe.“

Der junge Mann hatte still den väterlichen Lehren zugehört. Auch die Mutter hatte geschwiegen, aber ihrem Sohne vom Fenster aus verstohlen gewinkt, dem Vater nicht zu widersprechen. Jetzt erhob sich Herr Eckart senior und strich dem Sohn über das braune Haar.

„Ich gehe wieder an die Arbeit. Beherzige, was ich dir gesagt habe, und zeige uns heute mittag ein fröhliches Gesicht."

Karl zwang sich dem Vater zulieb zu einem Lächeln und sagte: „Du hast recht, Vater. Es ist kindisch von mir, ich danke dir für deine Ermahnungen."

Der Meister ging wieder in das Maschinenzimmer und auch der Sohn erhob sich, um zu gehen. Die Mutter aber hielt ihn noch zurück; sie umhalste ihn und küßte ihn auf Mund und Wangen.

„Armes Kind," sagte sie in flüsterndem Ton, „er ist ein Tyrann, ein Dionys, aber ich, deine Mutter, fühle mit dir, ich fühle, was es für einen gelehrten Herrn, für einen Doktor, der nächstens Professor wird, heißt, der Sohn eines Schn—"

„Nein, Mutter," fiel ihr Karl in die Rede, „der Vater hat recht; es ist erbärmlich von mir,

daß ich mich über den schalen Spott ärgere, es soll auch heute zum letztenmal gewesen sein. Leb wohl, meine gute Mutter, ich habe noch zu arbeiten."

Er küßte sie herzlich und ging nach der Tür.

„Und vergiß nicht," rief ihm die Mutter nach, „die Strümpfe zu wechseln, denn auf der Straße ist's naß und du könntest den Schnupfen kriegen, und beim Schreiben bücke dich nicht zu tief herunter, das ist schädlich für die Brust, und mache das Fenster zu; wir haben trotz der Frühlingssonne noch rauhe Luft. Dem Aprilwetter ist nicht zu trauen, und im Handumdrehen ist eine Erkältung da."

„Ohne Sorge, Mutter!" sagte herzlich lachend der Sohn und ging hinaus.

Das Zimmer des Doktor Eckart war ein behaglicher Raum, wie ihn ein junger, mit Mitteln und Schönheitssinn ausgestatteter Gelehrter herzustellen liebt. Bunte Vorhänge dämpften das grelle Tageslicht. Auf dem mit grünem Tuch überzogenen Schreibtisch hatten Schriften und Bücher, deren man zum Handgebrauch bedarf, hinlänglichen Raum, ohne den Platz des Arbeitenden zu beengen. Die Repositorien waren keine schwer-

fälligen Ungetüme, deren oberstes Fach man nur mit Hilfe einer halsbrechenden Leiter erklimmen kann, sondern zierliche, aber dauerhaft gearbeitete Gestelle. Die Bücher hatten einfache, solide Einbände von einem Schnitt und einer Farbe, nur die Kupferwerke, die auf zwei kleinen Tischchen lagen, trugen reich vergoldete Gewänder. Leichte Rohrstühle, zwei weitarmige, silbergebuckelte Sessel und ein mit Ledertuch überzogenes Sofa standen an geeigneten Stellen. Über dem Sofa hing in schöngeschnitztem Rahmen ein großer Kupferstich, Kaulbachs „Homer und die Griechen", und auf einer von Efeu beschatteten Konsole stand eine Marmorbüste des olympischen Zeus.

Wenn etwas die einfache Schönheit des Zimmers beeinträchtigte, so waren es die zahlreichen Stickereien, welche von Frau Eckart gestiftet worden waren und bei jeder Gelegenheit vermehrt wurden. Vor dem Arbeitstisch lag ein mit dicken Rosen übersäter Teppich, unter dem Tisch stand ein mit Mäandern geschmückter Papierkorb, auf dem Tisch lagen Lampenteller, Federwischer und Buchzeichen in Schmelz, Perlen und Seide, und wenn sich der Herr Doktor am Abend auf das Sofa streckte, um vor dem Schlafengehen bei einer

leichten Lektüre noch eine Zigarre zu rauchen, so mußte er, um bequem zu ruhen, drei Rückenkissen und vier Nackenpolster zuvor entfernen.

An das Arbeitszimmer stieß eine geräumige Schlafstube, und in diese hatte der Doktor alle Reminiszenzen seines akademischen Lebens geflüchtet. Die eine Wand war mit vielen symmetrisch geordneten Photographien bedeckt, welche samt und sonders mit Mützen und Bändern geschmückte Musensöhne in mehr oder minder malerischen Attitüden darstellten. Auch sah man hier Ansichten der Universitätsstadt, sowie Bilder, welche die Hauptmomente des Studentenlebens verherrlichten, als da sind: Fuchstaufe, Kommers, Mensur, Karzer, Spritzfahrt und Komitat. Auf einem Tisch standen und lagen wappengeschmückte Biergläser, Zigarrenbecher, Tassen und Pfeifen mit dicken Seidenquasten. Den Bildern gegenüber waren zwei Trophäen aufgerichtet; die eine wurde gebildet durch ein paar Rapiere, einen schartigen Schläger, verblichene Mützen und dreifarbige Bänder, welch letztere mit gekreuzten Klingen und den Worten: „Thuringia sei's Panier!" beschrieben waren. Die zweite Trophäe war zusammengesetzt aus einer klobigen Pfeife, deren Troddeln aus Champagner-

pfropfen und Wollenfäden bestanden, einer weiß-braun-schwarzen Cerevismütze und aus einem ebenso gefärbten Wollenband, welches die Devise trug: „Unschuld, Bier, Rache!“ und darunter die Worte:

„Litum, litum, lei,
Lustig ist die Karzerei!“

Man erzählt von einem morgenländischen Premierminister, der sich in seinem Palast ein Zimmer eingerichtet hatte, in welchem er eine Hirtentasche, einen Stab und eine Flöte, die Insignien seines früheren Standes, aufbewahrte. Hatte ihm die Linke im Parlament die Hölle heiß gemacht, so zog er sich in das geheime Gemach zurück, ergriff seine Flöte und verscheuchte sich die Sorgen, indem er die Melodie: „Einst spielt' ich mit Zepter, mit Krone und Stern —“ dudelte. So zog sich auch der Doktor Eckart nach heißen Schultagen in seine akademische Rumpelkammer, wie er das Schlafzimmer nannte, zurück, und da er keine Hirtenflöte besaß, überhaupt kein Instrument spielte, so pflegte er dann, ein lustiges Studentenlied singend, auf und nieder zu gehen und mit den Reliquien seiner Burschenzeit zu liebängeln. Es kam auch, wiewohl selten, vor, daß in dem Schlafzimmer des Herrn Doktor ein kleines Gelage ab-

gehalten wurde, wenn zum Beispiel ein paar alte Universitätsfreunde zu Besuch kamen oder die Ferien einige geschätzte Mitglieder des Korps Thuringia in das Städtchen geführt hatten. Bei solchen Gelegenheiten war aber die in das Studierzimmer führende Tür hermetisch verschlossen, damit der den klassischen Alten in Halbfranz geweihte Raum nicht entheiligt werde durch die profanen Lieder vom schwarzen Walfisch zu Askalon oder von der Wassermaus und der Kröte, welche eines Abends noch sehr späte einen steilen Berg hinangingen.

Es war noch nicht lange her, daß der Doktor Eckart ins Philisterium getreten war. Sein Probejahr hatte er in einer entfernten Stadt abgehalten und gleich nach Ablauf desselben war ihm eine erledigte Stelle an dem Gymnasium seiner Vaterstadt übertragen worden. Hier in Hackelburg war er nun seit Ostern, das heißt seit drei Wochen tätig und hatte täglich Gelegenheit, sich zu überzeugen, daß diejenigen, welche aus ungezogenen Rangen Viri humanissimi heranzubilden haben, nicht auf Rosen gebettet sind.

Da er seinem Beruf in Treuen ergeben war, auch wenig Anlage zum Pedanten hatte, so hätte

er sich leicht über die mit dem Lehrerstand verknüpften Widerwärtigkeiten hinwegsetzen können, wäre er nicht unglücklicherweise das gewesen, was man in Hackelburg mit dem Provinzialismus „übelnehmerisch“ bezeichnet. Ja, er war übelnehmerisch, sehr übelnehmerisch, und obwohl er tapfer gegen diese Schwäche ankämpfte, so hatte er sie bis jetzt doch noch nicht besiegen können.

In der Stadt, wo er sein Probejahr abgehalten hatte, war er von den Sticheleien der Schüler verschont geblieben, da man den Stand seines Erzeugers nicht kannte. In seiner Vaterstadt aber hatten es die Taugenichtse sofort weg, von welcher Seite man dem neuen Lehrer zu Leibe gehen könne, und eines Tages, als er die Lehrkanzel bestieg, um seinem Auditorium die schwierige Regel vom Accusativus cum infinitivo zu erklären, las er den mit Bleistift geschriebenen Vers:

»Unus, ullus, nullus,
Solus, totus, alius,
Uter, alter, neuter,
Unser Herr Lehrer ist ein Schneider.“

Ein besonnener Pädagog hätte das ignoriert; der „übelnehmerische“ Doktor aber stürzte wie ein gereiztes Nilpferd von seinem Katheder herab und

suchte nach dem Verfasser, um demselben trotz des Paragraphen, der körperliche Züchtigungen verbietet, mit ein paar kräftigen Ohrfeigen seine geistreiche Poesie zu honorieren. Die jungen Herren blickten aber alle unschuldig drein wie neugeborene Turteltauben, so daß der erzürnte Mann durchaus keinen Anhaltspunkt für die Eruierung des Täters fand. Der Herr Direktor wurde zu Hilfe gerufen, und dieser stellte eine scharfe Untersuchung an. Zunächst sprach er dem unbekannten Täter ins Gewissen; er appellierte an dessen Ehrenhaftigkeit, die es sicherlich nicht dulden werde, daß ein Unschuldiger seinetwegen in Verdacht gerate, und stellte für ein freiwilliges Geständnis das geringste Strafmaß in Aussicht. Der verhärtete Bösewicht schwieg. Dann forderte der Herr Direktor die Gutgesinnten auf, das räudige Schaf namhaft zu machen. Vergebens, die Bande hielt zusammen wie ein Klumpen Kletten. Schließlich stellte der Direktor noch einen vierundzwanzigstündigen Termin und verkündigte, daß nach Ablauf desselben die ganze Klasse eingesperrt werden würde und daß dieselbe überdies seiner, des Direktors, Verachtung anheimfallen werde. Aber auch das wirkte

nicht. Die jungen Herren, gestärkt durch das Beispiel des Cajus Mucius Scävola und anderer klassischer Verschworenen, unterzogen sich mit verklärter Resignation dem Martyrium und saßen an einem Mittwochnachmittag ihren Arrest ab, der ihnen übrigens dadurch einigermaßen versüßt wurde, daß der Herr Doktor Eckart, der die Arrestanten zu überwachen hatte, gleichfalls um seinen freien Nachmittag kam.

Von dieser Zeit an hatte der arme Doktor in seiner Klasse keine gute Stunde mehr; ja sogar draußen in der freien Natur verfolgte ihn der boshafte Spott seiner Schüler, denn mehr als einmal war es ihm begegnet, daß ihn auf einsamen Waldspaziergängen ein unsichtbarer Kobold durch das Lied:

„Ich bin der Doktor Ziegenbart, Valleri, juchhe!"

aus seinem Frieden aufgerüttelt hatte.

Wer von seinen Schülern der Rädelsführer war, das wußte er längst; aber der Schlingel, übrigens ein hübscher, begabter Junge, ging so vorsichtig zu Werk, daß er nicht gefaßt werden konnte, und da er wegen seiner Körperkraft bei seinen Mitschülern in hohem Ansehen stand, war auch nicht daran zu denken, ihn durch Verrat ausgeliefert zu bekommen.

Was hätte das auch geholfen? Der Doktor war klug genug einzusehen, daß das Mittel, welches ihm ältere Kollegen und soeben, freilich in etwas anderer Form, sein Vater angeraten hatte, das einzige sei, um die Spötter zum Schweigen zu bringen. Aber — der Geist ist willig und das Fleisch ist schwach.

Jetzt ging der Doktor in seinem Schlafzimmer auf und nieder und hielt sich eine ernste Strafpredigt, die mit den Worten „schäme dich" anfing und mit „ändere dich" aufhörte, und nachdem er sich gehörig heruntergemacht hatte, legte er sich selbst eine Strafe auf. Er sang nämlich, allerdings sehr piano, das Spottlied: „Ich bin der Doktor Ziegenbart", welches zwölf Verse hatte, von Anfang bis zu Ende durch, und wie man auf eine bittere Arznei schnell ein Glas Wasser trinkt, so setzte er auf das Bockslied ein lustiges »Gaudeamus igitur«, daß die Decke widerhallte und die photographierten Korpsbrüder freundliche Gesichter machten. Letzteres beruhte indessen, wie er sich überzeugte, auf einer optischen Täuschung.

Nachdem er sich auf diese Weise von den bösen Dämonen befreit hatte, kehrte er in sein Arbeitszimmer zurück. Sobald er dasselbe betreten hatte,

verflüchtigte sich der kühne, burschikose Ausdruck seiner Züge; ein ernsthaftes, gesetztes Wesen, wie es sich für einen Pädagogen geziemt, trat an dessen Stelle, und sein vorher aufgerichteter Körper nahm die etwas überkippende Haltung an, die der olympische Zeus in der Ecke zu sehen gewohnt war.

Auf dem Schreibtisch lag ein hoher Stoß von Heften, die korrigiert werden mußten. Der Doktor ließ sich nieder, tauchte die Feder in rote Tinte und ging ans Werk. Es waren lateinische Exerzitien, und sie bestanden aus kurzen Sätzen, wie zum Beispiel: der Baum ist grün, der Himmel ist groß, die Erde ist rund, das Pferd ist ein Tier, die Menschen sind gut und schlecht u. s. w. Er las mit großem Ernst diese unumstößlichen Wahrheiten, machte hie und da einen Strich und notierte am Ende einer jeden Arbeit die Anzahl der Fehler.

Jetzt nahm er ein Heft in die Hand, dessen Eigentümer sich Max Engelmann nannte, und seine Stirn legte sich in Falten. Das war eben das räudige Schaf in der Herde, der mutmaßliche Dichter des „Doktor Ziegenbart". Von einer düsteren Ahnung durchschauert, schlug der Doktor das Heft auf und las mit bebenden Lippen: „Der

Ziegenbock hat einen langen Bart, die Hörner des Ziegenbockes sind groß, der Ziegenbock frißt Gras und Kraut, ich verachte den Ziegenbock," und so ging es fort.

Vorbei war es mit der Ruhe des Gelehrten, vergessen der gute Vorsatz, den er vorhin gefaßt hatte. Er warf die Feder auf den Tisch, daß die rote Tinte wie Blutstropfen umherspritzte, und sprang von seinem Sitz empor.

„Das ist zu stark!" rief er, während er, vor Aufregung zitternd, zwischen dem Schreibtisch und dem olympischen Zeus hin und her rannte. „Das ist mehr als ein Mensch ertragen kann."

Er kreuzte die Arme über der Brust und sann nach. Nach einigen Minuten hatte er einen Entschluß gefaßt.

„Ja, das will ich tun," sagte er. „Sein Vater ist ein braver Mann; dem will ich ein Licht über die Bosheit seines Sohnes aufstecken; der soll mir vermöge seiner patria potestas Ruhe verschaffen."

Er setzte sich wieder an den Tisch und überlas mit möglichster Selbstbeherrschung das Ziegenbockexerzitium.

„Und dabei ist die Arbeit völlig fehlerfrei,"

murmelte er. „Auch nicht ein Kasus ist falsch gesetzt. So talentvoll und so boshaft!"

Seine Feder sträubte sich, als er das Wort bene unter die Arbeit setzte. Dann legte er das Heft des Max Engelmann mit einem finstern Blick beiseite und fuhr in seiner Arbeit fort.

III

Am nächsten Sonntag, als der Herr Superintendent seine andächtigen Zuhörer mit dem wohlgemeinten Rat, sich zu bessern, entlassen hatte, und die frommen Kirchgängerinnen noch in Gruppen auf dem Marktplatz beisammen standen, um ihre Ansichten über die vernommene Predigt und den auffälligen Hut der Frau Oberappellationsgerichts-Vizepräsidentin auszutauschen, steuerte der Doktor Karl Eckart quer über den Markt und trat in das Haus des Herrn Kanzleirats Engelmann. Wenn er nicht seiner Gewohnheit gemäß den Blick auf das Straßenpflaster geheftet hätte, so würde er hinter einem Fenster einen blonden Krauskopf bemerkt haben, der niemand anderem als dem Dichter des Ziegenbockliedes angehörte und der bei Annäherung des Doktors schleunig zurückfuhr. Als dieser die Treppe hinaufstieg, fühlte er an seine

Brusttasche. Dort steckte das Ziegenbockexerzitium des jungen Herrn Engelmann.

Er klopfte an die Tür, auf der ein Messingschild mit Namen und Stand des Gesuchten glänzte, und eine zarte Frauenstimme rief: „Herein!" Als er eintrat, legte ein junges Mädchen eine Stickerei aus der Hand und erhob sich von seinem Sitz. Das war Fräulein Marie Engelmann, die Schwester des jugendlichen Bösewichts.

„Guten Morgen, mein Fräulein. Verzeihen Sie die Störung. Ist Ihr Herr Vater zu sprechen?"

„Die Eltern machen einen Besuch, müssen aber jeden Augenblick zurückkommen. Wollen Sie nicht Platz nehmen, Herr Doktor?"

Es wurden noch einige Redensarten gewechselt, nach welchen sich der Doktor wirklich setzte.

„Der Vater wird sich außerordentlich über Ihren Besuch freuen," meinte Fräulein Marie.

„Wer weiß," versetzte lakonisch der Doktor.

Das Mädchen blickte ihn erschrocken an.

„Mein Gott, es ist doch mit meinem Bruder nichts vorgefallen?"

Herr Eckart zuckte die Achseln.

„Sprechen Sie, Herr Doktor, was hat denn der Junge angestellt? Ist's was Arges?"

„Nun, wie man's nimmt; ich bin eben gekommen, um den vorliegenden Fall Ihrem Herrn Vater mitzuteilen."

Das Mädchen hob angstvoll die Hände empor.

„Aber ums Himmels willen, was ist denn geschehen? Er hat doch nicht gestohlen?"

„Nein, nein," schüttelte der Doktor; „es sind im Grunde nur mutwillige Streiche, die er verübt hat."

„Und gerade heute muß das kommen, gerade heute an seinem Geburtstag." Die Tränen traten ihr in die Augen.

„So, sein Geburtstag ist heute? Hm, hm."

„Ja, heute ist er elf Jahre alt geworden. O, Sie glauben nicht, Herr Doktor, wie lieb wir ihn alle haben, die Mutter namentlich; es sind ihr aber auch drei Knaben nacheinander gestorben — der Max ist ihr einziger Sohn — und glauben Sie mir, er ist nicht bösartig, nur ein wenig wild und leichtsinnig. — Ach, wenn Sie noch diesmal Nachsicht haben könnten!"

In der Brust des Doktors regte sich etwas. Er neigte nachdenklich seinen Kopf.

„Kommen Sie," fuhr das Mädchen fort, „ich will Ihnen seinen Geburtstagstisch zeigen."

Sie ließ ihn in ein Nebenzimmer eintreten. Auf einem Tisch stand ein großer Kuchen mit elf abgebrannten Wachslichtchen beklebt, daneben lagen Bücher, Kleidungsstücke, eine Armbrust und andere Spielsachen.

„Und das ist mein Geschenk," sagte Marie und hob eine gestickte Brieftasche empor.

Der Doktor bewunderte die zierliche Arbeit und über die Brieftasche flogen seine Augen zu dem schönen Mädchen, die in banger Erwartung dastand, ob er nicht von seinem fürchterlichen Vorsatz, die Festfreude zu stören, abstehen werde.

Der Pädagog kämpfte einen schweren Kampf, endlich sagte er leise: „Um Ihretwillen und um Ihrer Eltern willen werde ich schweigen; er verdient freilich diese Nachsicht nicht."

„Gott sei Dank," atmete das Mädchen auf und drückte dem jungen Manne die Hand, daß es diesen angenehm durchrieselte. „Und nun sagen Sie mir, was er für ein Unheil angerichtet hat; ich will's ihm schon stecken, verlassen Sie sich auf mich."

Der Doktor hätte aber um keinen Preis der Welt der jungen Dame gegenüber etwas von der Ziegenbockangelegenheit verlauten lassen mögen,

daher begnügte er sich zu sagen: „Lassen wir die Sache ruhen," und ging mit seiner Begleiterin in das andere Zimmer zurück.

Da er nun keinen Grund weiter hatte, auf die Rückkehr des Elternpaares zu warten, so griff er nach seinem Hut, um sich zu verabschieden. Da aber ging die Tür auf und die Frau Kanzleirätin, gefolgt von ihrem Eheherrn, rauschte herein.

„Ah, Herr Doktor," sagte die Dame, „das ist eine angenehme Überraschung." Sie machte dazu ein wahrhaft erschreckend freundliches Gesicht und verneigte sich, daß ihr umfangreiches Seidenkleid knitterte und knatterte wie ein entferntes Kleingewehrfeuer.

„In der Tat," echote der Gemahl, „eine höchst angenehme Überraschung." Er setzte in der Eile seinen Zylinder auf einen Stuhl und beeilte sich, die unbequemen Glacéhandschuhe (er trug deren nur Sonntags) auszuziehen, während die Frau Kanzleirätin mit Hilfe ihrer Tochter sich der äußersten Schale entledigte. Eine Minute später saß Madame auf dem Sofa neben dem Herrn Doktor, der sich so schmal wie möglich machte, um hinter der bauschigen Robe der Dame nicht gänzlich zu verschwinden. Der Herr Kanzleirat

saß steif auf der Kante eines Stuhles und rieb sich die Hände.

„Recht angenehmes Wetter heute," meinte er. Dagegen ließ sich nichts einwenden. Die gewandte Kanzleirätin aber lenkte sogleich das Gespräch auf etwas anderes.

„Es ahnte mir doch gleich heute morgen, daß wir durch einen Besuch beehrt werden würden; meine Schere fiel nämlich auf die Erde und blieb mit der Spitze in der Diele stecken — ich bin zwar nicht abergläubisch, aber es ist denn doch eine eigene Sache mit den Vorbedeutungen."

„Ja, ja," fiel der Kanzleirat ein, „ich habe selber Fälle erlebt, wie zum Beispiel damals, als der selige Schwiegervater das Verdienstkreuz erhielt. Da hat er drei Tage vorher auf der linken Seite der Brust ein krabbeliges Gefühl gehabt, wie von einem Nesselausschlag oder —"

Ein strenger Blick von seiten seiner Frau machte den Sprecher verstummen. Er fuhr, wie er dies immer tat, wenn er einen gescheiten Gedanken hervorrufen wollte, mit der flachen Hand über die Stirn, das heißt er rieb sich den Hinterkopf, bis in welche Gegend sich seine Stirn im Verlauf der Jahre ausgedehnt hatte.

„Gestern abend noch," fuhr die Kanzleirätin fort, „war von Ihnen die Rede. Ach, Sie glauben gar nicht, wie oft wir in der letzten Zeit von Ihnen gesprochen haben. Ihre Artikel über das häusliche Leben der alten Römer in dem illustrierten Wochenblatt haben uns alle wahrhaft hingerissen. Sogar mein Mann, der sich sonst leider Gottes für die Wissenschaft wenig interessiert —"

„Aber ich bitte, liebe Eulalia!"

„Auch mein Mann hat Ihre Aufsätze wahrhaft verschlungen, und unsere Marie — Marie, hole doch einmal die Mappe — hat jedesmal, wenn das Blatt gebracht worden ist, gefragt: ‚Steht wieder etwas vom Doktor Eckart darin?'"

Der Doktor verbeugte sich geschmeichelt. Marie kam zurück und trug eine sauber gearbeitete Mappe.

„Sehen Sie, Herr Doktor, hier sind sämtliche Nummern, welche Aufsätze von Ihrer Hand enthalten. Unsere Marie ist auf den gescheiten Gedanken gekommen, sie zu sammeln."

Dieser warf einen gerührten Blick auf das Mädchen, welches die Augen gesenkt hatte.

„Und die Mappe," fiel der Kanzleirat schüchtern ein, „habe ich gemacht. Ich beschäftige mich nämlich in meinen Mußestunden mit Papparbeiten."

„Ja leider," fiel die Frau ein. „Ich bitte Sie, Herr Doktor, ist das eine würdige Beschäftigung für einen gereiften Mann?"

Der Angeredete fühlte, daß er dem gereiften Mann zu Hilfe kommen müsse.

„Ei warum denn nicht, Frau Kanzleirätin, hat nicht auch Peter der Große gedrechselt und geschnitzt, wenn er von seinen Regierungsgeschäften rastete?"

Der Kanzleirat blickte den Gelehrten dankbar an.

„Da hörst du's, Eulalia. Übrigens ist das Arbeiten in Papier und Pappe eine nützliche Beschäftigung; alle Schulbücher, welche unser Max braucht, binde ich selber ein — aber wie ist mir denn, Herr Doktor, sind Sie nicht der Klassenlehrer von unserem Max?"

„Allerdings, Herr Kanzleirat."

„Na, wie macht er sich denn? Sind Sie mit ihm zufrieden?"

Der Doktor fing einen bittenden Blick aus den Augen der schönen Marie auf und erwiderte etwas bedächtig: „Er ist ein talentvoller Knabe —"

„Das ist er," bekräftigte die Mutter.

„Und seine Fortschritte sind recht erfreulich."

„Natürlich,“ sagte die Mutter, „er ist ein sehr gewecktes Kind, er schlägt ganz in meine Familie, und,“ fügte sie mit einer verbindlichen Bewegung des Kopfes hinzu, indem sie sich zu dem Doktor wandte, „wie wäre es denn auch anders möglich unter der Führung eines solchen Lehrers, wie der Herr Doktor Eckart ist!“

„Platterdings unmöglich,“ versicherte der Kanzleirat. „Also Sie sind mit ihm zufrieden. Empfangen Sie den Dank eines gerührten Vaterherzens und, und —“ Er streichelte sein Hinterhaupt, und da ihm ein guter Gedanke gekommen war, so sprang er mit einem „entschuldigen Sie“ auf, gab seiner Tochter einen Wink und ging mit ihr aus dem Zimmer.

Als sie zurückkamen, trug Marie einen Teller mit Kuchen, der Kanzleirat aber hatte sich mit zwei Flaschen und einigen Gläsern beladen.

„Es ist nämlich heute der Geburtstag unseres Sohnes,“ erklärte er, „und Sie werden mir gewiß keinen Korb geben, wenn ich Sie bitte, auf den guten Fortgang seiner Studien ein Glas Affenthaler zu trinken.“

Dagegen konnte der Doktor nichts einwenden. Er hatte A gesagt und mußte nun auch B sagen.

Das B, das heißt Wein und Kuchen, war übrigens nicht schlecht, und als die Kanzleirätin mit mütterlichem Stolz erklärt hatte, daß Marie den Kuchen gebacken habe, aß der brave Doktor ein Stück ums andere.

„Wo nur der Bursche stecken mag?" fragte der Vater. „Wenn er ahnte, daß sein geliebter Lehrer uns die Ehre erzeigt, er würde diesen Besuch höher schätzen, als alle Geschenke, die er heute erhalten hat."

„Ja, Herr Doktor, Sie glauben nicht, mit welcher Achtung unser Max von Ihnen spricht," log die liebende Mutter.

Der Gelehrte biß sich auf die Lippe und fuhr unwillkürlich mit der Hand nach der Brusttasche.

Das Gespräch nahm eine andere Wendung; man unterhielt sich wieder vom illustrierten Wochenblatt, und die Kanzleirätin ließ die Gelegenheit, sich als Frau von Bildung zu zeigen, nicht vorübergehen. Der Doktor wurde warm und erzählte von Pompeji und Herkulanum; er schilderte das häusliche Leben der Bewohner jener Städte so lebendig, als ob er selber pompejanischer Hausbesitzer gewesen wäre, und veranlaßte die Kanzleirätin zu der Frage, ob er in Italien gewesen sei. Er ver-

neinte, teilte aber mit, daß er beabsichtige, in den nächsten Ferien eine Römerfahrt zu machen, worauf die Kanzleirätin seufzend sagte, dies sei in früheren Jahren ihr sehnlichster Wunsch gewesen, sie habe eine Zeitlang keine Zitrone in die Hand nehmen können, ohne von Verlangen ergriffen zu werden nach dem Land, wo im dunklen Laub die Goldorangen glühen.

So spann sich das Gespräch hin, bis von den unvollendeten Türmen der Stadtkirche die Glocken Mittag läuteten. Länger zu verweilen wäre gegen die Regeln des Anstandes gewesen, denn in Hackelburg speist man noch wie in der guten alten Zeit allgemein Punkt zwölf Uhr zu Mittag.

Der Doktor schied mit dem Versprechen, den Damen ein Kupferwerk über pompejanische Ausgrabungen zu leihen und seinen Besuch baldigst zu wiederholen. Als er die Treppe hinunterstieg, mußte er sich zwar eingestehen, daß er etwas ganz anderes bezweckt habe, als er heraufgestiegen sei, aber trotzdem, daß er seinen Plan als gescheitert betrachten mußte, kam er doch mit heiterer Stirn in seiner Behausung an und war bei Tisch so aufgeräumt und so gesprächig, daß seine Eltern ihre Freude an ihm hatten.

IV

Das Engelmannsche Ehepaar war nach Entfernung des Doktors allein im Zimmer zurückgeblieben, da Marie für den Tisch Sorge tragen mußte.

„Ein scharmanter junger Mann," meinte der Kanzleirat, und seine Gattin widersprach ihm ausnahmsweise nicht.

„Ja," sagte sie, „er ist ein sehr gebildeter junger Mann und besitzt Tournüre; man merkt's ihm nicht an, daß sein Vater ein Schneider ist. — Übrigens, Theodor, muß ich dir doch bemerken, daß du dir wieder einmal verschiedene Blößen gegeben hast. Erstens: was schwatzt du da von Verdienstkreuz und Nesselausschlag, und dann fängst du von deinen abgeschmackten Papparbeiten an —"

„Aber, liebe Eulalia, der Doktor Eckart sagt ja selbst, daß auch Peter der Große —"

„Und du siehst nicht ein, Theodor, daß er das nur aus Höflichkeit angebracht hat? O Theodor, wann wirst du einmal zur Vernunft kommen!"

Theodor rieb sich das Hinterhaupt. Er war gewohnt, nach jedem Besuch einige Bemerkungen

über seinen Mangel an Takt zu hören, und pflegte die Vorwürfe seiner Ehegattin mit stummer Ergebung hinzunehmen. Der Redefluß der Kanzleirätin wurde durch ein Geräusch an der Kammertür unterbrochen. Der Sohn des Hauses steckte seinen Kopf durch die Spalte und sondierte vorsichtig das Terrain.

„Na, da ist er ja endlich," sagte die Mutter, deren Gesicht sich beim Anblick ihres Lieblings glättete. „Weißt du, daß dein Lehrer hier war?"

„Hat er von mir gesprochen?" fragte Max mit dem zaghaften Ton des bösen Gewissens.

„Allerdings," sagte der Kanzleirat mit väterlicher Würde. „Komm einmal her, mein Sohn Max."

Max, dem es durchaus nicht wohl zu Mute war, kam zögernd heran.

„Nur näher, mein Sohn," fuhr der Vater mit ernster Stimme fort und legte dem Dichter des Ziegenbartliedes die beiden Hände auf die Schultern. „Max, dein braver Lehrer hat sich günstig über dich ausgesprochen und dir ein gutes Zeugnis ausgestellt. Das freut uns, deine Eltern, unendlich. Und weil du uns eine solche Freude bereitet hast, so sollst du auch gebührendermaßen belohnt werden."

Das mußte greuliche Ironie sein. Max schauderte, denn ihm schwante, daß die nächste Minute Fürchterliches bringen werde.

Der Vater machte eine Kunstpause.

„Mein Sohn Max," fuhr er endlich fort, „du hast dir längst eine Taschenuhr gewünscht. Ich hielt dich bisher nicht für reif genug, um dir ein so kostbares Instrument anvertrauen zu können, aber in Anbetracht deines Fleißes und deines guten Betragens sollst du morgen — heute am Sonntag sind alle Läden geschlossen — eine silberne Uhr erhalten."

„Und von mir eine Kette," fügte die Mutter hinzu.

Hierauf drückte der Kanzleirat einen väterlichen Kuß auf die Stirn des betäubten Max und überließ ihn dann den zärtlichen Umarmungen der glücklichen Mutter.

In irgend einer Sammlung von Kriminalgeschichten steht von einem Mordbrenner zu lesen, der aus Versehen mit der Rettungsmedaille dekoriert wurde, wodurch sich seine Gewissensbisse zur gräßlichsten Folterqual steigerten.

Von ähnlichen Gefühlen wie die jenes Brandstifters wurde die Brust des jungen Engelmann

durchwühlt, als ihm für seine Verdienste der silberne Chronometer in Aussicht gestellt wurde, und seine Unbehaglichkeit wurde keineswegs vermindert, als ihm Schwester Marie über den eigentlichen Zweck des Besuches seines Lehrers einen Wink gab. Nach einer unruhigen Nacht — der Traumgott hatte ihm eine Uhr vorgegaukelt, und als er danach greifen wollte, fuhr ein riesiger Ziegenbockskopf zähnefletschend dazwischen — überlegte Max, ob er sich nicht durch ein simuliertes Unwohlsein, wozu ihm der gestern reichlich genossene Geburtstagskuchen einen trefflichen Anhaltspunkt gab, von dem Besuch der Schule befreien sollte, aber er verwarf diesen Plan als den eines Feiglings und marschierte mit seinem Bücherränzchen trutziglich in die Schule.

Die Stunden nahmen ihren gewöhnlichen Verlauf. Schon schlug die Glocke elf Uhr, schon hatte Herr Eckart dem kleinen Schulz zugeklappt und Max atmete beruhigt auf; da näherte sich ihm der Doktor mit einer plötzlichen Wendung und sagte mit diabolischer Freundlichkeit: „Engelmann, komme doch einmal mit mir nach Hause, ich habe dir etwas zu sagen.“

„Jawohl, Herr Doktor,“ antwortete Max devot

und gefaßt, er zwang sich sogar zu einem Lächeln, aber in seinem Innern krächzte der Rabe Schuldbewußtsein: „Du bist geliefert.“

Fürchterliche Gedanken durchkreuzten das Gehirn des Schöpfers der Ziegenbartpoesie, als er, gefolgt von den mitleidigen und schadenfrohen Blicken seiner Kameraden, auf der linken Seite des Doktors Eckart durch die Straßen schlich, und während dieser von ganz harmlosen Dingen sprach, waren die Gedanken des jungen Unglücklichen bei dem König Astyages, der den Knaben des Harpagus in sein Haus lockte, um ihn daselbst zu frikassieren.

„Nein, das kann er nicht, das darf er nicht, aber wer weiß, welche Rache er ersonnen hat.“

Man trat in das Haus, und das unheimliche Geklapper der Nähmaschinen erhöhte die Angst des Opfers. Jetzt zog der Doktor einen Schlüssel aus der Tasche, um ein Gemach, vielleicht eine Folterkammer oder ein von Schlangen und Kröten wimmelndes Burgverlies, aufzuschließen. „Es ist vorbei,“ dachte der Arme, als sich die Tür in den Angeln drehte. Aber da war keine Folterbank zu sehen, kein Halseisen und kein moderiges Stroh, sondern anständige Tische und Stühle, und in der

Ecke stand ein weißer Marmorkopf, auf den der Doktor mit dem Finger deutete und dazu sagte: „Jupiter.“ Und hierauf holte er ein großes, schön gebundenes Buch herbei, blies den feinen Staub von dem Deckel und sagte zu dem mundaufsperrenden Max: „Hier, dieses Buch bringe deiner Mutter; es enthält Abbildungen von römischen Altertümern, über welche wir gestern zusammen gesprochen haben. Sage auch deinen Eltern, ich lasse mich ihnen bestens empfehlen und würde mich demnächst persönlich erkundigen, ob das Buch Beifall gefunden hat. Adieu, mein Sohn, und wenn du mich einmal auf längere Zeit besuchen willst, so wird mir's angenehm sein.“

So mochte es dem Lyderkönig Krösus zu Mut gewesen sein, als ihn Cyrus vom brennenden Scheiterhaufen wieder herunterholen ließ, wie jetzt unserem Max, als er die Wohnung des Doktors hinter sich hatte.

„Wer hätte das gedacht!“ sagte er zu sich. „Der Doktor Ziegenbart ist doch eigentlich ein guter Kerl, und daß sein Vater ein Schneider ist, was freilich eine große Schande ist, dafür kann er nichts, weshalb es eigentlich nicht recht ist, daß man ihn damit ärgert und auch noch eine silberne Uhr

dafür bekommt, was freilich keine goldene ist, aber doch besser als ein Schlüssel an einer Gummischnur."

Unter diesem Selbstgespräch langte Max Engelmann in seiner väterlichen Behausung an, wo er und das Buch von Mutter und Schwester aufs beste empfangen wurde.

Der Vater war zum Uhrmacher gegangen.

V

Die Frau Kanzleirätin Engelmann war, das sagte die ganze Stadt, eine sehr gebildete Dame. Als beim letzten Vogelschießen eine französische Seiltänzertruppe in Hackelburg Vorstellungen gab, hatte ein Dutzend höchst glaubwürdiger Personen mit eigenen Ohren gehört, wie sie an der Kasse »quatre billets« verlangt hatte, auch hatte sie auf die Groschenbibliothek der deutschen Klassiker subskribiert und lächelte überlegen, wenn man Macbeth, Shylock und Leicester statt Mecbeth, Scheilock und Lester sagte. Unter solchen Umständen ist es selbstverständlich, daß bei der Ausbildung ihrer Tochter nichts gespart worden war, und wenn die Mutter es auch besser verstand, mit ihren Schätzen zu glänzen, so würde doch die mit

dem Gewicht der Kanzleirätin beschwerte Schale einer genauen Bildungswage hoch hinaufgeschnappt sein, wenn die liebliche Marie das Gegengewicht gewesen wäre. Marie besaß jene anspruchslose Bildung, welche ein Mädchen ebensoweit über die Genfer Pensionspflanze als über das kartoffelschälende Ideal eines Philisters erhebt.

Aber eine Dame kann sehr gebildet sein und doch bei der Beschäftigung mit pompejanischen Ausgrabungen manchmal die Erläuterungen eines Fachgelehrten nötig haben. So erging es der Kanzleirätin Engelmann und ihrer Tochter Marie. Der Dichter des Ziegenbartliedes war im Studium des Altertums noch nicht so weit vorgedrungen, um die gewünschten Erklärungen geben zu können, und der Kanzleirat — ach du lieber Himmel, was kann man von einem Mann erwarten, der Pappkästchen klebt? Da mußte denn der gefällige Doktor Eckart dran. Und er kam und demonstrierte und erklärte, und wenn er von einem solchen Besuch nach Hause zurückgekehrt war, so glänzten seine Augen freudig, und Herr und Frau Eckart blinzelten sich listig zu, sagten aber kein Wort.

Und es begab sich an einem der nächsten Sonntage, daß Frau Eckart, als sie aus der Kirche kam,

ganz zufällig mit der Kanzleirätin auf dem Markt zusammentraf. Die beiden Damen hatten sich seit der Zeit, da sie selbander in der Mädchenschule gesessen, nicht mehr gesprochen, nichtsdestoweniger aber war die Begrüßung über die Maßen herzlich. Sie erkundigten sich nach dem gegenseitigen Befinden, gedachten seufzend der schönen Jugendzeit und trösteten einander mit dem Hinweis auf die Freude, welche wohlgeratene Kinder ihren Eltern bereiten.

Die andächtige Menge hatte sich längst verlaufen, und die beiden Frauen standen noch immer beisammen. Sie hatten sich gar viel mitzuteilen, so viel, daß man beschloß, am Nachmittag im Hausgarten der Kanzleirätin bei einer Tasse Kaffee das Gespräch fortzusetzen.

Daß dieser Kaffee nichts zu wünschen übrig ließ, ist selbstverständlich. Frau Eckart schwor bei allem, was ihr heilig war, solch einen Kaffee habe sie in ihrem ganzen Leben noch nicht getrunken, und was den Kuchen anbetraf (Marie hatte ihn natürlich gebacken), der war geradezu unvergleichlich.

Außer den beiden Müttern und der Tochter des Hauses war niemand zugegen. Max trat nur zuweilen auf, wenn eine neue Kuchensorte auf-

getragen wurde, bei welcher Gelegenheit Frau Eckart nicht ermangelte, einige anerkennende Worte über den Stammhalter der Engelmannschen Familie fallen zu lassen. In später Stunde, als schon die Abendschmetterlinge schnurrend um die Geißblattlaube schwärmten, trennten sich die Freundinnen, nachdem die Frau Kanzleirätin zugesagt hatte, am nächsten Sonntag den Besuch mit ihrer Marie zu erwidern.

An demselben Nachmittag, an welchem die beiden Frauen ihre Jugendfreundschaft beim Kaffee erneuerten, wurde die Kegelgesellschaft in der Ressource unangenehm überrascht durch die Erklärung des Kanzleirats, daß ihn ein heftiger Rheumatismus im rechten Arm verhindere, an der Partie teilzunehmen. Die Kegelgesellschaft mußte mit dem Blinden spielen, der Kanzleirat aber fand Ersatz für das versagte Vergnügen in der gediegenen Unterhaltung mit dem Schneidermeister Eckart.

So gut wie heute, meinte er, habe er sich noch nie unterhalten, und wenn er auch für das Kegelspiel eine große Passion habe, wohlgemerkt, wenn die Bahn gut und der Kegeljunge keine Schlafmütze sei, so preise er doch seinen Rheumatismus, der ihn in die Gesellschaft des Herrn Eckart ge-

führt habe, zumal da es seit langem sein sehnlichster Wunsch gewesen sei, mit dem Vater des Herrn Doktor, der sein Haus seit einiger Zeit beehre, bekannt zu werden, worauf Herr Eckart entgegnete, die Ehre sei ganz auf seiner und seines Sohnes Seite, übrigens sei das Bier ausgezeichnet, und wenn es dem Herrn Kanzleirat recht sei, so wolle man noch ein Seidel trinken.

Das Seidel wurde getrunken und dann noch eins. Die Herren lösten sich die obersten Westenknöpfe, und weil der Abend kühl war, so proponierte Herr Eckart, in den inneren Räumen der Ressource noch gemeinschaftlich eine Flasche Roten zur Erwärmung zu trinken. Das war dem Kanzleirat, wie er sagte, aus der Seele gesprochen. Die Flasche ward in einem kleinen, abgelegenen Zimmer ausgestochen, und es wurde dabei ziemlich laut gesprochen, mit den Kelchen angestoßen und auch ein Glas verschüttet, was nach der Ansicht aller Vernünftigen Gutes bedeutet.

Spät am Abend wanderten die beiden Herren unter lebhaften Gesprächen Arm in Arm nach der Stadt, und Herr Eckart ließ es sich nicht nehmen, den Kanzleirat bis an dessen Behausung zu begleiten.

Die Kanzleirätin, die in einer weißen Haube nach ihrem liederlichen Ehegespons auslugte, fuhr schnell mit dem Kopf zurück, als das Paar auf das Haus zugesteuert kam. An der Tür schüttelten sich die Herren die Hände, als ob der eine am nächsten Morgen eine Reise nach Zentralafrika antreten wolle, und die hinter dem Fenster lauschende Dame vernahm die Worte: „Gute Nacht, liebes Kanzleirätchen!"

„Gute Nacht, liebes Eckartchen!"

Als der Kanzleirat das eheliche Schlafgemach betrat, erwartete ihn seine Gemahlin aufrecht im Bett sitzend.

„Höre, Theodor," begann sie, „ich will nichts darüber sagen, daß du bis um halb elf Uhr herumschwärmst — es ist ein Ausnahmefall — aber ich muß dir denn doch bemerken, daß du dir wieder einmal eine gräßliche Blöße gegeben hast."

„Aber, teure Eulalia, du hast ja selbst gewünscht, daß ich den Herrn Eckart —"

„Unterbrich mich nicht, Theodor! Ich wollte dir bemerken, daß mir dein kordiales Benehmen gegen den Schneidermeister im höchsten Grad aufgefallen ist. — Liebes Eckartchen, liebes Kanzleirätchen! — Theodor, ich weiß nicht, was ich von

dir denken soll. Wie konntest du alle Standesrücksichten so außer acht lassen, daß du, der Kanzleirat Engelmann, mit einem Schneidermeister fraternisierst?"

„Aber, liebe Eulalia, ich begreife nicht. — Nach unserer heutigen Unterredung in Betreff unserer Marie und des Doktor —"

„Laß mich ausreden, Theodor! Hätte ich geahnt, daß du vergessen könntest, was du deiner Stellung und deinem Rang schuldig bist, ich würde dich sicherlich ganz aus dem Spiel gelassen haben. Freundlich, höflich, zuvorkommend solltest du gegen den Schneider sein, weil er nun doch einmal der Vater des Mannes ist, der unsere Marie auszeichnet, aber wer ums Himmels willen hat dir denn geheißen, wie ein Handwerksbursch Brüderschaft mit ihm zu trinken?"

„Das habe ich nicht," beteuerte der Kanzleirat, während er den Stiefelknecht suchte. „Wir haben uns gesiezt bis auf den letzten Augenblick."

„Einerlei, Theodor! — Liebes Eckartchen, liebes Kanzleirätchen! — Das ist schlimmer als du und du. — Gerechter Himmel! Wenn mein seliger Vater das wüßte, er drehte sich im Grab um."

„Liebe Eulalia," sagte der Kanzleirat und setzte

seine Stiefel ziemlich unsanft auf den Boden, „du scheinst mir sehr — sehr aufgeregt zu sein. Dein seliger Vater würde darin kaum eine Ursache zum Sich-im-Grab-umdrehen finden, so wie auch ich nicht einsehe, weshalb du dich um deine nächtliche Ruhe bringst."

„Natürlich," sagte die Gattin in verächtlichem Ton, „wie kann man verlangen, daß ein Mann, der zu seinem Vergnügen Bücher einbindet und Mappen kleistert, Verständnis besitzt für das, was schicklich ist! — Liebes Kanzleirätchen, liebes Eckartchen! — Es ist köstlich." Die Dame lachte krampfhaft auf.

„Gute Nacht, Eulalia," sagte der Kanzleirat und stieg in sein Bett.

„Ja, Takt, Takt, Takt!" fuhr die Gattin fort. „Der muß angeboren sein. Ist er das nicht, so fruchten alle Lehren und Ermahnungen nichts. Wer nichts auf sich hält, der bringt's zu nichts. O Theodor, du wirst es in deinem Leben zu nichts Höherem bringen, als höchstens zum Oberkanzleirat."

„Wäre auch zufrieden damit, liebe Eulalia."

„Da hört man's! Er wäre zufrieden damit. Theodor! Mein seliger Vater hat seine Karriere

als Kopist begonnen und ist als Hofrat gestorben —"

„Das war damals," meinte der Kanzleirat.

„Unterbrich mich nicht! — Er hatte die dem fürstlichen Hausorden affiliierte goldene Medaille und das Verdienstkreuz. Du aber —"

Der Kanzleirat seufzte und murmelte etwas in die Kissen hinein.

„Was hast du gesagt, Theodor? Hauskreuz? Also das ist der Dank für meine aufopfernde Liebe, für meine Bemühungen, dir Takt beizubringen! Ich unglückliche Frau! Theodor, wenn ich nicht mehr bin, wenn mich der Rasen deckt, dann wirst du einsehen, daß ich es gut mit dir meinte, daß ich recht hatte; dann wirst du seufzen: ‚Wenn sie doch wieder bei mir wäre und mich mit Rat und Tat unterstützte!' — Aber dann ist es zu spät, Theodor! Hörst Du? Zu spät!"

„Ja spät, elf Uhr," lallte der schlaftrunkene Gatte und entschlief.

Die Beziehungen, welche in der kanzleirätlichen Geißblattlaube und dem Ressourcelokal zwischen den Familien Eckart und Engelmann angeknüpft worden waren, wurden von Tag zu Tag intimer. Die Frauen waren bereits so vertraut miteinander,

daß sie sich ihre kleinen ehelichen Leiden rückhaltlos mitteilten. Die Väter trafen sich allabendlich beim Glase, und wenn auch der Kanzleirat, der Predigt seiner Gattin eingedenk, ängstlich bemüht war, dem Schneidermeister gegenüber seiner Standesehre nichts zu vergeben und namentlich alle familiären Ausdrücke vermied, so ging man doch keinen Abend auseinander, ohne der Freundschaftskette ein neues Glied eingereiht zu haben.

Über den Grund der plötzlich entstandenen Freundschaft war in der ganzen Stadt kein Zweifel mehr.

„Der junge Eckart interessiert sich für Engelmanns Marie," hieß es in den Zirkeln der Honoratioren. „Der Doktor Eckart geht mit der Kanzleirats Marie," sagten die Köchinnen und Mädchen für alles am Marktbrunnen. Die gereifteren Jungfrauen von Hackelburg und die, die es zu werden im Begriff standen, beleuchteten in ihren Kaffee-, Tee- und Lesekränzchen die in Aussicht stehende Verbindung von allen Seiten. Einige verurteilten mit moralischer Entrüstung die Intrigen der Kanzleirätin, die den Doktor à tout prix für ihr Gänschen kapern wolle. Eine andere Partei sprach ihre Verwunderung darüber aus, daß die hoch-

mütige Frau ihre Einwilligung zu der Mesalliance mit dem Schneidersſohn gebe. Alle aber waren der Anſicht, daß kein Paar weniger zueinander paſſe, als eben dieſes.

Es gab aber auch Perſonen, welche die projektierte Heirat mit günſtigeren Augen betrachteten. Dahin gehörten in erſter Linie jene Damen, die ihre Kinder bereits verſorgt wußten.

Es gibt nichts Gefährlicheres in der bürgerlichen Geſellſchaft als eine Mutter, die ihre Tochter an den Mann zu bringen hat, und nichts Liebenswürdigeres als eine ſolche, der dies glücklich gelungen iſt. Die Wandlung geht meiſtens überraſchend ſchnell vor ſich. Geſtern war es noch die junge Mutter, die einen Teil der der Tochter gebührenden Huldigungen beanſpruchte; heute, nachdem das junge Paar ſeine Hochzeitsreiſe angetreten hat, iſt die junge Mutter zur alten Frau geworden. Über Nacht iſt ihre Geſtalt um zwei Zoll eingeſunken. Die ſilberglänzenden Haare an den Schläfen werden nicht mehr allmorgendlich ausgeriſſen, die Büchschen mit Poudre de riz und Cold-cream verſchwinden von dem Toilettentiſch, und an die Stelle der lebhaft gefärbten Roben tritt anſpruchsloſe ſchwarze Seide. Die Dame

beginnt viele ihrer Reden mit den Worten „zu meiner Zeit“ oder „als ich noch jung war“, sie gefällt sich darin, auf Bällen und anderen Vergnügungen als Gardedame zu walten, sie protegiert junge Leute, namentlich hoffnungslos liebende, und urteilt wohlwollend über Schwächen und Verirrungen. — Gott segne sie, die guten alten Damen!

Von dieser Seite ward also keine Einsprache gegen die Verbindung der beiden Bürgerskinder erhoben, überhaupt wurde sie von dem vernünftigen Teil der Hackelburger beifällig aufgenommen.

Während die Stadt in der angedeuteten Weise das bevorstehende Ereignis besprach — und die Heirat zwischen zwei Stadtkindern war und ist noch heute ein Ereignis in Hackelburg — befanden sich die Hauptpersonen noch ziemlich weit vom Ziel, wenigstens hatte der Doktor noch kein Wort der Liebe mit Marie gewechselt.

Die ungeduldige Frau Eckart hatte von ihrem Mann den gemessenen Befehl erhalten, den Sohn ruhig gewähren zu lassen, und sie tat es, so schwer es ihr auch ankam. Dafür ließ sie es in der Gesellschaft der Kanzleirätin nicht an zarten Anspielungen fehlen. So führte sie an einem Sonntag nachmittag ihre Freundin durch die oberen,

unbenützten Räume des Hauses und erklärte, hier werde einmal ihr Sohn mit seiner jungen Frau wohnen, und ein anderes Mal, als die Kanzleirätin fragte, ob denn der Herr Doktor in den Sommerferien bestimmt nach Italien reisen werde, antwortete Frau Eckart mit bedeutsamem Lächeln, er werde wohl die Reise noch ein Jahr verschieben, um sie dann in Gesellschaft zu machen.

Was den Helden unserer Geschichte anbelangt, so hatte er an jenem Tag, da er ausgegangen war, um den ungeratenen Max Engelmann anzuklagen, und eine mit seinen Aufsätzen gefüllte Mappe fand, bei sich gesagt: „Fräulein Marie ist kein gewöhnliches Mädchen." Nach dem nächsten Besuch war er bereits zu der Einsicht gekommen, daß Marie eine gut unterrichtete junge Dame sei, die überdies viel natürlichen Verstand besitze, nicht zu gedenken ihrer körperlichen Vorzüge. Eine Woche darauf war sie bereits die Perle des weiblichen Geschlechts, und wieder ein paar Tage später sang der brave Doktor mit verklärtem Antlitz zwischen den vier Wänden seiner akademischen Rumpelkammer:

„Ich habe dich lieb, du Süße,
Du, meine Lust und Qual,
Ich habe dich lieb und grüße
Dich viele tausend Mal –"

und weil er die übrigen Verse vergessen hatte, so sang er den einen immerfort und immer schmelzender, bis das Dienstmädchen kam und meldete: „Es ist angerichtet."

Nach wie vor besuchte er wöchentlich mehrmals das kanzleirätliche Haus und hielt den Damen Vorträge über pompejanische Ausgrabungen im besonderen und über Altertum im allgemeinen. Anfangs nahm die Kanzleirätin eifrig teil an den klassischen Unterhaltungen, nach einiger Zeit aber traf es sich häufig, daß sie durch häusliche Geschäfte „leider" abgehalten wurde, und der Doktor blieb dann mit der schönen Marie allein. Da geschah es denn zuweilen, daß der gelehrte Herr jählings den Faden seiner Rede verlor und ins Stottern geriet wie seine Schüler, wenn sie schlecht präpariert waren; oder es kam vor, daß seine Hand, während sie den Linien einer etrurischen Vase folgte, plötzlich die kleine Hand seiner aufmerksamen Schülerin berührte, worauf beide zusammenfuhren und rot wurden.

Es war über die jungen Leute die Zeit gekommen, von welcher der Dichter wünscht, daß sie ewig grünend bliebe. Errötend folgte er ihren Spuren, wenn sie ausging, um Stickwolle oder

Noten aus der Musikalienhandlung zu holen, und er gerade keine Schule zu halten hatte; das Schönste suchte er auf den Fluren oder vielmehr, er kaufte die teuersten Rosen- und Kamelienbukette, die ihm der Handelsgärtner zu liefern vermochte, und schmückte damit indirekt seine Liebe, direkt aber die beiden alten geschnörkelten Porzellanvasen der Frau Kanzleirätin.

Und Marie? Sie stach sich beim Nähen in die Finger, zerbrach in einer Woche drei Teller und las die verlorene Handschrift von Gustav Freytag, obwohl sie dieselbe schon einmal gelesen hatte.

Wir müssen, ehe wir dieses Kapitel schließen, noch mit ein paar Worten des jungen Engelmann gedenken. Max war keineswegs so boshaft, wie der geneigte Leser vielleicht glaubt. Das freundschaftliche Verhältnis zwischen seinem Lehrer und seiner Familie, sowie die silberne Taschenuhr (es war eine Ankeruhr mit einem Patentglas) hatten in seiner Gesinnung gegen den Doktor einen Umschwung zu Gunsten des letzteren veranlaßt. Da er der Tonangeber unter seinen Mitschülern war, so fiel es ihm nicht schwer, ihrer Satire eine andere Richtung zu geben, und die Glatze des Professors

Werner bot ihm hiezu einen trefflichen Anhaltspunkt. Auch hatte Max eine geheime Verbindung gegründet, deren Mitglieder sich verpflichten mußten, ein schwarz-rot-goldenes Band unter der Weste zu tragen und an freien Nachmittagen gemeinschaftlich Zigarren zu rauchen, aus Schlüsselbüchsen zu schießen und Speiteufel abzubrennen.

VI

Die Sache zog sich in die Länge.

Die Sommerferien waren angebrochen und Doktor Eckart war wirklich nicht nach Italien gereist. Desto unermüdlicher zeigte er sich im Arrangieren von Landpartien, welche der Kanzleirat regelmäßig mit der Bemerkung: „Es wird ein schöner Tag, der Nebel ist heruntergegangen," inaugurierte und mit den Worten: „Das war wieder ein recht genußreicher Tag," abschloß.

Gewöhnlich ging der Doktor mit der Marie und deren Vater zu Fuß. Max bildete die Avantgarde und fing nebenbei Käfer, die er in einem Spiritusglas ersäufte. Die beiden Mütter fuhren in einem Wagen voraus, und wenn dann die Infanterie müde und erhitzt am Ziel anlangte, fand sie den Tisch bereits gedeckt.

Ach, das waren herrliche Tage! So am Arm eines geliebten Mädchens durch den harzduftigen Tannenwald zu streichen, wo Drosseln und Finken schlagen, wo Baumwurzeln und andere Hemmnisse alle Augenblicke die Hilfeleistung einer kräftigen Hand erheischen, wo sich beim Rascheln einer Blindschleiche oder einer Maus die süße Last fester anschmiegt — „das," meinte der Doktor, „ist eine Wonne, welche alle Wunder Italiens von der schönen Mediceerin bis zum flammenspeienden Vesuv nicht gewähren können. ‚Neapel sehen und dann sterben!' sagt — wer denn gleich? Meine Marie sehen und dann leben!" sagte der Doktor Eckart und sang vor lauter Lust und Freude das Lied in den grünen Wald hinein, welches die Deutschen singen, wenn sie am fröhlichsten sind, nämlich: „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten, daß ich so traurig bin." Und dann fiel Marie ein und Max schrie durch den Wald, daß es die Hasen und Eichhörnchen mit wildem Weh ergriff, und sogar der Kanzleirat, der gewöhnlich fünfzig Schritte hinterdrein stiefelte, brummte mit. Ja, das waren schöne Tage.

Hätte nun der Doktor bei einer solchen Gelegenheit seine Begleiterin gefragt: „Marie, hast

du mich lieb?" so hätte Marie aller Wahrscheinlichkeit nach errötend ja gesagt, die ersten Küsse wären gewechselt worden, der Kanzleirat hätte gerührt sein „Da habt euch, Kinder!" gesprochen, Max wäre mit der Freudenbotschaft vorausgeeilt und man hätte bei saurer Milch und Freudentränen Verlobung gefeiert.

Aber was wäre das für eine erbärmliche Geschichte, in der zwei Liebende ohne Hindernisse und Konflikte verkuppelt würden! Nein, teurer Leser, wir wissen, was sich gehört. Das Verhängnis ist bereits im Gasthof zum Hirsch abgestiegen, und der Knoten wird noch in diesem Abschnitt geschürzt und zwar in einer viersitzigen Kutsche. In einer viersitzigen Kutsche können zur Not auch fünf, bei Regenwetter sogar sechs Personen sitzen, aber nimmermehr sieben, zumal wenn sich darunter drei Damen aus der Krinolinenperiode befinden. Es waren ihrer aber sieben, nämlich die Kanzleirätin, Frau Eckart, Marie, der Kanzleirat, der Doktor, Max und — doch ich will, da es mir nunmehr gelungen ist, eine künstliche Spannung hervorzurufen, mich einer geordneten Darstellungsweise befleißigen.

Man war nach der Eremitage gewallfahrtet,

einem zopfigen, vom Zahn der Zeit stark benagten Lustschlößchen, welches im vorigen Jahrhundert die heimlichen Freuden eines vergessenen Fürsten umschlossen hatte. Der Park war arg verwildert, die Taxuswände standen zwar noch immer, aber da die Schere, die sie einst im Zaum gehalten, längst verrostet war, so kamen sie mit jedem Jahr der natürlichen Form wieder näher. Den steinernen Faunen und Satyrn waren im Lauf der Zeit ihre Querpfeifen und Becken, wohl auch Arme und Köpfe abhanden gekommen, die Wasserkünste waren verdorben, ausgetrocknet die Mäuler der Delphine und die Muschelhörner der Tritonen, und die verwitterten Nereiden an dem Marmorbassin starrten trübselig in eine mit grünen Wasserlinsen bedeckte Pfütze, auf der sich die Enten des Kastellans tummelten.

Die Wohnung des sogenannten Kastellans war ein ehemaliger Dianatempel, der mit Backsteinen geflickt und mit einem soliden Ziegeldach versehen worden war. Ein paar Kartoffeläcker und einen Gemüsegarten hatte der Kastellan dem alten Park abgerungen, und eine Kuh, mehrere Ziegen und zahlreiches Geflügel weideten ungehindert zwischen den Heidengöttern und Buchsbaumhecken.

Um sein schmales Einkommen zu vergrößern, verabreichte der Kastellan seit Jahren an die Besucher der Eremitage allerhand Speisen und Getränke, auch zeigte er ein paar Dutzend alter Bilder, welche Herren und Damen im Jagd- oder Schäferkostüm vorstellten, und führte die, welche es verlangten, durch die öden Zimmer des Schlößchens, wo aber nur außerordentlich große Kreuzspinnen, die überall ihre radförmigen Netze ausgespannt hatten, bemerkenswert waren.

In dem ehemaligen Dianatempel also saßen unsere sechs Leutchen und ließen es sich bei einem ländlichen Mahl wohl sein; später wollte man im Park lustwandeln. Der Kaffee war aber noch nicht getrunken, als sich der Himmel umzog und ein tüchtiger Regen auf das Dach niederprasselte.

„Es wird bald vorübergehen," tröstete der Kanzleirat, „der Barometer stand gut, als wir weggingen."

Der Kastellan sagte dasselbe, heimlich aber rieb er sich vergnügt die Hände. Er verstand sich aufs Wetter wie keiner. Das regnet so den ganzen Tag fort bis in die Nacht hinein. Die Gäste müssen in der Stube bleiben und aus Langerweile essen und trinken. Und so kam es auch. An eine

Promenade war nicht mehr zu denken. Man saß in dem engen Zimmer und suchte sich die Zeit zu verkürzen, so gut es gehen wollte. Es war nur ein Glück, daß man zur Heimkehr einen Wagen hatte.

Man sprach eben über die Meteorologie im allgemeinen und die Unzuverlässigkeit der Laubfrösche und Wettergläser im besondern, als die Tür aufging und ein junger Mann, in einen durchnäßten Plaid gehüllt, hereintrat. Er grüßte höflich und bat den herzueilenden Kastellan, ihm ein Zimmer zu geben.

Der Kastellan kratzte sich den Kopf.

„Ja, wenn wir nur noch eins hätten. Sie müssen schon hier vorliebnehmen."

Der Fremde ließ seinen Blick fragend über die Anwesenden gleiten.

Der Kanzleirat, durch einen Wink seiner Gattin aufgemuntert, erhob sich und lud den jungen Mann mit wohlgesetzten Worten ein, sich an ihrem Tisch, dem einzigen, den das Zimmer aufzuweisen hatte, niederzulassen.

Der Ankömmling dankte, übergab dem Kastellan seinen Plaid zum Trocknen und trat näher. Er war schlank und gut gewachsen, sein dunkles Haar

war sorgfältig geordnet, und sein Schnurrbart stand ihm in zwei langen Spitzen wagrecht von dem Gesicht ab, dessen regelmäßige Züge einen nicht gerade unangenehmen Ausdruck hatten. Er trug einen kurzen, mit Borten besetzten Rock, ein mit goldenen Fransen geziertes Halstuch, enge Beinkleider und hohe Stiefel von feiner Arbeit.

„Ich bitte die Gnädigen sehr um Entschuldigung, daß ich störe,“ sagte er und verbeugte sich graziös vor den Damen.

„Die Gnädigen,“ hatte er gesagt. Frau Eckart und Marie wurden rot, denn das war ihnen in ihrem Leben noch nicht passiert. Auch die Kanzleirätin schien etwas verlegen zu sein, aber sie richtete sich auf und sagte außerordentlich verbindlich: „Sie sind willkommen, nehmen Sie Platz. Gewiß sind Sie fremd in hiesiger Gegend, ein Tourist sozusagen, der unser Gebirge bereist?“

„Allerdings, gnädige Frau, ich bin erst heute in Hackelburg angekommen, und weil mir die Lage der Stadt gefällt, so habe ich beschlossen, einige Zeit in derselben zu verweilen. Als ich mich im Hotel erkundigte, wie ich den Nachmittag am besten ausfüllen könne, riet man mir zu einem Spaziergang hieher — wie heißt doch gleich der Ort?“

„Eremitage," berichteten die beiden Mütter und der Kanzleirat unisono.

„Richtig, Eremitage. Erinnert, soviel ich sehen konnte, einigermaßen an Schönbrunn. Sie kennen doch den herrlichen Park bei Wien?"

„Wie sollte ich nicht," erwiderte die Kanzleirätin. „Im Garten zu Schönbronnen, da liegt der König von Rom — wie oft habe ich das nicht in früheren Zeiten gesungen! Haben Sie das Grab des Königs von Rom gesehen?"

„König von Rom, Rom? Ja, allerdings."

„Verzeihen Sie," wandte Doktor Eckart ein, „der unglückliche Prinz ist meines Wissens in der Kapuzinergruft zu Wien beigesetzt."

„Können recht haben. Ja, mein Gott, wer kann sich alles merken!"

„Natürlich," nickte die Kanzleirätin, „wer so viel reist, der kann unmöglich alle Sehenswürdigkeiten im Gedächtnis behalten. Sie sind, verzeihen Sie die unbescheidene Frage, aus Wien?"

„Nein, gnädige Frau, ich bin ein Ungar."

„Ah, ah, ein Ungar!"

Die beiden Frauen und der Kanzleirat betrachteten den Fremden mit ehrfurchtsvollen Blicken. Auch Marie richtete ihr leuchtendes Auge prüfend

auf ihn. Ein Ungar, so was kommt nicht alle Tage nach Hackelburg.

„Und Sie sind auf einer weiten Reise begriffen?“ fragte schüchtern der Kanzleirat.

„Wie man's nimmt, mein Herr. Zunächst will ich Deutschland kennen lernen und dann den Winter in Paris zubringen — vorausgesetzt, daß ich es aushalte; ich verspüre schon jetzt Sehnsucht nach meinem Vaterland. O Ungarn, meine schöne Heimat!“

Er blickte schwärmerisch zur Decke empor und schien einen Seufzer zu unterdrücken. In der Stube war's still; man ehrte den Schmerz des Magyaren. Der Kastellan kam zurück und fragte, was der Herr befehle. Die Kanzleirätin nahm sich der Sache an und berichtete, was die Küche biete und was empfehlenswert sei.

„Freilich,“ setzte sie hinzu, „die Kost wird Ihnen kaum behagen, da Sie ungarische Küche gewohnt sind, die ja als eine der besten bekannt ist.“

„Ja,“ sagte der Ungar mit einem träumerischen Blick, „sie hat viele Vorzüge. Es geht nichts über einen Paprikagulasch, wie ihn der Magyar liebt, wenn er nach wildem Ritt über die Pußta in einer einsamen Tscharda einkehrt.“

„Ah, Sie können reiten?“ fragte der Kanzleirat, um doch auch etwas zu sagen.

Der Fremde lächelte ein wenig und drehte seinen Schnurrbart.

„Der Ungar, mein Herr, wird als Reiter geboren.“

„Das ist ja weltbekannt, Theodor,“ sagte die Kanzleirätin mit einem verweisenden Blick. „Haben Sie die ganze Reise zu Pferd gemacht, mein Herr?“

„Nicht doch, gnädige Frau. Ich werde mir erst nach meinem Eintreffen in Paris einen Teil meines Marstalls nachkommen lassen.“

Die Gesellschaft wechselte einige bedeutungsvolle Blicke. Der Kanzleirat fuhr sich mit der Hand über das Hinterhaupt und fragte: „Entschuldigen Sie, sind Sie vielleicht ein Pferdehändler?“

„Hahaha!“ lachte der Ungar laut. „Nein, ein Pferdehändler bin ich nicht; wenn es Sie interessiert, zu wissen, wer ich bin, hier ist meine Karte.“

Er zog aus seiner Brusttasche ein elegantes Etui und überreichte dem Kanzleirat, der über das Lachen des Fremden völlig aus der Fassung gekommen war, eine Karte.

Dieser faßte sie, als ob sie von Glas wäre,

behutsam mit zwei Fingern, brachte sie an seine Augen und las: „Istvan Graf von C—s—“

„Csanady,“ ergänzte der Fremde und verbeugte sich leicht.

„Ah,“ stotterte der Kanzleirat, „das ist ja scharmant — Graf von Csanady — ei, ei, ei — Herr Graf, ich bin trostlos — ich will nicht fürchten, daß Sie meine Frage hinsichtlich des Pferdehändlers beleidigt hat.“

„Nicht im geringsten.“

„Mein Mann,“ versetzte die Kanzleirätin nach einem wütenden Blick auf den unglücklichen Gatten „hat sich wenig in der Welt umgetan und —“ Sie war doch auch ein wenig verwirrt über die Frage ihres Mannes und konnte keine passenden Worte finden, um das arge Versehen genügend zu entschuldigen.

Glücklicherweise zeigte sich der Graf gar nicht verletzt, ja er trieb seine Herablassung so weit, zu sagen, der Herr habe im Grund nicht so ganz unrecht, wenn er ihn für einen Pferdehändler gehalten habe, er verkaufe allerdings alljährlich viele Pferde, denn seine Gestüte seien als vorzüglich bekannt.

„Aber,“ fuhr er fort, „darf ich nunmehr bitten,

mir zu sagen, in welche liebenswürdige Gesellschaft mich ein günstiger Zufall geführt hat?"

Der Kanzleirat nahm sich zusammen. Zuerst bedauerte er, daß er zufällig keine Visitenkarten bei sich habe, dann stellte er die Anwesenden der Reihe nach vor. Der Graf verbeugte sich jedesmal so graziös, wie sich eben nur ein Graf verbeugen kann, Max aber erhielt einen kordialen Handschlag und die Versicherung, er sei ein prächtiger Bursche.

Der Graf knüpfte gewandt eine neue Unterhaltung an, indem er von seiner Heimat erzählte; von den wilden Tschikos, die auf ungesattelten Pferden über die Pußta stürmen, von dem romantischen Leben der Zigeuner und armen Burschen, von lustigen Gelagen in den Heideschenken und dem sinnbestrickenden Tanz, Tschardas geheißen.

„Ganz wie im illustrierten Wochenblatt," flüsterte die Kanzleirätin.

Der Kanzleirat ließ seine Zigarre ausgehen, Frau Eckart ihren Kaffee kalt werden, und sogar Marie lauschte mit ungeteilter Aufmerksamkeit den Worten des Grafen, während Doktor Eckart mißmutig durch das Fenster in das Regenwetter

hinaussah und dabei mehr Gläser leerte, als er sonst in dieser Gesellschaft zu tun pflegte.

Der Abend kam heran und der Regen ließ nicht nach. Der Kanzleirat benützte eine Pause, die der Graf machte, und mahnte zum Aufbruch. Keinem war dies erwünschter als dem Doktor, und er atmete auf, als der Wagen vorfuhr. Wie erschrak er aber, als die Kanzleirätin den Grafen mit honigsüßen Worten bat, er möge ihnen die Ehre erzeigen, in ihrem Wagen nach der Stadt zurückzufahren. Hoffentlich, dachte er, wird er so einsichtsvoll sein, das Anerbieten auszuschlagen, aber er irrte sich; der Graf nahm es mit Dank an. Im nächsten Augenblick bereute die Kanzleirätin selbst ihren Vorschlag, denn es war ein Ding der Unmöglichkeit, die sieben Personen im Innern des Wagens unterzubringen; aber es war zu spät.

„Theodor," raunte sie ihrem Gemahl zu, „du mußt dich auf den Bock setzen."

„Aber, liebe Eulalia, bedenke doch, mein Rheumatismus!"

Der Doktor hatte das leise Zwiegespräch des Ehepaares gehört und erklärte, er werde es nicht dulden, daß sich der Herr Kanzleirat dem Unwetter preisgebe, er selbst werde den Bock einnehmen,

und indem er das Wort sogleich zur Tat machte, schnitt er alle Gegenreden und Einwürfe ab.

Der ungarische Graf sah den Doktor auf den Bock klettern, machte aber keine Miene zurückzutreten, sondern zwängte sich so gut es ging in den vollgestopften Wagen. Daß seine Anwesenheit Störung verursachte und bei dem größeren Teil der Gesellschaft eine Verstimmung hervorgerufen hatte, schien dem Sohn der Pußta gänzlich zu entgehen. Unbefangen fuhr er fort, von Ungarns Herrlichkeit zu erzählen, und in der zunehmenden Dunkelheit bemerkte er den Mißmut nicht, der sich auf das Gesicht Mariens, an welche er hauptsächlich seine Worte richtete, gelagert hatte.

Draußen aber auf dem Bock hockte grollend der arme Doktor und balancierte gegen Wind und Wetter einen großen rotbaumwollenen Regenschirm, der ihm nur sehr mangelhaften Schutz gewährte.

VII

Daß der Graf am folgenden Morgen der kanzleirätlichen Familie einen Besuch abstattete, war in der Ordnung, daß er aber diesen Besuch

zwei Tage darauf wiederholte und daß die Kanzleirätin ihn für den nächsten Sonntag zu Tisch lud, war überflüssig. So urteilten wenigstens Frau Eckart und ihr Sohn. Letzterer wurde zwar nach wie vor mit großer Zuvorkommenheit von seiten der Kanzleirätin und mit einem herzlichen Gruß von seiten seiner Schönen empfangen, aber der ungarische Graf, der sich allmählich die Stellung eines Hausfreundes erobert hatte, war ihm doch höchst unbequem. Traf er, was häufig geschah, mit jenem zusammen, so grüßten sich die beiden Herren mit gemessener Höflichkeit, dann bemächtigte sich der Graf sofort des Gesprächs, ohne von der Anwesenheit des Doktors weiter Notiz zu nehmen. Machte dieser den Versuch, der Unterhaltung eine andere Wendung zu geben, um auf jene Gegenstände zurückzukommen, für welche die Damen früher so großes Interesse an den Tag gelegt hatten, so schwieg der Graf und spielte mit seiner Uhrkette.

Als einst der Doktor ein neues Prachtwerk mitgebracht hatte und mit Freude wahrnahm, wie Marie mit einer gewissen Ostentation das Gespräch mit dem Grafen abbrach, um sich an einem Seitentisch von ihm über die abgebildeten Antiken

belehren zu lassen, bemerkte der edle Magyar der Kanzleirätin, er für seinen Teil hege nicht das mindeste Interesse für den alten Plunder und überlasse dergleichen Sachen den Herren Gelehrten, worauf die Kanzleirätin sofort erwiderte, sie finde das sehr begreiflich; ein Kavalier wie Graf Csanady habe eben eine andere Sphäre als die Bourgeoisie.

„Lieber Gott," fuhr sie fort, „unseren Männern ist es nicht beschieden, sich auf dem Feld zu tummeln, wo der Adel Lorbeeren pflückt, darum müssen sie sich auf eine andere Weise nützlich zu machen suchen."

Marie blickte erstaunt, der Doktor empört zu der Sprecherin auf. Er hatte ein scharfes Wort auf der Zunge, aber eine weiche Hand legte sich auf die seinige und ein bittender Blick hieß ihn schweigen. Er beeilte sich, mit seinen Auseinandersetzungen zu Ende zu kommen, und empfahl sich mit den üblichen Höflichkeitsphrasen.

Den Eckartschen Eheleuten entging die Verstimmung ihres Sohnes nicht, und sie kannten auch die Ursache derselben.

„Frau," sagte der Schneidermeister eines Morgens beim Frühstück, „die Sache fängt an mir bedenklich zu werden."

„Das weiß der liebe Himmel! Er magert ordentlich ab. Gestern hatten wir Pfannekuchen mit gekochtem Schinken, ein Gericht, welches er so gern hat; er hat keine drei Gabeln genommen."

„Hm, Frau, es ist eine dumme Geschichte."

„Freilich, Heinrich; wenn's nur kein Graf wäre, und noch dazu ein ungarischer."

„Alle Grafen in der Welt," fiel Herr Eckart mit rauher Stimme ein, „wiegen unsern Karl nicht auf. Das Mädchen ist ihm gut, das steht baumfest, aber die Kanzleirätin, die alte Närrin, ist imstande und macht ihre Tochter unglücklich."

Frau Eckart seufzte tief auf.

„Ich kann aber auch den Karl nicht begreifen," fuhr der Meister ärgerlich fort. „Läuft seit einem Vierteljahr dem Mädchen nach, wird von den Eltern gehätschelt wie ein Seidenhase und hat nicht die Courage, zu sagen: ‚Herr Kanzleirat, Frau Kanzleirätin, so und so hängen die Gurken.' Da waren wir zu unserer Zeit andere Kerle. Gelt, Alte? Sobald ich wußte, wie ich mit dir dran war, da ging's drauf wie ein Donnerwetter. Der Forstgehilfe und der Stadtschreiber, die dir nachliefen —"

„Heinrich, sei vernünftig. Der Forstgehilfe hat

nie daran gedacht, und der Stadtschreiber mit seiner hohen Schulter —"

„Es waren auch noch andere da. Aber wenn ich den Großmogul selber zum Nebenbuhler gehabt hätte, so hätt's mich nicht geniert. ‚Gewißheit muß ich haben,' sagte ich, ließ mir vom Hufschmied, meinem Freund, die Haare brennen, zog meinen Sonntagsstaat an und ging zu deinen Eltern. ‚Mit Vergunst,' sagte ich, ‚wenn der Herr Meister und die Frau Meisterin nichts dawider hätten und die Jungfer Rosine auch nicht, so möchte ich' und so weiter."

„Ach du lieber Gott," fiel Frau Eckart ein, „mir ist's, als ob es erst gestern gewesen wäre. Ich war in der Kammer und blinzelte durchs Schlüsselloch, und du hattest eine Aster und eine brennende Liebe im Knopfloch — und dann, wie meine Eltern dir keinen Korb gaben, lief ich hinten zur Kammer hinaus und kam vorn zur Stube herein und tat, als ob ich von nichts wüßte, und ich konnte mich doch vor Freude nicht halten. Und dann die drei Tage Bedenkzeit, — meine Mutter bestand partout darauf — o wie sind mir die lang geworden!"

„Ja," sagte der Meister, „so ging es dazumal

her. Das war die gute alte Zeit. Wenn sich zwei liebten und die Eltern nichts dagegen hatten, so wurde Hochzeit gemacht. Litten's die Alten nicht, so schnürte man sein Bündel und ging weiter und las den jungen Siegwart, eine Klostergeschichte, bis man einen neuen Schatz hatte."

„Heinrich, sprich nicht so liederlich!"

„Es ist die reine Wahrheit, was ich sage. Und dem Karl werde ich noch heute meine Meinung sagen. Das ist mir ein schöner Don Juan."

„Er ist anders geartet als du. Bedenke, er ist ein studierter Herr. Bei denen geht's nicht so her wie bei uns schlichten Leuten. Ein Doktor darf nicht so mir nichts dir nichts mit der Tür ins Haus fallen. Da muß alles hübsch piano und nobel zugehen. Die Gelehrten sind nun einmal so — so delikat, wie man's heißt. Don Juane sind sie alle nicht."

„Oho, Frau, das ist wieder einmal eine irrige Ansicht. Da war zum Exempel der Doktor Faust — in Leipzig, in Auerbachs Keller hängt er abgemalt — das war ein großer Gelehrter; er hat die Buchdruckerkunst und das Pulver erfunden, und dabei war er doch sozusagen ein Schwerenöter. Wenn er von seinen Jungen aus der Schule kam

und ihm ein hübsches Frauenzimmer auf der Straße begegnete, — schwupp war er hinter ihr her und sagte: ‚Mein schönes Fräulein, darf ich's wagen, meinen Arm und Geleit Ihr anzutragen?‘ — und keine sagte nein.“

„Das muß ein schöner Patron gewesen sein,“ meinte Frau Eckart. „Danke Gott, Heinrich, daß unser Karl kein so leichtsinniger Mensch geworden ist.“

„Ein wenig unternehmender könnte er schon sein,“ erwiderte Herr Eckart. „Wie gesagt, heute abend werde ich ihn ins Gebet nehmen. Ins Feuer muß er, hin muß er zum Kanzleirat, er muß wissen, wie er mit der Marie dran ist.“

„Heinrich, du wirst alles verderben,“ warnte die Gattin.

„Gott bewahre, ich weiß, wie der Karl behandelt werden muß. Verlaß dich ganz auf mich, Alte.“

Die Unterredung zwischen Vater und Sohn fand wirklich am nämlichen Abend statt und hatte zum Resultat, daß der Doktor an einem der nächsten Tage um die Hand Mariens anhielt.

Mit Herzklopfen und bangen Ahnungen war er die kanzleirätliche Treppe hinaufgestiegen und mit freudestrahlendem Gesicht kam er wieder her-

unter. Seine Befürchtungen hatten sich als unbegründet erwiesen; die Kanzleirätin hatte, ein paar dicke Tränentropfen vergießend, ihr schönes Kind in die Arme des glücklichen Doktors geführt, und der Kanzleirat hatte vor Rührung kaum seinen Segen sprechen können. Freilich, wenn der freudetrunkene Bräutigam gehört hätte, mit welchen Worten die Kanzleirätin das Zwiegespräch beendigte, welches sie nach des Doktors Entfernung mit ihrem Theodor hielt, so würde seine Freude einigermaßen getrübt worden sein. Sie hatte nämlich gesagt: „Ein Sperling in der Hand ist besser als eine Taube auf dem Dach," und nicht undeutlich zu verstehen gegeben, daß sie mit dem Sperling den Doktor Eckart, mit der Taube aber den Grafen Csanady meine.

Daß im Eckartschen Haus alles in Freude schwamm, versteht sich von selbst. Die sorgliche Mutter begann alsbald ein gewaltiges Rumoren in allen Räumlichkeiten. Die alten Nußbaumschränke wurden geöffnet und eine Generalmusterung über Leinen, Tischzeug und dergleichen in einem Haushalt unentbehrliche Dinge gehalten. Die Zimmer des obern Stockwerks wurden gereinigt, geweißt und tapeziert. Auch konnte man

das Elternpaar sehen, wie es die Räume zwischen den Fenstern maß, um die Größe der hier anzubringenden Spiegel, Tischchen und Konsolen zu bestimmen, und Herr Eckart schwänzte zuweilen, was sonst nie vorkam, seine Arbeitsstunden, um mit seiner Gattin die Magazine der Möbel- und Porzellanhändler zu durchstreifen. Denn jetzt galt es, der Kanzleirätin, welche, wie man durch Kundschafter erfuhr, eine in der Stadt noch nie dagewesene Ausstattung herrichtete, zu zeigen, was das Haus Eckart leisten könne.

Der Kanzleirat saß in Schlafrock und Hausschuhen in der Wohnstube. Er hatte links einen Stoß taubenblaues Papier von großem Format, rechts ein Bündel Briefkuverts liegen und beschrieb ein Blatt ums andere.

Da uns nichts hindert, dem Schreiber über die Achsel zu sehen, so können wir die mit schöngeschwungenen Buchstaben geschriebenen Zeilen lesen:

„Die Unterzeichneten geben sich die Ehre, Herrn N. N. nebst Frau Gemahlin und Fräulein Töchtern auf nächsten Mittwoch um vier Uhr Nachmittags zu einem Familienfest ergebenst einzuladen.

Hochachtungsvoll

Kanzleirat Engelmann nebst Frau."

War ein solches Billett geschrieben, so wurde es sofort kuvertiert und adressiert. Der Kanzleirat machte dazu ein sehr vergnügtes Gesicht; es gibt aber auch keine angenehmere Arbeit für einen Vater, als die Einladungen zu dem Verlobungsfest der Tochter zu schreiben.

Am folgenden Mittwoch war der Geburtstag der Kanzleirätin, und die beiden Familien hatten einhellig beschlossen, die öffentliche Verlobung des jungen Paares auf diesen Tag zu verlegen. An das Haus des Kanzleirats stieß, wie wir wissen, ein Garten, dort sollte das Fest gefeiert werden. Der Kanzleirat war auf diesen Einfall gekommen, und da seine Eulalia denselben als einen glücklichen bezeichnet hatte, so hatte der belobte Gatte im stillen bereits die umfassendsten Vorkehrungen getroffen, um den geladenen Gästen noch nie Gesehenes zu bieten. Anfangs war er damit umgegangen, mit Preisgebung eines altersschwachen Weinstocks, der seit dreißig oder mehr Jahren an der Mauer des Hinterhauses vegetierte, eine Art Weinlese mit Böllerschüssen und Feuerwerk zu arrangieren. Davon war er wieder abgekommen, da die fünf Trauben noch gar zu jung und grün waren und überdies so hoch hingen, daß die Wein-

lese nur vermittels halsbrechender Leitern möglich gewesen wäre. Er hatte sich etwas anderes ausgedacht; er wollte eine italienische Nacht veranstalten, worunter er bunte Papierlaternen, Transparente und brennende Namenszüge verstand. Sein Zimmer war seit zwei Tagen für jedermann hermetisch verschlossen, nur Max durfte, nachdem er tiefes Stillschweigen gelobt hatte, seinem Erzeuger beim Zuschneiden farbiger Papiere an die Hand gehen. Am meisten bildete sich der Kanzleirat auf zwei große Ballons von Seidenpapier ein, welche die Namen des Brautpaares trugen.

Jetzt saß also der Kanzleirat am Tisch und schrieb die Einladungen. Nicht weit von ihm hatte die Kanzleirätin Platz genommen und kontrollierte die Arbeit ihres Gemahls, indem sie die Adressen mit einer langen Namensliste verglich.

„Einen Grafen tituliert man Hochwohlgeboren, nicht wahr, liebe Eulalia?"

„O Theodor, wann wirst du endlich einmal savoir vivre lernen! Das Hochwohlgeboren geht nur bis zum Baron, ein Graf ist stets Hochgeboren."

„Dann muß ich ein neues Kuvert nehmen. Übrigens, offen gestanden, liebe Eulalia, ich sehe

gar nicht ein, warum wir den Grafen einladen sollen."

„Das verstehst du nicht, Theodor, das verlangt der bon ton."

„Ich glaube kaum, daß es unserem Schwiegersohn und seinen Eltern angenehm sein wird. Überhaupt, liebe Eulalia, ich muß dir bekennen, daß ich herzlich froh sein werde, wenn der Graf endlich einmal seine Reise fortsetzt. Ich weiß nicht, oder vielmehr, ich weiß recht wohl, woher es kommt — ich spüre allemal, wenn er uns besucht, ein unbehagliches Gefühl. Dieses Individuum —"

„Ein Graf ist kein Individuum, Theodor! Ich hätte dir mehr Takt zugetraut."

„Dieser Graf, wollte ich sagen, ist ein gefährlicher Mensch, der eine reputierliche Familie in arge Verlegenheit bringen könnte. Ich bin heilfroh, daß sich die Sache mit dem Doktor so schnell gemacht hat, denn dieser Graf —"

„Ja, er scheint eine tiefe Neigung zu unserer Marie gefaßt zu haben."

Die Kanzleirätin seufzte.

„Theodor," fuhr sie fort, „ich fürchte, wir haben zu voreilig gehandelt. Der Doktor ist ein recht lieber, braver Mann, aber die Verwandtschaft, die

Verwandtschaft! Du wirst zugeben, Theodor, daß eine Grafenkrone mit neun Zacken etwas anderes ist als eine Schneiderschere."

Der Kanzleirat ließ die Feder fallen, daß auf dem vor ihm liegenden Bogen ein großer Klecks entstand.

„Aber, liebe Eulalia, was redest du! Bildest du dir wirklich ein, daß der Graf reelle Absichten auf unsere Marie gehabt hat? Liebe Eulalia, du bist nicht wohl bei Trost."

„Theodor, ich verbitte mir ernstlich derartige Ausdrücke. Und was den Herrn Grafen und Marie anbelangt — ich bin die Mutter —"

„Und ich der Vater —"

„Unterbrich mich nicht, Theodor. Du bist kurzsichtig — wische die Tinte nicht mit dem Ärmel ab — Theodor, ich spreche jetzt mein letztes Wort in dieser Angelegenheit. Was geschehen ist, ist geschehen, aber die Zukunft wird lehren — Theodor, packe deine Schreiberei zusammen — du bist im Schlafrock — mache, daß du fortkommst; der Herr Graf kommt eben auf das Haus zu. Der Arme, er sieht blaß und angegriffen aus. — Theodor, steckt mein Chignon fest? Ja? — Gib mir das Buch dort. So, nun geh, geh! Er kommt schon die Treppe herauf."

Graf Csanady trat ein, küßte der Dame, wie er gewohnt war, die Hand und führte sie nach dem Sofa.

„Ich bin gekommen," sagte er ernst und gemessen, „Ihnen meinen aufrichtigen Glückwunsch abzustatten. Ich weiß wohl, daß die Verlobung des jungen Paares noch nicht offiziell angezeigt worden ist, doch glaubte ich als Freund Ihres Hauses — ich darf mich doch so nennen, gnädige Frau? —"

„O, der Herr Graf sind allzu gütig. Wie soll ich Ihnen für Ihre Teilnahme danken? Ja, wir haben der Verbindung unseres Kindes mit dem jungen Eckart unseren Segen gegeben. Nächsten Mittwoch gedenken wir in einem kleinen Kreis die Verlobung zu feiern, und wenn es nicht anmaßend ist, so würde ich bitten, der Herr Graf wolle das Fest durch seine Gegenwart verherrlichen."

„Ich hatte mir eigentlich vorgenommen," entgegnete düster der Graf, „diese Stadt sofort zu verlassen, und mein heutiger Besuch sollte mein letzter sein, indes Ihre freundliche Einladung bestimmt mich zu bleiben und" — der edle Magyar seufzte tief auf — „den Kelch bis auf die Hefen zu leeren."

Die Kanzleirätin blickte verlegen zu Boden. Es schwebte ein Engel durch das Zimmer.

Der Graf brach zuerst das Schweigen.

„Ich bin heute Ihrem zukünftigen Schwiegersohn begegnet. Man konnte auf seinem Gesicht das Glück lesen, welches ihm zu teil geworden ist. Er eilte raschen Schrittes an mir vorüber und bemerkte kaum meinen Gruß. Wie mir scheint, stehe ich bei dem Herrn Doktor nicht besonders in Gunst."

Er sprach die letzten Worte mit einem leichten Lächeln.

„Still, still," sagte die Kanzleirätin und drohte dem Grafen schalkhaft mit dem Finger.

„Der Herr Doktor," fuhr der Graf fort, „soll übrigens ein durchaus ehrenwerter Charakter sein, wie man mir von verschiedenen Seiten versichert hat, und auch sein Vater scheint mir ein recht braver alter Herr zu sein."

„Sie kennen den Herrn Eckart?"

„Ich habe mir gestern einen Anzug bei ihm bestellt," antwortete der Graf. „Er ist, wie ich mich durch den Augenschein überzeugt habe, ein geschickter Meister und hat viel Geschmack."

Der Graf sprach dies leichthin und drehte dabei die Spitzen seines Schnurrbarts.

„Wie ist der liebe Mann darauf gekommen," fuhr er fort, „seinen Sohn ein anderes Metier ergreifen zu lassen?"

Die Kanzleirätin zuckte die Achseln.

„Jedenfalls wird Herr Eckart jetzt sein Geschäft aufgeben und sich zur Ruhe setzen?" sagte der Graf in fragendem Ton.

Die Kanzleirätin seufzte und schüttelte betrübt den Kopf.

„Daran ist nicht zu denken, Herr Graf. Wir haben wohl darauf angespielt, ich sowohl als mein Mann, aber Eckart hat einen eisernen Kopf."

»Mais, mon Dieu,« sagte der Graf erregt, „man muß dem alten Herrn begreiflich zu machen suchen, daß die Verbindung mit einer angesehenen Familie, wie die Ihrige, gnädige Frau, eines Opfers wert ist."

„Es würde alles vergeblich sein, Herr Graf. O, Sie ahnen nicht, was ich schon gelitten habe. Mein Vater war Hofrat und Inhaber mehrerer Orden, mein Großvater war Geheimer Hofrat und der Vertraute des höchstseligen Fürsten Anton. Aber all diese historischen Reminiszenzen machen nicht

den mindesten Eindruck auf den harten Kopf des Herrn Eckart. Was soll man machen? Man muß tragen, was die Schickung schickt."

Sie blickte ergebungsvoll vor sich hin.

„Gnädige Frau, Sie sind das Muster einer liebenden Mutter!" rief der edle Ungar mit Begeisterung und beugte sich auf die fette Hand der Kanzleirätin. „Ich fühle mit Ihnen, welches Opfer zu bringen Sie im Begriff sind, indem Sie Ihr Kind, dieses Kleinod, diese Perle unter den deutschen Jungfrauen — — o — o — o — ich vergesse mich — — verzeihen Sie, gnädige Frau, die Aufregung, die sich meiner bemächtigt hat; das heiße magyarische Blut, welches in meinen Adern fließt, hat mich fortgerissen — ich gehe."

Er stand rasch auf, küßte der Kanzleirätin noch einmal die Hand und eilte hinaus.

Die Dame sandte ihm einen langen Blick nach und seufzte: „Zu spät! Armer Graf, arme Marie!"

VIII

Programm:

1. Empfang der Gäste, Unterhaltung in zwanglosen Gruppen. Musikalische Vorträge. Kaffee, Mandelmilch und andere Erfrischungen.

2. Feuerwerk. Illumination. Proklamierung des freudigen Familienereignisses. Gratulation.

3. Promenade durch den erleuchteten Garten. Produktion des Stadtmusikkorps.

4. Souper.

„Aber ich beschwöre dich, Theodor, nimm dich diesmal zusammen, daß du dir keine Blöße gibst. Sieh nur immer auf mich; ich werde dir durch Zeichen und Winke zu Hilfe kommen, soweit es möglich ist. — Lieber Himmel, was liegt nicht alles auf mir! Wenn uns nur der Schwiegervater keinen Affront macht. — Und, Theodor, nimm dich mit dem Weintrinken in acht; du kannst nicht viel vertragen, das weißt du. Du trinkst nur, wenn ein Toast ausgebracht wird. Hörst du, Theodor?“

„Ohne Sorgen, liebe Eulalia; ich werde die Würde des Hauses zu wahren wissen.“

Die festliche Stunde kam heran. Die nach dem Garten gelegenen Zimmer des Erdgeschosses waren mit Laubgewinden, Oleander- und Orangebäumen geschmückt. Die Kanzleirätin, aufgedonnert wie ein Pfau, der Kanzleirat, eingeschnürt in die unbequemen Salonkleider und luftschnappend wie ein ans Ufer geschleuderter Hecht, harrten der Kommenden.

Die Gäste erschienen nach und nach. Es war eine respektable Gesellschaft, die Elite der Hackelburger Bürgerschaft. Die Herren trugen samt und sonders das schwarz-weiße Habit, dicke Uhrketten und goldene Knöpfchen in allen Hemdknopflöchern. Die Damen rauschten herein in knitternder Seide und glänzten von Geschmeide, als ob sie einen Juwelierladen geplündert hätten. Auch die Uniform, welche in Hackelburg bei keiner Festlichkeit fehlen durfte, war da, und der alte pensionierte Major, der sie ausfüllte, hatte bereits den Ehrenplatz neben dem Brautpaar eingenommen und harrte sehnsüchtig der Stunde, wo das Souper seinen Anfang nehmen würde.

Alle Geladenen kannten den Zweck der Soiree, man hielt aber die Gratulationen bis zu dem geeigneten Moment zurück. Einstweilen begnügte man sich, das junge Paar und die Eltern mit einigen nichtssagenden Redensarten zu beglücken und im stillen Glossen zu machen.

Die Familie Eckart und Marie hatten sich um ein kleines Tischchen, wie deren viele herumstanden, gruppiert. Herr Eckart war anzusehen wie eine alte Exzellenz, nur die Orden fehlten. Er blickte mit heiterer Ruhe in den sich mehr und mehr

füllenden Raum und nickte zuweilen ermutigend seiner Frau zu, die sich nicht sehr behaglich zu fühlen schien. Marie sah etwas blaß, aber wunderschön aus, der Doktor strahlte vor Seligkeit. Der alte Major hatte sich sofort der Familiengruppe angeschlossen, ein paar Damen aus dem engern Zirkel der Kanzleirätin und der Chef des Kanzleirats hatten dort gleichfalls Platz genommen, und wer nicht so glücklich gewesen war, einen Platz in der Nähe zu erobern, der schwärmte ab und zu und suchte sich durch geistreiche Bemerkungen über dies und jenes interessant zu machen. Es wurden Erfrischungen herumgereicht, die Konversation begann lauter zu werden, und die Gesichter, die, wie es beim Beginn eines Festes immer der Fall ist, durch die grinsende Freundlichkeit der Feststimmung verzerrt gewesen waren, nahmen allmählich ihren natürlichen Ausdruck wieder an.

Da entstand am Eingang eine Bewegung. Ein gebieterischer Wink der Gattin rief den Kanzleirat, der sich von einer dicken Kommerzienrätin soeben auseinandersetzen ließ, warum Dienstboten vom Land den städtischen vorzuziehen seien, nach der Tür, denn Graf Csanady, der längsterwartete, hielt seinen Einzug.

Die Gespräche stockten, und aller Augen hefteten sich auf den Ankömmling, der, nach rechts und links grüßend, vom kanzleirätlichen Ehepaar geleitet, dem Familientisch zuschritt. Er trug ein prachtvolles Bukett in der Hand und überreichte es der Braut mit einigen Worten, die nicht minder duftig waren als der Blumenstrauß. Dann wechselte er mit den übrigen ein paar Worte der Höflichkeit und pflanzte sich neben den Major, nachdem er sich demselben vom Kanzleirat hatte vorstellen lassen. Die durch seine Ankunft im Gespräch entstandene Pause benützte der Graf, um sich des Wortes zu bemächtigen. Er tat dies mit der ihm eigenen Sicherheit, von welcher die Damen behaupteten, daß sie ihm so gut stehe, indem er, unbekümmert um die abgebrochene Unterhaltung, sofort ein neues, den übrigen ziemlich fernliegendes Thema aufnahm.

„Heut vor einem Jahr,“ hub er an, „habe ich mir nicht träumen lassen, daß ich diesen Tag in dem reizenden Hackelburg zubringen würde. Bassama terem — — das war ein Tag, an den werde ich mein Leben lang denken!“

Er hielt inne; die Erinnerung schien seine Sinne gefangen zu halten.

„Bitte, Herr Graf," sagte eine der Damen mit schüchterner Stimme, „wollen Sie uns nichts Näheres über jenen Tag mitteilen, vorausgesetzt, daß — —"

„O, es war im Grund nichts Besonderes," erwiderte der Ungar, „ein Reiterstückchen, weiter nichts, aber der Ausgang wäre um ein Haar ein böser geworden."

„Ah, lassen Sie hören, Graf!" bat der Major.

„Es handelte sich um eine Wette. Ich besaß damals einen Fuchswallach, wie kein zweiter existierte. Eines Abends im Jockeiklub kommt das Gespräch auf meinen Selim, und Baron Csatar behauptet steif und fest, seine Suleika, die sich beim Hurdlerennen versprengt hatte, sei besser gewesen. Da proponierte ich denn eine Wette, und Baron Csatar akzeptierte."

„War's eine hohe Wette?" fragte der Major.

„Fünfhundert Dukaten, wenn ich mich recht entsinne," sagte der Graf nachlässig. „Ich verpflichtete mich, die Strecke von Wien bis B. in weniger Zeit zurückzulegen als der Personenzug, mit dem ich gleichzeitig von der Station aufbrechen wollte."

„Alle Wetter!“ fuhr der Major heraus. „Das war keine Kleinigkeit.“

Die übrigen Zuhörer nickten sich bedeutungsvoll zu.

„Anfangs ging es ganz gut,“ fuhr der Graf fort. „Mein Selim griff aus, daß seine Hufe kaum den Boden berührten und das keuchende Dampfroß mehr und mehr zurückblieb. Schon war die Hälfte des Weges zurückgelegt, und ich näherte mich einer Stelle, wo die Straße die Eisenbahn durchschneidet. Bassama! Die Barrieren waren geschlossen, und der Bahnwärter winkt mir schon von fern mit der Fahne: ‚Zurück!‘ Was tun? Ich drücke dem Selim die Sporen in die Weichen, und mein braves Tier nimmt mit einem gewaltigen Satz das erste Hindernis. Aber, o weh! Der Sattelgurt ist gerissen und ich stürze beim Niederfallen des Pferdes auf die Schienen. Zwar arbeitete ich mich rasch empor und packe den Selim noch glücklich an der Mähne, aber da kommt auch schon schnaubend und heulend der Train herbeigerast. — Entsetzt bäumt sich der Selim und — mein letzter Augenblick schien gekommen —“

Die Zuhörer schauderten.

„Da ermanne ich mich, schwinge mich auf das

sattellose Pferd — ein Schlag mit der Peitsche, die ich bei meinem Sturz glücklicherweise nicht hatte fahren lassen — und mein braver Selim schnellt wie eine Stahlfeder über die zweite Barriere, während knapp hinter seinen Hufen der Train vorüberrast."

„Gott sei Dank," flüsterten die Damen und atmeten auf.

„Ich war gerettet," fuhr der Graf fort, „aber nun galt es, das Versäumnis nachzuholen, und es gelang. Auf ungesatteltem Pferd ging es weiter, und wirklich erreichte ich die Station fünfzig Sekunden eher als der Zug. Die Wette war gewonnen."

Die Gesellschaft blickte andächtig und bewundernd auf den kühnen Magyaren, der sich kaltblütig mit Tee und Backwerk versorgte.

„Das war ein Kapitalstück," sagte der Major. „Und die Distanz zwischen Wien und B., wieviel beträgt sie?"

„Fünf bis sechs Wegstunden," antwortete zu aller Erstaunen Herr Eckart senior.

Der Graf drehte sich halb nach dem Sprecher um. „Ah, Sie kennen die Gegend? Sind also in Wien gewesen?"

„Allerdings, Herr Graf. Auch von Ihrem Ungarn habe ich ein Stück gesehen. Weiter als bis nach Pest bin ich leider nicht gekommen. Eine schöne Stadt, das Pest. Wie ich gelesen habe, hat man jetzt eine Brücke über die Donau gebaut."

„Das ist schon eine Weile her," erwiderte der Graf, wie es schien, etwas unmutig.

„Wohl möglich," sagte Herr Eckart, „es ist auch lange her, daß ich in Österreich war. Es wird sich mittlerweile wohl vieles geändert haben."

„Es war wohl auf Ihrer Hochzeitsreise?" fragte der Major.

„Nein, damals war ich noch ein lediger junger Bursche; es war in den Dreißigerjahren. Ja, meine Herren und Damen, das war eine lustige Zeit! So mit dem Felleisen auf dem Rücken und ein paar Groschen in der Tasche glaubte man Herr der Welt zu sein."

Frau Eckart rückte unruhig auf ihrem Sitz hin und her, hustete und warf ihrem Mann einen ängstlichen Blick zu.

„Was," rief der Major, „Sie sind doch nicht von hier bis nach Pest zu Fuß marschiert?"

„Das versteht sich," versetzte Herr Eckart

lächelnd, „immer auf Schusters Rappen, wie sich das für einen zünftigen Schneidergesellen gehört."

Der Bräutigam ballte krampfhaft die Faust.

„Ah, ah," machte der Major, und die übrigen sahen sich halb spöttisch, halb verlegen an. Graf Csanady aber rief: „Köstlich, köstlich!" und warf mit schallendem Gelächter seinen Kopf auf die Lehne des Sessels zurück.

Der Doktor war blaß geworden. Er richtete sich stramm auf und fragte: „Darf ich fragen, Herr Graf, was die Ursache Ihrer plötzlichen Heiterkeit ist?"

„Wie beliebt?" fragte dieser, indem er seinen Tee mit dem Löffel umrührte und den Kopf nach dem Sprecher wandte.

„Ich frage Sie," sagte der Doktor mit bebenden Lippen, „warum Sie lachen?"

Der Graf zuckte die Achseln.

„Ich glaube kaum, daß ich Ihnen darüber Rechenschaft schuldig bin, zumal da Sie Ihre Frage so stellen, als ob Sie einen Ihrer Schulbuben vor sich hätten."

„Sie irren sich," entgegnete der Doktor, dem die Stirnadern schwollen. „Wenn sich einer meiner Schüler eine derartige Ungezogenheit hätte zu Schul-

den kommen lassen, so würde ich kurzen Prozeß machen und ihm die Tür weisen."

Der Graf setzte die Tasse nieder, daß es klirrte. Er erhob sich und öffnete den Mund zu einer Gegenrede. Da aber kam die Kanzleirätin mit fliegenden Haubenbändern herbeigeeilt, und das übrige Publikum, welches schon früher aufmerksam geworden war, drängte nach, wie eine Schafherde dem Leithammel.

„Mein Gott," rief die erregte Dame, „was ist denn vorgefallen? — Herr Graf, ich bitte —"

„Gnädige Frau," sagte der edle Magyar mit Würde, indem er seine Handschuhe auseinanderwickelte, „ich bedaure, nicht länger unter Ihrem gastlichen Dach weilen zu können —"

„Aber, mein Gott, was ist denn geschehen?" fragte die Kanzleirätin noch einmal.

Der alte Major, dem um das delikate Souper bang wurde, raffte sich auf und trat vermittelnd zwischen die erregten Parteien.

„Gestatten Sie mir, hochgeehrte Anwesenden," sagte er, „daß ich die kleine Differenz im Keime ersticke. Die beiden jungen Herren hier sind beide — junge Herren. — Wir sind auch einmal jung gewesen. Ja, sehen Sie mich nur an, meine

Damen — jetzt bin ich freilich ein alter Knasterbart, aber — doch ich wollte eigentlich sagen, wenn man jung ist, da ist gleich Feuer im Dach — puh — alles gleich oben hinaus, wir kennen das. — Nein, meine Herren, verderben wir uns den Appet ... die Festfreude nicht! Allons! meine Herren, geben Sie sich die Hände!"

Er atmete nach dieser langen Rede tief auf und ließ sich schwerfällig nieder.

„Das war ein Wort zu seiner Zeit gesprochen," sagte Herr Eckart.

„Auch ich bin mit dem Herrn Major einverstanden," erklärte der Graf, „und da ich nicht zweifle, daß der Herr Doktor sein Unrecht einsieht —"

„Ohne Zweifel," fiel die Kanzleirätin ein und warf ihrem zukünftigen Schwiegersohn einen strengen Blick zu.

„So," fuhr der Graf fort, „will ich mich zufrieden geben, wenn der Herr Doktor vor diesen ehrenwerten Zeugen Abbitte tut."

Das war dem Doktor zu viel. Er achtete nicht der angsterfüllten Mienen seiner Mutter und seiner Braut; er stand auf und trat dicht an den Grafen heran.

„Mein Herr," sagte er, und seine Stimme klang voll und stark wie sonst nie, „hören Sie mein letztes Wort: Entweder Sie erklären augenblicklich, daß Sie meinen würdigen Vater mit Ihrem Gelächter nicht kränken wollten, oder wir verzichten auf die Ehre Ihrer Gegenwart."

Graf Csanady war einen Schritt zurückgewichen. Jetzt richtete er sich auf, lächelte verächtlich und wandte sich zum Gehen, aber die Kanzleirätin hielt ihn zurück.

„Wer ist das Wir?" schrie sie kirschbraun vor Zorn dem Doktor zu. „Wer ist Herr im Haus, ich oder der Herr Doktor oder vielleicht der Herr Schneidermeister? — Herr Graf, ich hoffe, daß Sie mich diese Taktlosigkeit nicht entgelten lassen —"

„Frau Schwiegermutter!" fuhr der Doktor auf.

„Schwiegermutter?" kreischte die Dame des Hauses. „Gott sei Dank, daß mir beizeiten die Augen aufgegangen sind —"

„Um Gottes willen, Mutter, halt ein!" schrie Marie in Todesangst und sank bleich in den Sessel zurück.

Die aufgeregte Gesellschaft wurde durch diesen Zwischenfall womöglich noch aufgeregter. Die Damen eilten zu der Ohnmächtigen, es wurde

nach Wasser, nach Essig gerufen, und als alle in der höchsten Bestürzung kopflos durcheinanderliefen, tat es auf einmal drunten im Garten einen fürchterlichen Knall, und eine wahre Hölle von weißen, roten und blauen Feuerstrahlen prasselte in die Luft, während das verborgene Stadtmusikantenkorps den Tannhäusermarsch anstimmte.

Die Verwirrung im Gesellschaftszimmer war eine fürchterliche. Während die Frauen um Marie beschäftigt waren, suchten die Männer ihre Hüte und drängten dem Ausgang zu. Unter den ersten, die das gestörte Fest verließen, war die Eckartsche Familie; der letzte Gast auf dem Schauplatz war der Major, und diesem war es vorbehalten, dem ahnungslosen Kanzleirat, der, froh über das gelungene Feuerwerk, aus dem Garten zurückkam, um nunmehr die Verlobung zu proklamieren, schonungsvoll mitzuteilen, was geschehen war.

IX

Herr und Frau Eckart saßen im Wohnzimmer. Ersterer frühstückte und las die Zeitung, die Hausfrau regte die fünf stählernen Nadeln. Im Zimmer war's still, nicht einmal die Fliegen summten, denn sie hingen, vom nächtlichen Frost überrumpelt, starr

und steif an den Wänden. Das einzige Geräusch machte der Ofen, oder vielmehr das Feuer in demselben, welches, vom Luftzug genährt, schnurrte wie ein stillzufriedener Kater.

Es war Winter geworden. Am Dach und vor den Doppelfenstern hingen kristallene Zapfen, und der Marktbrunnen glitzerte von Eis wie ein schönes Stalaktitengebilde. Die wenigen Menschen, die mit beschleunigtem Schritt über die Straße gingen, waren bis an die Nase eingehüllt, und die Gassenjugend lief teilnahmlos an den hohen Schneehaufen vorüber, denn der Schnee war hart gefroren und ließ sich nicht zu Bällen verarbeiten. Nur das Spatzenvolk, welches in den kahlen Zweigen der Linden herumhüpfte, war anscheinend lustig, aber sein Humor war Galgenhumor, das Motiv seiner Munterkeit Frost und Hunger.

Frau Eckart saß am Fenster und warf zuweilen einen Blick auf die winterliche Straße, wie das ihre Gewohnheit war; ihre Gedanken aber waren ganz wo anders. Sie war in der letzten Zeit merklich älter geworden, und wenn sie ihrem Mann und ihrem Sohn zulieb ein heiteres Gesicht zeigte, so mußte sie sich dazu zwingen. Das gleiche galt

von dem Meister. Er war nicht mehr der lebensfrohe Mann, als welchen wir ihn im Sommer kennen lernten. Der Gram des Sohnes ging beiden Eltern sehr zu Herzen, umsomehr als dieser sich alle Mühe gab, denselben zu verbergen.

Nach dem unterbrochenen Fest waren alle Beziehungen zwischen den beiden Familien abgebrochen worden. Marie war einige Tage ernstlich krank gewesen und nach ihrer Genesung von der Mutter in eine entfernte Stadt zu Verwandten gebracht worden. Sie sollte dort bleiben, bis Gras über den Skandal gewachsen war. Der Doktor Eckart hatte seine gewesene Zukünftige nicht wieder gesehen. Wenn die Kanzleirätin einem Glied der Eckartschen Familie begegnete, so tat sie, als ob sie es nicht kenne, und der Kanzleirat ging jedem Zusammentreffen mit dem Doktor und dessen Vater ängstlich aus dem Weg; er war sogar aus der Harmoniegesellschaft ausgetreten.

Ungeheuerliche Gerüchte waren durch die Stadt gegangen, nachdem die Skandalgeschichte bekannt geworden. Man wollte wissen, daß zwischen dem Doktor und dem ungarischen Grafen demnächst ein amerikanisches Duell stattfinden werde, und in den Bierstuben war bereits darüber debattiert worden, ob der tote Doktor (denn daß dieser daran

glauben müsse, war ausgemacht) wohl von einem Geistlichen zu Grabe geleitet werden würde. Es verging aber Woche um Woche, und der junge Eckart ging noch immer unter den Lebendigen herum, wenn auch finster und bleich; und so hörte man endlich auf, von einem Duell zu sprechen.

Höchlichst wunderte man sich darüber, daß Graf Csanady sich noch immer in der Stadt aufhielt und täglich in das kanzleirätliche Haus ging, obwohl Marie verreist war. Dann wollte man erfahren haben, der Graf beabsichtige, sich in der Nähe anzukaufen, weil seine adelstolze Familie in Ungarn nun und nimmermehr einer bürgerlichen Anverwandten ihr Haus öffnen würde. Daß aber der Graf sich mit Marie Engelmann ehelich verbinden werde, daran zweifelte kein vernünftiger Mensch mehr, selbst nicht Herr und Frau Eckart.

Die beiden saßen, wie gesagt, in der Wohnstube und waren mit ihren eigenen Gedanken beschäftigt. Frau Eckart brach zuerst das Stillschweigen mit einem vernehmlichen Seufzer. „Heute," sagte sie dann, „wird unser Karl also das Schreiben abschicken, in dem er erklärt, die Stelle in B. annehmen zu wollen. Daß das so kommen mußte! Wer hätte das vor einem halben Jahr gedacht!"

„Ganz recht hat unser Karl," sprach Herr Eckart. „Das war ein gescheiter Gedanke von ihm. Ein Mann wie unser Sohn kommt überall in der Welt fort. Er soll nicht hier versauern und vertrauern. Hinaus in die Welt — andere Berge, andere Bäume, andere Häuser — das ist die beste Arznei für ihn. Gib acht, Alte, gib acht auf den ersten Brief, den er uns von B. schreibt; du wirst sehen, wie schnell er wieder lustig und lebensfroh wird."

„Ja, Heinrich, du magst schon recht haben — wenn nur B. nicht gar so weit von hier läge!"

„Ei was, die Eisenbahnen rücken alles nah. Hast du Sehnsucht nach deinem Sohn, so setzt du dich in den Eilzug — und schwupps bist du dort."

„Aber, Heinrich, wir sind keine jungen Leute mehr; es kann mit einem von uns unversehens zu Ende gehen. Wenn ich mir denke, ich sollte sterben, und mein Karl wäre nicht da — ich weiß nicht, was ich vor Desperation anfinge."

„Papperlapapp! Dafür ist der Telegraph da. O Frau, du hast noch kein Verständnis für unser Jahrhundert. Aber wenn wir auch keine Eisenbahnen und Telegraphen hätten, und wenn B. auf den Feuerlandsinseln läge, so würde ich doch dafür sein, daß er die Stelle daselbst annimmt.

Die Veränderung, Frau, das ist dasjenige, worauf's ankommt. Hat er einmal Hackelburg im Rücken, sieht er nicht mehr alle Tage die Baracke des Kanzleirats vor sich, dann wird er auch das Mädchen bald vergessen. ‚Andere Städtchen — andere Mädchen,‘ sagt Schiller, und er hat recht."

„Leichtfertiger Mensch! Das ist's eben, was mir im Kopf herumgeht." Sie stand auf und ging dicht an ihren Mann heran. — „Heinrich, ich habe eine Entdeckung gemacht. Versprich mir, daß du ruhig bleiben willst. Gestern, als unser Karl in der Schule war, komme ich in sein Zimmer, um nach dem Ofen zu sehen, denn er rauchte. Da bemerkte ich, daß der Schlüssel am Schreibtisch steckt —"

„Und da hast du natürlich nicht umhin gekonnt, ein bißchen zu spionieren? O Weiber!"

Frau Eckart nickte.

„Und weißt du, was ich fand? Einen Brief, den Marie Engelmann vorige Woche an unsern Karl geschrieben hat."

„Alle Wetter!" fuhr der Meister auf.

„Und was für einen Brief! So schön und so traurig! Heinrich, das Herz im Leibe möchte einem zerspringen, wenn man den Brief liest. Von ewiger Lieb' und Treue über Grab und Tod hinaus

schreibt sie und von einem Pyramus und einer Thisbe, was ich nicht verstanden habe, und noch vieles andere. Ja, ich hab' es immer gesagt, die Marie ist ganz das Widerspiel von ihrer Mutter, da könnten zehn ungarische Grafen kommen, sie bleibt unserem Sohne treu."

Herr Eckart war sehr nachdenklich geworden.

„Frau," sagte er nach langem Schweigen, „das ist eine schlimme Sache, aber augenblicklich sehe ich keinen Ausweg. Sieh, liebe Rosine, ich lasse mir's weniger anmerken als du, wie mir die traurige Geschichte zu Herzen gegangen ist —"

„Ich hab' dir's wohl angesehen, Heinrich."

„Ich bin ein Mann, ich kann mich beherrschen. Aber ich sage dir das eine: Auf den Händen möchte ich meinen Sohn tragen, der seines Vaters wegen auf sein Glück verzichtet hat. Wie er auftrat und den ungarischen Grafen zurechtwies und wie er nachher an unserem Arm dem Haus, wo man seinen Vater gekränkt hatte, den Rücken kehrte, das werde ich ihm nie vergessen, und noch auf meinem Sterbebette soll mir diese Erinnerung ein Labsal sein. — Ich habe mich zu trösten versucht, ich habe gedacht, das Mädchen war ihm nicht bestimmt, er wird sie vergessen und sie ihn. — Nun

kommst du mir mit deiner Entdeckung, und die wirft alle meine Berechnungen über den Haufen. — Die Sache will reiflich überlegt sein. Wenn sie sich trotz des Vorgefallenen treu und ehrlich lieben, so ist auch das Spiel noch nicht verloren. Was ich tun kann, das soll geschehen, ausgenommen bleibt natürlich eine Demütigung von unserer Seite. Kopf oben, Frau!"

Er stand auf und begab sich in die Werkstatt.

Die Nähmaschinen klapperten lustig, und die sechs Gesellen verdoppelten beim Eintritt des Meisters ihren Eifer. Herr Eckart pflegte sonst nach dem Frühstück an den Sitz eines jeden heranzutreten, um die Arbeit in Augenschein zu nehmen und Worte des Lobs oder des Tadels zu spenden. Heute unterließ er dies. Gedankenvoll nahm er Platz hinter dem Zuschneidetisch und ergriff die blinkende Schere mit dem vergoldeten Griff. Er ließ sie aber nicht in der Luft zusammenklappen, sondern stützte sich mit beiden Händen auf dieselbe, wie ein Feldherr auf sein Schlachtschwert, und starrte ins Leere. Die Mitteilung seiner Frau hatte ihn tief erschüttert.

So stand er noch unbeweglich, als sich die Tür des zweiten Arbeitszimmers öffnete und eine kleine, schmächtige Gestalt hereintrat.

„Was willst du, Gottlieb?“ fragte Herr Eckart unmutig.

Gottlieb, der Lehrjunge, zog aus seiner Brusttasche ein zusammengefaltetes Papier, präsentierte es dem Meister und sagte lakonisch: „Wieder nichts.“

Herr Eckart faltete das Blatt auseinander. Obenan stand lithographiert das Wort „Nota“ und darunter war geschrieben „für den Herrn Grafen von Csanady dahier“.

Der Meister runzelte die Stirn.

„War er wieder nicht zu Hause, Gottlieb?“

Gottlieb schüttelte den Kopf und lächelte verschmitzt. „Er war zu Hause, Herr Meister. Diesmal hab' ich's schlau angefangen. Schon um acht Uhr, als das Haustor aufgemacht wurde, bin ich die Treppe hinaufgeschlichen und habe mich vor seine Tür gestellt. Er war noch drin, denn ich hab' durchs Schlüsselloch gehört, wie er geschnarcht hat. Ich halte mich ganz ruhig zwei Stunden lang, bis es zehn Uhr schlug. Da wurde er munter, stand auf, und ich sah durchs Schlüsselloch, wie er in der Stube hin und her ging. Jetzt, dachte ich, muß es sein, und klopfte ganz bescheiden an die Stubentür —“

„Na, und da kam er heraus? Mach schnell, Gottlieb!“

„Nein, er kam nicht, sondern es wurde auf einmal piepstill im Zimmer. Ich aber ließ mich nicht zum besten haben, sondern klopfte noch einmal und rief durchs Schlüsselloch: ‚Gnädiger Herr, machen Sie gefälligst auf. Ich hab' schon gesehen, daß Sie zu Hause sind.‘ Da kam er denn auch und riegelte die Tür auf. ‚Ein schönes Kompliment von meinem Meister,‘ sagte ich, ‚und da wär' die Rechnung. Sie möchten so gut sein und endlich bezahlen.‘ Aber da kam ich schön an. ‚Unverschämter Schlingel!‘ schrie er und wurde krebsrot vor Zorn, ‚ich will dich lehren, die Leute im Schlaf stören! Den Augenblick machst du, daß du fortkommst, oder ich werfe dich die Treppe hinunter!‘“

Die Nähmaschinen stockten und die sechs Schneidergesellen ließen ein dumpfes Murren hören.

„Weiter, Gottlieb!“ befahl Herr Eckart, und sein Gesicht nahm einen drohenden Ausdruck an.

„Da,“ fuhr der Lehrjunge fort, „sagte ich: ‚Herr Graf, bezahlen müssen Sie, da hilft Ihnen kein Gott nicht, und zur Treppe hinunterwerfen läßt sich unsereiner auch nicht; das wollen wir einmal sehen!‘“

Das Murren der Gesellen ging in ein beifälliges Gemurmel über.

Der Meister nickte zustimmend mit dem Kopf.

„Und was antwortete der Graf auf diese mannhafte Rede?"

Gottlieb kratzte sich hinter dem Ohr und sagte kleinlaut: „Er hat mich doch hinuntergeworfen."

Ein Schrei der Entrüstung tönte von sechs Schneidergesellenlippenpaaren.

Herr Eckart ließ die Schere klirrend auf den Tisch fallen und rief zornig: „Was? Hinuntergeworfen? Gottlieb, sprich die Wahrheit, ich rate es dir!"

„So wahr ich da stehe," schwur Gottlieb, „er hat mich hinuntergeschmissen."

Herr Eckart lachte ingrimmig.

„Na, warte du! — Gottlieb, du sollst Genugtuung erhalten. Ich will dem Herrn Grafen zeigen, wer ich bin. Was man dem Geringsten der Meinigen antut, das hat man mir angetan. — Hast du eine Verletzung davongetragen, Gottlieb, eine Wunde?"

Gottlieb tastete an sich herum.

„Wie mir scheint, habe ich da am Ellenbogen eine Beule."

„Herunter mit der Jacke! Geniere dich nicht,

Gottlieb! Streife den Hemdärmel hinauf! Wahrhaftig, ein blauer Fleck! Übrigens, Gottlieb, ein wenig warmes Wasser und Seife könnte dir nicht schaden. — Tut's weh, wenn man auf den Fleck drückt?"

Gottlieb machte ein leidendes Gesicht.

„Fürchterlich weh tut's."

„Kommt einmal her," wandte sich der Meister an die Gesellen. „Hier, seht mir diese Beule an!"

Die Gesellen begutachteten die Verletzung und meinten, das sei stark.

„Bewege einmal den Arm, Gottlieb! Gebrochen ist nichts, aber der Arm ist arbeitsunfähig, das ist klar. Geh, Gottlieb, du brauchst heute nichts zu tun, und hier hast du zwei Groschen; hole dir aus der Apotheke Arnika und reibe den Fleck damit ein. — Diese Mißhandlung soll dem Herrn Grafen teuer zu stehen kommen. Ich mache sofort die gerichtliche Anzeige, und ihr seid Zeugen."

Die Gesellen erklärten sich bereit, Zeugnis abzulegen, und Herr Eckart verließ das Zimmer, um sich anzukleiden. Er wollte augenblicklich den Bürgermeister, der zugleich Polizeidirektor war, von dem Geschehenen in Kenntnis setzen.

Im Rathaus wurde Herr Eckart vom Amts-

diener empfangen, der ihm sagte, er müsse warten, der Herr Bürgermeister sei beschäftigt. Diensteifrig öffnete er das Wartezimmer und präsentierte dem Meister einen wackeligen Stuhl.

„Es ist ein Fremder da," sagte der Amtsdiener, „der Herr Bürgermeister konferieren mit ihm seit einer Stunde."

Herr Eckart ließ sich nieder und wartete, aber es verging eine Viertelstunde um die andere; der Fremde kam nicht heraus.

„Wie wäre es," sagte er endlich zu dem Amtsdiener, „wenn Sie einmal nachsähen, ich habe nicht viel Zeit zu verlieren."

Dabei steckte er ihm etwas in die Hand. Der Amtsdiener ging in das Sanktissimum und gleich darauf erschien der Bürgermeister selber in der geöffneten Tür.

„Ah, Herr Eckart," sagte er, „spazieren Sie nur herein."

Die beiden Herren waren gute Bekannte von der Harmonie her.

„Nun, was bringen Sie mir?" fragte der Vater der Stadt.

Der Meister brachte seine Sache vor und bat um gerichtliches Einschreiten gegen den Grafen Csanady.

Der Fremde, der sich diskret etwas zurückgezogen hatte, hörte aufmerksam zu und wechselte dann mit dem Bürgermeister einen verständnisinnigen Blick.

„Und ist die Summe groß, die Ihnen der Graf schuldet?“ fragte der Bürgermeister.

„Zweiundfünfzig Taler, zwanzig Silbergroschen laut mehrmals übersandter Rechnung.“

„Nun,“ sagte der Bürgermeister mitleidig lächelnd, „ich hoffe, das Haus Heinrich Eckart wird den Verlust verschmerzen können.“

„Oho!“ machte der Meister und riß die Augen auf. „Stehen die Sachen so?“

„Aber trösten Sie sich, Verehrtester,“ fuhr der Bürgermeister fort, „Sie sind nicht der einzige, der zu Schaden kommt. Dieser Herr hier —“

„Ist am Ende auch ein Gläubiger des Grafen?“ fragte der Schneidermeister und blickte den Fremden an, dessen kleine graue Augen freundlich zwinkerten.

„Ich habe allerdings mit dem Grafen eine kleine Rechnung ins reine zu bringen,“ sagte er, „und habe eben deshalb den Herrn Bürgermeister um seinen Beistand ersucht.“

„Nein, was man nicht alles erlebt!“ sprach Herr Eckart. „Und der Mensch will ein Rittergut kaufen!“

Der Bürgermeister und der Fremde sahen sich lächelnd an, und ersterer sprach nach einigem Überlegen: „Wir beabsichtigten soeben dem Herrn Grafen einen Besuch zu machen. Da Sie, Eckart, gleichfalls Interesse an dem Herrn nehmen, so wäre es Ihnen vielleicht erwünscht, uns begleiten zu können?"

„Gewiß, wenn Sie erlauben."

„Also gehen wir," sagte der Bürgermeister, und die drei Männer verließen das Rathaus.

Als sie an der Wohnung des Grafen anlangten, kam ihnen ein Stadtsoldat entgegen, der seinem Chef eine geheime Meldung machte.

„Aha, der Vogel ist ausgeflogen?" fragte Herr Eckart.

„Er befindet sich im Haus des Kanzleirats Engelmann," war die Antwort. „Begeben wir uns dahin. Die Sache duldet keinen Aufschub, und der Herr Kanzleirat ist ein viel zu höflicher Mann, um uns die kleine Störung übelzunehmen."

X

Graf Csanady saß neben der Kanzleirätin auf dem Sofa. Die Dame hielt einen geöffneten Brief in der Hand und sah nachdenklich vor sich hin.

„Alles in allem genommen," begann der Graf, „scheint Marie ruhiger geworden zu sein. Bauen wir auf die Zukunft. Daß das liebe Kind noch zuweilen an jenen Menschen denkt, finde ich begreiflich, ja, ich muß aufrichtig gestehen, daß sie durch ihre allerdings etwas romanhafte Treue in meiner Achtung womöglich noch gestiegen ist. Die Zeit überwindet alles; ich hege die feste Überzeugung, Marie wird bald zur Einsicht kommen, daß Sie, gnädige Frau, nur das Wohl Ihres Kindes im Auge hatten, als Sie gegen die Verbindung mit jenem rohen, leidenschaftlichen Menschen Einsprache erhoben. Und dann, wenn die Wunde vernarbt ist, wird es meine Sache sein, die Neigung der jungen Dame zu gewinnen und sie durch ein freudenreiches Leben für die trübe Zeit, die sie jetzt durchlebt, zu entschädigen."

„Das gebe der Himmel!" seufzte die Kanzleirätin.

„Die nötigen Schritte von meiner Seite sind bereits getan," fuhr der Graf fort. „Es hat große Opfer erfordert, um die Einwilligung meiner Familie zu erlangen, aber für den Preis Ihrer liebreizenden Tochter ist kein Opfer zu groß."

„Ihre Familie willigt ein?" rief die Kanzleirätin in freudiger Überraschung.

Der Graf neigte bestätigend das Haupt.

„Sie erwähnten gewisser Opfer, die Sie bringen mußten —"

„Bitte, gnädige Frau, sprechen wir nicht weiter darüber, es ist geschehen."

„Edler Mann!" rief die Kanzleirätin mit Emphase. „Ja, Sie werden mein Kind glücklich machen. Der Himmel segne Sie, mein Sohn."

Der Graf küßte die Hand seiner zukünftigen Schwiegermutter, und dieser schien es, als zerdrücke der Magyar eine Zähre im Auge. Mit weltmännischer Gewandtheit ging der Graf aus dem Ton schwiegersöhnlicher Rührung in den leichten der Konversation über.

„Apropos, gnädige Frau, Sie kennen das Rittergut Königsbrunn?"

Die Kanzleirätin horchte auf.

„Es ist eine schöne Besitzung, soviel ich weiß. Ich habe das Gut vor einigen Jahren gesehen, allerdings nur flüchtig."

„Also es gefällt Ihnen? Das freut mich."

„Sollte sich das Gerücht bestätigen, welches Sie als den zukünftigen Besitzer von Königsbrunn nennt?"

„Ich habe allerdings die Absicht, es zu kaufen.

Vortrefflicher Boden, die Gebäude gut im Stand, auch Waldung ist ansehnlich."

„Also darf man gratulieren?"

„Noch nicht, gnädige Frau, es ist eine Verzögerung entstanden, eine sehr ärgerliche Verzögerung."

„Ah, um was handelt es sich, wenn man fragen darf?"

„Es ist lächerlich," sagte der Graf unmutig. „Man verlangt die augenblickliche Zahlung des zehnten Teils vom Kaufschilling, die Lappalie von sechstausend Talern, und in meiner Kasse befinden sich augenblicklich nur zirka zweitausend Taler. Ich habe zwar sofort an meinen Bankier in Pest geschrieben, aber bis das Geld ankommt, kann eine Woche vergehen und das Gut unterdessen einen andern Käufer finden. Der Bankier Silberlöw, sagt man, habe große Lust zu der Besitzung, und so ist es leicht möglich, daß mir dieselbe entgeht."

„Aber, teurer Graf," sagte die Kanzleirätin, „warum wandten Sie sich nicht an Ihre Freunde? Es wäre ja jammerschade, wenn das Gut einer solchen Kleinigkeit wegen in andere Hände fallen sollte. Ich würde mich glücklich schätzen, wenn Sie die fehlende Summe von mir —"

Der Graf wehrte mit beiden Händen ab.

„Wo denken Sie hin, gnädige Frau! Sie machen mich erröten; ersparen Sie mir die Demütigung —"

„Aber, mein Gott," fiel die Dame erregt ein, „was für Worte brauchen Sie? — Demütigung? Hat die Mutter des Kindes, welches Sie lieben, nicht das Recht, nein, die Verpflichtung, Ihnen mit Rat und Tat beizustehen? Herr Graf, ich verlange als ersten Beweis Ihrer wahren Freundschaft für mich und mein Haus, daß Sie meine Vermittlung nicht von der Hand weisen. — Keine Widerrede," fuhr sie fort, als sie sah, daß der Graf noch einen Einwand machen wollte, „wie viel war es? Viertausend? Gedulden Sie sich nur einen Augenblick, ich hole das Geld sofort. Es sind zwar Obligationen, aber sie stehen al pari und sind so gut wie klingende Münze."

„Aber, gnädige Frau —"

Sie hörte ihn nicht mehr, denn sie war bereits aus dem Zimmer gerauscht.

Der Magyar atmete tief auf, dann warf er einen Blick in den Spiegel, drehte seinen Bart und lächelte.

Da ging leise die Tür auf, und als sich der Graf nach dem Geräusch umwandte, sah er sich drei Männern gegenüber. Der erste war der

Bürgermeister von Hackelburg, den zweiten kannte er nicht, der dritte, der ruhig am Eingang stehen blieb, war der Schneidermeister Eckart. Der Bürgermeister und sein Begleiter verbeugten sich, und ersterer sagte außerordentlich höflich: „Sie werden entschuldigen, Herr Graf, daß wir Sie hier aufsuchen, allein eine Angelegenheit, die keinen Aufschub duldet und für Sie selbst von großer Wichtigkeit ist, führt uns zu Ihnen."

Der Graf war etwas blaß geworden, doch verlor er nichts von seiner Haltung, und indem er mit dem Finger auf den Schneidermeister wies, sagte er lächelnd: „Ohne Zweifel handelt es sich um die Forderung dieses Herrn da. Ich gestehe, daß ich heute morgen in einer Aufwallung den Abgesandten des Herrn Eckart etwas barsch zurechtgewiesen habe, aber ich glaube doch kaum, daß dieser Vorfall Sie berechtigt, in so kompromittierender Weise gegen mich einzuschreiten. Auf Ehrenwort, ich werde dem Herrn dort noch heute völlige Genugtuung geben; aber nun, meine Herren, bitte ich dringend, sich entfernen zu wollen, nicht um meinetwillen, sondern aus Rücksicht für die Dame des Hauses, deren Gast ich bin. Ich gebe nochmals mein Wort als Edelmann —"

„Bravo, Spindler!“ sagte der unbekannte Herr lachend. „Ihr habt Euch vortrefflich in die Grafenrolle eingespielt. Aber jetzt laßt's gut sein und kommt mit; wir wollen alles Aufsehen vermeiden.“

Beim Namen Spindler fuhr der Graf auf, als ob ihn ein Skorpion gestochen hätte. Eine fahle Bläſſe legte sich auf sein Gesicht, und seine Lippen zitterten. Dann aber faßte er sich, lachte hell auf und rief mit greulichem Galgenhumor: „Habt ihr mich endlich wieder? Na, diesmal hab' ich's euch schwer gemacht.“

„Dafür werden wir Euch auch desto länger behalten,“ sagte der fremde Polizeibeamte wohlwollend.

Herr Eckart stand stumm und starr wie ein Marmorbild.

„Hier, Herr Graf,“ ertönte die Stimme der eintretenden Kanzleirätin, „hier sind —“

Sie blieb, als sie die Gruppe sah, überrascht in der Tür stehen und ließ die Hand sinken, welche die Obligationen hielt.

„Guten Morgen, Frau Kanzleirätin,“ sagte der Bürgermeister. „Entschuldigen Sie unser Eindringen; wir suchten diesen Herrn hier und werden ihn mit uns nehmen —“

„Aber, mein Gott, was hat denn das zu be-

deuten? Erklären Sie mir, Herr Graf — etwa ein Duell — aha," unterbrach sie sich, da sie jetzt erst den Schneidermeister erblickte, „ohne Zweifel eine Intrige des Herrn Eckart —"

Der Bürgermeister machte eine verneinende Bewegung und sagte ernst: „Frau Kanzleirätin, danken Sie der Vorsehung, die Sie rechtzeitig aus den Händen eines gefährlichen Schwindlers gerettet hat —"

Die Kanzleirätin schrie auf.

„Gerechter Himmel! Ein Graf — ein Schwindler! Nein, nein, das ist ein Irrtum!"

„Dieser Mensch," fuhr der Bürgermeister fort, „ist ein mehrfach bestrafter Betrüger, der sich seit zwei Jahren dem Arm der Polizei immer auf die schlaueste Weise entzieht. Er ist ebensowenig der ungarische Graf Istvan von Csanady, als der Weinhändler Sternkopf oder der Leutnant von Stein oder der polnische Emigrant Sapieha, unter welchen Titeln er anderwärts geschwindelt hat. Sein eigentlicher Name und Stand —"

„Louis Spindler, Schneidergeselle aus N.," fiel der Pseudograf ein, indem er sich höhnisch vor der Kanzleirätin verbeugte.

„Ein Schneidergesell!" schrie entsetzt die Dame und sank ohnmächtig in die Arme des Herrn Eckart.

XI

Der Vorhang hebt sich noch einmal, der letzte Akt beginnt.

Unsere Schneidergeschichte ist ein Lustspiel, und wie ein Lustspiel endigen muß, weiß jedermann. Das Publikum wird unruhig, sucht nach Mantel und Hut und sieht nach der Uhr. Die Schauspieler müssen ihre Lungen anstrengen, damit die guten und schlechten Witze, mit denen die letzten Szenen aufgeputzt sind, nicht völlig ungehört bleiben; sie sehen die Ungeduld des Publikums und harren selbst sehnsüchtig auf das letzte Klingelzeichen.

Wenn der Regisseur plötzlich vor die Lampen träte und nach den üblichen drei Verbeugungen spräche: „Hochgeehrte Anwesende! Gehen Sie nach Hause und glauben Sie der Versicherung meinerseits, daß die Liebenden einander kriegen," so würde das gewiß manchem erwünscht, aber doch ein wenig gewagt sein.

Wir wagen es. Wir hoffen uns den Dank des wohlgeneigten Lesers zu verdienen, wenn wir es ihm überlassen, die Zerknirschung der Kanzleirätin, den Triumph des Meister Eckart, die durch den Skandal hervorgebrachte Aufregung der Hackel-

burger, die Versöhnung der feindlichen Häuser und die Vereinigung der Liebenden sich selbst auszumalen.

Uns bleibt nur wenig hinzuzufügen.

Die gedemütigte Kanzleirätin verließ vierundzwanzig Stunden nach Verhaftung des Schwindlers die Stadt, um ihre Tochter zu besuchen, und kehrte erst im Frühjahr mit derselben zurück. Das Verhältnis zwischen Marie und dem Doktor hatte durch eine lebhafte Korrespondenz, die von seiten beider Elternpaare stillschweigend gutgeheißen wurde, neue Befestigung erhalten, und nachdem die Kanzleirätin, deren Stolz völlig gebrochen war, auf die Bedingung des starrköpfigen Schneidermeisters eingehend, den ersten Schritt zur Versöhnung getan hatte, stand der Verbindung der jungen Leute nichts mehr im Wege.

Die Vermählung wurde im Familienkreis gefeiert. Als man sich zu Tisch setzte, fiel ein kostbarer Tafelaufsatz von Silber, das Hochzeitsgeschenk des Herrn Eckart senior, allen in die Augen. Das Kunstwerk stellte einen mit Wein umrankten Baumstamm dar, an welchem ein Ziegenbock emporkletterte.

Nach der Hochzeit trat das junge Paar eine Reise nach Italien an, und beim Besichtigen der

Antiken machte der Doktor zu seiner Genugtuung die Bemerkung, daß sein Unterricht gute Früchte getragen habe.

Der Schneidergesell Louis Spindler wurde nach überstandener Strafzeit per Schub in seine Heimat expediert. Herr Eckart hatte sich eine Zeitlang mit dem Gedanken getragen, den Exgrafen nach seiner Entlassung aus dem Zuchthause in seine Werkstatt aufzunehmen, um ihn womöglich zu einem nützlichen Glied der Gesellschaft zu erziehen, doch gab er diesen Plan auf die Vorstellungen seiner Angehörigen wieder auf und begnügte sich damit, ihm einen Zehrpfennig und viele gute Ermahnungen mit auf den Weg zu geben.

Der Doktor Eckart erhielt bald nach seiner Verheiratung einen ehrenvollen Ruf an eine Universität, dem er natürlich Folge leistete. Dort wirkt er seit einigen Jahren als Professor der Archäologie, und nennt man der Besten Namen, nennt man den sein'en auch.

Wenn Herr Heinrich Eckart seine jährliche Kunstreise macht, um die neuesten Moden zu studieren, so scheut er den Umweg nicht und kehrt auf ein paar Tage bei seinem Sohn ein. Dann veranstaltet dieser ein großes Diner, wobei Herr Eckart

Vater oben zwischen dem Rektor Magnifikus und dem Dekan der philosophischen Fakultät sitzt und von all den gelehrten Herren mit Hochachtung und Zuvorkommenheit behandelt wird.

Die beiden Mütter aber werden durch ein mit großer Regelmäßigkeit wiederkehrendes, freudiges Familienereignis alljährlich veranlaßt, ihre Kinder auf ein paar Wochen zu besuchen, und der Herr Kanzleirat kommt zu der Taufe nach.

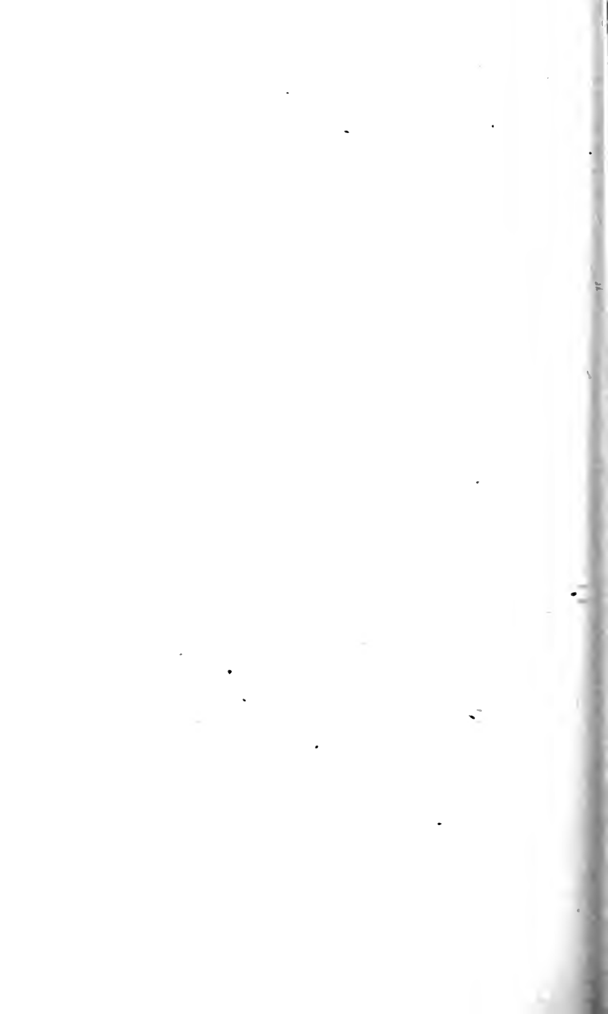
Das letzte Mal begleitete Max seinen Vater und hielt einen kleinen, dicken Jungen mit großer Würde über das Taufbecken. Max ist jetzt ein hoch aufgeschossener Primaner, der sich bereits alle acht Tage rasieren muß. Er wird demnächst sein Abiturientenexamen machen, um Philologie zu studieren. Sein dichterisches Talent, dessen erste Blüte das Ziegenbocklied gewesen, hat sich edleren Stoffen zugewandt. Er hat mehrere Oden aus dem Horaz ganz leidlich übersetzt, auch verschiedene Frühlings- und Wanderlieder gedichtet, und obschon der verblendete Redakteur des illustrierten Wochenblattes dieselben für „nicht druckreif" erklärte und dem Papierkorb übermittelte, so dichtet Max dennoch mutig darauf los, denn er weiß, daß Verkennung das Los der größten Genies ist.

Der Herr Kanzleirat Engelmann ist Oberkanzleirat geworden. Dekoriert ist er noch nicht, aber sicheren Nachrichten zur Folge kann ihm das Verdienstkreuz nicht mehr entgehen. Papparbeiten macht er zur großen Freude seiner Gemahlin nicht mehr, da er eine andere Beschäftigung gefunden hat. Er züchtet nämlich Seidenwürmer und hat zu diesem Behuf seinen ganzen Garten mit Maulbeerbäumen bepflanzt.

Mit Herrn Heinrich Eckart hat er übrigens doch noch Brüderschaft gemacht, ohne daß die Oberkanzleirätin Einsprache erhoben hätte. Denn Herr Eckart ist jetzt nicht mehr bloß Schneidermeister, sondern auch Stadtrat.

Er sollte sogar als Abgeordneter in den Landtag gewählt werden, aber seitdem der Präsident Johnson Fiasko gemacht hat, sind ihm Zweifel über die politische Befähigung der Schneiderzunft aufgestiegen, und er hat die Wahl abgelehnt mit den Worten, er wolle lieber unter den Schneidern der erste, als unter den Landtagsabgeordneten der zweite sein.

Die Nonna



Wenn man vom Marktplatz der Stadt Hackelburg nach dem Schwabentor gelangen will, so muß man durch den sogenannten Zwinger gehen. Es ist dies eine enge, winkelige Gasse, die aber ihrer alten, mit Bogentüren, Erkern und allerlei Schnörkelwerk versehenen Giebelhäuser halber einen gar nicht ungünstigen Eindruck macht. Am Ende des Zwingers, nahe bei dem schönen, von einem respekteinflößenden Turm überragten Schwabentor, steht ein großes, aber niedriges Gebäude. Während die Wände der Nachbarhäuser meistens aus Fachwerk bestehen, ist dieses durchaus massiv, auch entbehrt es der architektonischen Verzierungen, welche im Zwinger allenthalben angebracht sind, so daß es finster, beinahe unheimlich aussieht. Der einzige Schmuck, welchen ihm der Erbauer verliehen hat, ist ein über der Torfahrt befindliches, aus Stein gemeißeltes und vergoldetes Beil. Daher führt das alte Haus den Namen „das goldene Hackmesser".

Der geneigte Leser schaudert und meint: das wird eine Scharfrichtergeschichte wie die von Hinko dem Freiknecht.

Nein, geneigter Leser, was wir zu erzählen haben, ist eine ganz harmlose Geschichte, die man noch Abends vor dem Einschlafen lesen kann, ohne böse Träume befürchten zu müssen, und wenn sie, was wir einmal nicht vermeiden können, einen Beigeschmack von Blut hat, so rührt derselbe nur von dem Blut jener nützlichen, grunzenden Geschöpfe her, von denen soeben ein von Todesahnungen durchschauertes Häuflein seinen Einzug in den Hof des steinernen Hauses hält. Leicht könnten wir die Gelegenheit benützen, um in das Innere zu gelangen; da wir aber augenblicklich nichts darin zu suchen haben, so wollen wir lieber unsere Aufmerksamkeit noch ein paar Augenblicke der Außenseite des Hauses widmen; es gibt da noch etwas anderes zu sehen als das goldene Hackmesser, dem das Gebäude seinen Namen verdankt.

Über dem Wahrzeichen befindet sich nämlich ein großes Schild, dessen Goldbuchstaben weithin leuchten. Zuoberst prangt das sauber gemalte Landeswappen, darunter steht in schön geschwungenen Schriftzügen:

„Fürstlich — —sche Hofwurstfabrik.
Hackelburg. Verona.
Leberecht Blechschmied und
Carlo Vicenzi.“

Und diese Worte umgeben in symmetrischer Anordnung acht kolossale Preismedaillen.

Die schimmernde Reklame auf der geschwärzten Mauer des ehrwürdigen Hauses nimmt sich aus wie ein goldenes Binokel auf der Nase eines geharnischten Ritters, aber dem Chef der Wurstfabrik und den Hackelburger Stadtkindern gefällt das Schild ausnehmend gut und andere Leute geht's nichts an.

Auch wir würden uns keine Bemerkung über dasselbe erlaubt haben, wenn es nicht in Beziehung stände zu der kleinen Geschichte, die wir erzählen wollen.

Um der Ordnung gemäß mit dem Anfang derselben zu beginnen, müssen wir um einige Jahre zurückgehen. Damals trug das Haus über dem goldenen Hackmesser nur eine bescheidene schwarze Tafel, auf welcher mit weißer Ölfarbe geschrieben stand:

„Leberecht Blechschmied, Metzgermeister.“

Aber auch schon in jenen Tagen wurden die

aus dem „Hackmesser" hervorgehenden Würste nach allen Richtungen der Windrose hin exportiert und der Name „Blechschmied" hatte damals wie heute einen guten Klang, soweit die deutsche Zunge schmeckt und noch etwas weiter.

Herr Leberecht Blechschmied war ein ganzer Mann, gesund an Körper und Geist. Sein Geschäft war, wie gesagt, blühend, und wenn sein Vermögen auch nicht so bedeutend war, wie man glaubte (man nannte ihn nämlich einen Millionär), so war er immerhin der Wohlhabendsten einer in Stadt und Ländchen.

Von einem wirklichen Unglück war Herr Blechschmied während der fünfzig Lebensjahre, die er auf den breiten Schultern trug, nur ein einziges Mal betroffen worden. Das war damals, als seine Frau in der Blüte der Jahre starb.

Als Unglück wollte er anfangs auch den Umstand betrachten, daß sein einziger Sohn keine Lust bezeigte, das Metzgerhandwerk zu erlernen. Es ging hart her zwischen Vater und Sohn, und erst als sich gewichtige Persönlichkeiten ins Mittel schlugen, gab ersterer zu, daß sein Sohn das Gymnasium besuchte und später Medizin studierte. Der junge Blechschmied wurde aber während seiner

Studienzeit ziemlich knapp gehalten und eine völlige Aussöhnung zwischen Vater und Sohn trat erst dann ein, als letzterer bei seiner Promotion die Trichinen zum Gegenstand seiner Dissertation machte. Das schlug ins Handwerk ein und der Alte sagte gerührt: „Mein Sohn, der Doktor, ist ein ganzer Kerl; der Apfel fällt nicht weit vom Stamm."

Daß sich der Meister damals ein Mikroskop anschaffte und sich von seinem Sohn im Gebrauch desselben unterweisen ließ, erwähnen wir nur nebenher. So hatte denn das, was er als ein Familienunglück angesehen hatte, einen günstigen Ausgang genommen und Blechschmieds Lebenshimmel war wieder wolkenlos.

Da zog es noch einmal gewitterdunkel herauf. In Hackelburg tauchte nämlich plötzlich ein verloren gegangenes Schaf wieder auf. Es war dies ein Mensch, der in seiner Jugend ein Tunichtgut gewesen, dann nach Amerika ausgewandert und verschollen war. Wie der verlorene Sohn im Gleichnis, hatte er seine Tage unter dem Borstenvieh, und zwar in Cincinnati, zugebracht, jedoch kehrte er nicht mit dem Bettelsack, sondern mit einem schweren Geldsack und guten Wechseln in

seine Heimat zurück. Hier gründete er eine Schweinemetzgerei, die er zur Erinnerung an die Stadt, wo er zu Vermögen gekommen war, „Zur Stadt Cincinnati" nannte.

Anfangs lachte der Besitzer des „Hackmessers" über den Schwindler, wie er den Amerikaner nannte; als aber dieser, dank geschickter Reklamen, zu einem gefährlichen Konkurrenten wurde, da lachte Herr Leberecht Blechschmied nicht mehr, sondern rumorte in seinem Geschäft herum, daß ihm jedermann gern aus dem Weg ging.

Es mußte etwas geschehen, das „Hackmesser" mußte etwas Ungewöhnliches, etwas Großes leisten, sonst war es vorbei mit seinem Renommee. Das stand fest, aber über die zu ergreifenden Maßregeln war der Meister noch im unklaren.

Mißmutig saß er eines Vormittags in seiner Schreibstube (heute heißt sie Kontor) und hielt in den Händen die neueste Nummer des „Hackelburger Tageblatts", in welcher ein in hochtönenden Phrasen abgefaßtes Eingesendet über die Metzgerei zur „Stadt Cincinnati" stand. Mit ingrimmigem Lächeln las er die übertriebenen Lobsprüche und je weiter er las, desto finsterer wurde sein Blick. Als er aber an den Schluß kam, wo der Einsender

behauptete, daß jeder, der seinen Bedarf an Schweinefleischwaren aus einem andern Geschäft als aus der „Stadt Cincinnati" entnehme, einen subtilen Selbstmord begehe, da war es zu Ende mit der Geduld des Lesers.

„Tod, Teufel und Blutwurst!" schrie er auf und dabei fiel seine Faust so schwer auf den Tisch nieder, daß das Tintenfaß in bedenkliches Schwanken geriet. „Und das wagt dieses sonst so anständige Blatt zu drucken? Schmach und Schande über diese Zeitungsschreiber! Aber ich will —"

Ja, da lag eben der Hase im Pfeffer; wenn Herr Leberecht Blechschmied nur gewußt hätte, was er wollte!

Er erhob sich seufzend und öffnete einen kleinen Geldschrank, in welchem sich mehrere eckige, mit verschiedenfarbigen Flüssigkeiten gefüllte Flaschen befanden. „Wacholder" stand auf derjenigen, aus welcher er sich ein kleines Glas, einen sogenannten Stummel, vollgoß, ein erprobtes Mittel gegen des Ärgers schädliche Einflüsse auf Milz und Leber.

Halb besänftigt verließ der Meister seine Schreibstube und ging in das Magazin, wo die geräucherten Fleischwaren aufgespeichert waren. Beim Anblick der aalglatten Zervelatwürste, die wie Tropf-

steine von der Decke niederhingen, nahm das runde Antlitz des Meisters wieder seinen gewöhnlichen, menschenfreundlichen Ausdruck an. Er nahm eine Riesenwurst in die Hand, beroch sie und sprach für sich: „So etwas bekommt man doch nur im ‚goldenen Hackmesser‘.“ Weiter schritt er, stolz wie ein Feldherr, der ein sieggewohntes Elitekorps mustert, bis er bei einer großen, mit geräucherten Würsten verschiedener Gattung gefüllten Kiste angelangt war. Zwei junge Leute waren im Begriff, dieselbe ihres Inhalts zu entleeren.

Der Meister nahm ein braunes Wurstungetüm auf und betrachtete es mit einer gewissen Andacht. Es war eine echte Veroneser Salami.

„Spitzbuben, diese Italiener!“ sagte er dann und nickte mit dem Kopf. „Unsereiner versteht doch auch sein Metier, aber eine richtige Salami zu stande zu bringen, die eine geübte Zunge von einer Veroneser nicht unterscheiden kann, das geht über unsere Kräfte. Wurst aus Verona — Geigen aus Cremona — darin liegt ihre Force.“

„Ich habe einmal gehört,“ bemerkte altklug der eine der jungen Männer, welche die Kiste auspackten, „die Italiener täten Eselfleisch in die Salami.“

„Das behauptet man," nickte Herr Blechschmied, „aber ich habe, um der Sache auf den Grund zu kommen, eine Veroneser Salami mit meinem Sohn, dem Doktor, chemisch und mikroskopisch untersucht — Analyse heißt man das — und nichts dergleichen gefunden."

Die beiden Gehilfen hielten in ihrer Arbeit inne und blickten mit Ehrerbietung zu ihrem Meister empor.

„Woher mag denn wohl der Name Sa'ami kommen?" fragte der eine wieder.

„Auch darüber," versetzte Herr Blechschmied, „bin ich im stand, euch zu belehren. Um aber der Wahrheit die Ehre zu geben, muß ich gestehen, daß ich es nicht infolge eigener Untersuchung weiß. Vor ein paar Jahren, als mein Sohn, der Doktor Blechschmied, der, wie ihr wißt, ein Werk über die Trichinen geschrieben hat, noch studierte, habe ich ihn einmal auf der Universität besucht. Bei dieser Gelegenheit lernte ich einen sehr interessanten jungen Mann kennen, der gleichfalls Student war. Dieser erbot sich, da mein Sohn am Vormittag im Spital zu tun hatte, mir die Stadt zu zeigen. Da sahen wir denn unter anderem auch ein Bild von einem berühmten Maler, welches eine Seeschlacht

vorstellte, und mein Führer, der Student, explizierte mir die ganze Begebenheit. Der, welcher die Schlacht verlor, war kein anderer als der König Xerxes, den jeder Gebildete aus dem Abcbuchvers kennt; den Namen des Siegers habe ich vergessen, der ist auch Nebensache, die Insel aber, bei welcher die Schlacht geschlagen wurde, hieß Salamis."

„Aha!" machten die beiden Zuhörer.

„Als nun die Geschichte vorüber und Viktoria geblasen war, lud der Admiral sämtliche Marineoffiziere zu einem großen Festessen ein. Man hatte den Küchenwagen oder vielmehr das Küchenschiff des Königs Xerxes erbeutet und da gab es alles mögliche Gute. Namentlich fand eine besondere Gattung geräucherter Würste großen Beifall, und da man den Namen derselben nicht kannte, so beschloß man, sie zur Erinnerung an die Schlacht bei Salamis Salami zu nennen, und so heißen sie noch bis auf den heutigen Tag. Aber nun," fuhr der Meister fort, „ist genug geschwatzt. Es ist recht schön, daß ihr euch bestrebt, gebildet zu werden, denn Bildung macht frei, steht als Motto auf der Hildburghausener Groschenbibliothek, die meine Tochter besitzt, aber man darf über der Bildung

das Geschäft nicht vernachlässigen, das bleibt die Hauptsache."

Und um der Lehre, die er gespendet, durch gutes Beispiel Nachdruck zu geben, zog Herr Blechschmied seinen Rock aus, band eine Leinwandschürze vor und legte beim Auspacken der Würste selbst Hand an.

Plötzlich hielt er inne und fragte: „Führt der da drüben" (er deutete mit der Hand nach der Gegend, wo die Metzgerei zur „Stadt Cincinnati" lag) „auch italienische Fleischwaren?"

Die beiden Gehilfen wußten es nicht.

Der Meister murmelte etwas Unverständliches vor sich hin, dann strich er sein glänzendes Doppelkinn und sagte lachend: „Wart, Amerikaner, ich krieg' dich!"

Hastig entledigte er sich dann seines Schurzes, zog seinen Rock wieder an und begab sich in seine Schreibstube zurück, wo er bald vor einem Briefbogen saß und an der Feder kaute.

Lassen wir den Meister bei seiner Beschäftigung und sehen wir uns ein wenig in den Wohnräumen des „Hackmessers" um; vielleicht begegnen wir der Tochter des Hauses, von der wir wissen, daß sie im Besitz der Hildburghausener Groschenbibliothek ist.

Wir steigen die etwas dunkle Treppe hinauf und stehen nun in einem langen Korridor. Aus einer halbgeöffneten Tür schallt das Zwitschern eines Kanarienvogels und hier wollen wir eintreten.

Das Zimmer, welches uns umfängt, ist groß und hell. Es enthält schwere, in gotischem Stil gearbeitete Möbel und auf den Tischen liegen in malerischer Unordnung Bücher und Papiere, dazwischen zusammengeknäulte Handschuhe, ein seidener Sonnenschirm und verschiedene Toilettenstücke einer Dame. An den Wänden hängt eine Anzahl guter und mittelmäßiger Bilder, auf welchen Szenen aus der deutschen Vergangenheit dargestellt sind. Auf dem einen sieht man ein paar in Tierhäute gekleidete Germanen, welche, im Schatten einer Eiche ruhend, sich aus Büffelhörnern zutrinken. Auf einem zweiten Bild erblickt man den Kaiser Heinrich IV. im Schloßhof von Canossa; darunter steht, offenbar von einer Damenhand geschrieben:

„Armer Heinrich der Vierte,
Wärst du doch in deinem lieben
Tannenwald-durchrauschten Deutschland,
Wärst du doch zu Haus geblieben. T. B."

Ein drittes Bild zeigt die Hinrichtung Konradins und ein viertes den schlafenden Kaiser Barbarossa. Dann folgen Darstellungen aus der neuesten Zeit, verschiedene Schlachtenbilder, die Germania auf der Wacht am Rhein, die Gefangennahme Napoleons u. s. w. Mehr aber als diese Abbildungen fesselt unsern Blick ein großes, mit Glas und Rahmen versehenes Blatt, welches aus der Ferne fast wie eine Schützenscheibe aussieht. Der äußerste Ring wird gebildet durch einen Lorbeerkranz, der zweite durch die Photographien der deutschen Heerführer, im Zentrum aber ist eine Nummer des „Hackelburger Tageblattes" aufgeklebt. In fetter Schrift steht da zu lesen:

„Festgruß, den ruhmgekrönten Heldensöhnen
der Stadt Hackelburg dargebracht
von Tusnelda Blechschmied."

Das Gedicht, in welchem sich Glockentöne auf Heldensöhne, Wonnen auf Kanonen und Vaterland auf welschen Tand reimen, können wir wegen Raummangel nicht wiedergeben, aber es hat seinerzeit Sensation gemacht.

Die Verfasserin des Festgrußes ist nicht etwa Meister Blechschmieds Tochter, sondern dessen unverehelichte Schwester Tusnelda. Wenn aber der

geneigte Leser aus dem, was wir vorausschickten, sich besagte Schwester als eine lange, hagere, mit Hobelspanlocken und Hornbrille versehene Dame vorstellt, so irrt er sich gewaltig.

Die Gestalt, die vor dem Schreibtisch steht und mit halblauter Stimme ein noch nasses Manuskript überliest, hat von dem hergebrachten Äußern eines Blaustrumpfes nichts weiter an sich, als jenen eigentümlichen seherhaften Ausdruck im Auge. Fräulein Tusnelda ist groß und ziemlich stark. Ihr rundes, von Gesundheit blühendes Gesicht wird von dicken, blonden Strähnen umrahmt, welche im Nacken in einen kunstlosen Knoten geschlungen sind. Bekleidet ist die Dame mit einem bis an den Hals geschlossenen Tuchkleid von dunkler Farbe; sie trägt keinerlei Schmuck, nicht einmal eine Schleife von lebhafter Farbe oder etwas dergleichen.

Vor einer Reihe von Jahren galt Tusnelda Blechschmied für eine Schönheit ersten Ranges, und auch noch heute ist sie, obwohl nur wenige Jahre jünger als ihr Bruder, eine das Auge fesselnde Erscheinung. Warum sie trotz ihrer körperlichen Vorzüge und ihres nicht unbeträchtlichen Vermögens zu den perennierenden Jung-

frauen der Stadt Hackelburg zählt, darüber sind die Ansichten geteilt. Hämische Leute behaupten, Tusnelda habe alle Männer durch ihre Verrücktheit abgeschreckt, nach einer andern Angabe hatte sie freiwillig auf die Freuden des Ehestandes verzichtet, als sie einsah, daß die Verwirklichung des Ideals, welches sie sich von einem Mann machte, auf Erden nicht zu finden sei, und wir glauben den zweiten Grund umsomehr für den wahren halten zu müssen, da Tusnelda selbst ihn als solchen zu bezeichnen pflegte.

Da Tusnelda bis zum Tod ihrer Schwägerin für einen Haushalt nicht zu sorgen hatte (jetzt glaubte sie im Hause ihres Bruders unentbehrlich zu sein), so suchte sie sich auf andere Weise nützlich zu machen.

Anfangs war sie ein tätiges Mitglied des Frauenvereins gewesen, hatte als solches die Waisenmädchen stricken und nähen gelehrt und alten Weibern Flachs zum Spinnen zugemessen. Hierauf nahm der Tierschutzverein ihre Haupttätigkeit in Anspruch (Tusnelda Blechschmied war es, welche in Hackelburg Schabracken für die Kettenhunde beantragte und durchsetzte), und bald nachher nannte sie der Verein für Bildung der weiblichen

Dienstboten sein eifrigstes Mitglied. Bei dieser Gelegenheit geriet sie in den Kreis einer mystisch-religiösen Gesellschaft und eine Zeitlang trug sie ein pfundschweres goldenes Kreuz auf dem Busen. Die Darwinsche Theorie aber, die damals, wie allerorten, so auch in Hackelburg großes Aufsehen machte, bestimmte Tusnelda, mit der religiösen Gesellschaft zu brechen und sich in den naturwissenschaftlichen Verein aufnehmen zu lassen. In jener Epoche war ihr Zimmer geschmückt mit ausgestopften Vögeln und Skeletten, auch besaß sie einen imitierten Gorillaschädel, der auf einem Sammetpolster unter einer Glasglocke ruhte. Beim Ausbruch des Krieges mit Frankreich wanderten diese Schätze in das naturhistorische Museum, denn Tusnelda hatte ihren wahren Beruf erkannt, sie ward ein germanisches Heldenweib. Ums Lebengern wäre sie dem Heer als Krankenpflegerin nachgezogen, aber das litt ihr Bruder nicht. So blieb sie denn daheim und rührte wacker die Hände. Nebenher aber blieb auch ihr Geist nicht untätig. Früher hatte sie ihre poetischen Ergüsse bescheiden in der Mappe gelassen, jetzt trat sie als weiblicher Barde in die Öffentlichkeit, und der Festgruß, den wir vorhin sahen, war keineswegs

die einzige Blüte ihrer patriotischen Muse. Letztere feierte auch nicht, nachdem der Siegesjubel verhallt war. Tusnelda begann ein Heldengedicht, welches das Leben der Cheruskerfürstin, ihrer Namensschwester, schilderte, und zwar bediente sie sich, als der dem Gegenstand am meisten entsprechenden Form, des Stabreims. Das Epos schien aber der Dichterin Schmerzenskind werden zu wollen, denn erstens machte ihr die Alliteration große Schwierigkeit und das Gedicht rückte aus diesem Grund nur langsam vor, zweitens hatte ihr unruhiger, für alles Neue empfänglicher Geist bereits etwas anderes erfaßt. Tusnelda, die Schwester des Metzgermeisters Leberecht Blechschmied, huldigte seit kurzem dem Vegetarianismus. Die Extreme berühren sich eben überall, so auch im „goldenen Hackmesser". Jetzt war Tusneldas schriftstellerische Tätigkeit geteilt zwischen dem Epos und einer nach Quellen bearbeiteten Geschichte des Vegetarianismus. Natürlich litt ersteres darunter und zwar umsomehr, als sich die Dichterin genötigt sah, eine Anzahl Stellen völlig umzuarbeiten. Die blonden germanischen Frauen, die in der früheren Fassung sich an saftigem Speck und würzigem Bärenschinken gelabt und Auer-

ochsenrippen abgeknabbert hatten, wurden jetzt auf Milch, Honig und Eichelkaffee gesetzt, wogegen sie freilich nichts mehr einwenden konnten.

Das Mannskript, welches Tusnelda in der Hand hielt, war die Einleitung zu der Geschichte des Vegetarianismus.

„Wenn," las sie jetzt mit erhobener Stimme, „wenn wir den roten Kommantschenkrieger, der auf seinem Mustang die Prärie durchrast und nur vom Fleisch wilder Tiere lebt, einen Barbaren, einen Wilden nennen, so verdienen wir, die wir friedliche Tiere, die sanfte Kuh, das harmlose Schaf und das stillzufriedene Schwein töten und verzehren, den Namen Halbbarbaren, Halbwilde. Man möge immerhin das Morden uns freundlicher und dienstwilliger Geschöpfe, die ebenso wie wir des Lebens Lust und Leid empfinden, beschönigen; das Verzehren von Blut und Leichen ist Barbarismus, eine Ironie auf die Humanität, eine traurige Vorleuchte unserer Mord- und Kriegslust. Solange Tierleichenkost, dieser Hauptquell so mannigfacher Roheit, allgemeine Unsitte bleibt, werden auch massenhafte Menschenmassacres nicht aufhören."

Während Tusnelda mit geröteten Wangen und leuchtenden Augen die letzten Zeilen las, wurde

die Zimmertür noch etwas mehr geöffnet und ein blonder Mädchenkopf ward sichtbar. Die Trägerin desselben schien nicht übel Lust zu haben, ihn wieder zurückzuziehen, als sie die Lesende gewahrte, aber es war zu spät; Tusnelda hatte sie bereits bemerkt und rief: „Emma, du kommst zu gelegener Zeit, tritt nur näher."

Die Angerufene war ein blühendes Mädchen mit rotem, lachendem Mund und niedlichem Stumpfnäschen. Sie mochte noch nicht zwanzig Jahre zählen, ihr Wuchs war eher klein als groß zu nennen und vielleicht war ihre Taille ein bißchen zu stark. Jedenfalls aber war sie ein hübsches Kind und die einfache, häusliche Tracht hob ihre körperlichen Reize. Das war Fräulein Emma, die Tochter des Hauses.

„Höre zu, Kind," sagte Tante Tusnelda, „ich hoffe, du wirst nicht länger sitzen, da die Spötter sitzen, nachdem du mich angehört hast." Und nun begann sie das Geschriebene noch einmal von Anfang an zu lesen.

Emma machte sich unterdessen im Zimmer zu schaffen. An die umherliegenden Bücher wagte sie nicht Hand anzulegen, aber sie wies den zerstreut liegenden Toilettengegenständen den gehörigen

Platz an und wischte mit einem Tuch den Staub von den Möbeln. Als sie eben im Begriff war, auch in einem offenstehenden Schränkchen Ordnung zu schaffen, ließ Tusnelda schnell ihr Manuskript fahren und stürzte auf ihre Nichte zu.

„Laß das, Emma!“ rief sie.

Aber es war zu spät. Emma hielt der Tante mit triumphierender Miene einen Teller entgegen, auf welchem appetitliche, mit rosenrotem Schinken belegte Buttersemmeln aufgeschichtet waren.

„Aber, Tantchen, was ist denn das?“

Tante Tusnelda glühte wie eine Päonie.

„Das — das,“ stammelte sie, — „das sind Buttersemmeln.“

„Mit Schinken —“

„Allerdings mit Schinken —.“ Tusnelda hatte sich gefaßt. „Und was ist dabei Wunderbares?“ fragte sie möglichst unbefangen. „Törichtes Kind, siehst du denn nicht ein, daß ich, um die Wirkung der Tierleichenkost auf den Organismus zu studieren, zuweilen neben vegetabilischer Kost auch animalische zu mir nehmen muß? Sieh her“ — sie nahm aus einem Fach ihres Schreibtisches ein kleines Buch, dessen Blätter mit roten und blauen Linien versehen waren — „sieh her, hier habe ich

täglich die Anzahl der Millimeter aufgezeichnet, um die mein Körperumfang abgenommen hat, seitdem ich nur von Vegetabilien lebe. Morgen, nachdem ich jene Schinkenbrötchen verzehrt habe, werde ich — ich bin dessen sicher, mindestens wieder um zwei Millimeter stärker geworden sein und mein Seitenstechen wird sich wieder rühren. Ich bin, wie gesagt, fest davon überzeugt, dennoch aber bin ich willens, der guten Sache dieses Opfer zu bringen. Verstehst du mich nun, du Törin?"

Die Törin biß sich mit ihren weißen Mauszähnen auf die Unterlippe.

„Ein Wort im Ernst gesprochen," fuhr Tante Tusnelda fort, „du tätest wohl daran, meinem Beispiel zu folgen. Ganz abgesehen von allen anderen nachteiligen Einflüssen der Fleischnahrung, befördert sie zweifelsohne die Korpulenz und du bist für deine Jahre offenbar viel zu stark."

„Jetzt kommt bald der Winter," entgegnete Emma, „da wird tüchtig getanzt und das zehrt."

Tusnelda betrachtete ihre Nichte mit einem Blick tiefster Verachtung.

„Die germanischen Jungfrauen," sagte sie bestimmt, „tanzten nie."

„O ich bitte, Tantchen," wandte Emma ein, „woher hast du diese Neuigkeit?"

Tusnelda sann nach.

„Wenn es auch nirgends ausdrücklich gesagt wird, so widerstrebt doch die Annahme, daß diese hehren Gestalten, diese Brunhilden, Sieglinden und Wulfintruden getanzt haben, der gesunden Vernunft. Jedenfalls aber haben sie nicht Lanciers und Quadrille à la Cour getanzt und wie diese welschen Tänze alle heißen, so viel ist sicher; und du, die du bei dem Einzug unserer Heldensöhne unter der Zahl der Festjungfrauen warst, solltest dich in deine Seele hinein schämen, daß du an dergleichen fremdem Tand Vergnügen findest."

Emma tat, wie sie stets zu tun pflegte, wenn die Tante eine ihrer sonderbaren Ideen verfocht, sie schwieg. Tusnelda hätte wohl noch lange fortgepredigt, wenn nicht Herrn Blechschmieds Kommen eine seiner Tochter höchst willkommene Störung verursacht hätte.

Der Meister hatte, was er stets tat, wenn er seiner Schwester Zimmer betrat, sich seiner Arbeitskleidung entledigt. Er hegte, trotzdem daß er sie zuweilen eine Närrin nannte, großen Respekt vor ihren Kenntnissen und behandelte sie

mit einer Aufmerksamkeit, die an Hochachtung streifte.

Emma benützte die Gelegenheit und schlüpfte zur Tür hinaus.

Herr Blechschmied zog aus seiner Brusttasche einen Bogen Papier und breitete ihn, ohne ein Wort zu sagen, auf dem Schreibtisch aus. Tusnelda tauchte gleichfalls schweigend die Feder in das Tintenfaß und ließ sich nieder.

Zum Verständnis dieser stummen Szene muß bemerkt werden, daß Herr Blechschmied mit der Orthographie einigermaßen im Streit lag. Daher pflegte er damals, als er seine Bücher und Korrespondenzen noch selbst führte, den Entwurf eines jeden Briefes seiner Schwester vorzulegen, damit diese die Schreibfehler korrigiere, so auch jetzt.

Tusnelda hatte aber kaum ein paar Zeilen gelesen, als sie wie von einer Natter gebissen in die Höhe fuhr.

„Leberecht, ums Himmels willen, was sinnst du? Du willst einen Italiener, einen Welschen, in dein Geschäft nehmen?"

„Ja, das will ich. Ich schreibe an meinen Geschäftsfreund in Verona, er soll mir einen tüchtigen Burschen, der seine Profession aus dem ff

versteht, hierher schicken — mag es kosten, was es will. Ich werde italienische Würste loco fabrizieren, damit schlage ich alle meine Konkurrenten aus dem Feld, denn so was ist noch nicht dagewesen!"

„Armer Bruder! So weit hat dich also der unselige Brotneid getrieben. Ich weiß wohl, die ‚Stadt Cincinnati' ist es, welche dich auf diesen Gedanken gebracht hat. Laß ihn fahren, Leberecht! Gib das blutige Handwerk lieber ganz und gar auf, es ist ja ohnehin der Würde des Menschen zuwiderlaufend, daß er unschuldige Nebengeschöpfe —"

„Unsinn," fiel der Meister seiner Schwester ärgerlich in die Rede. „Ich kümmere mich nicht um deine Angelegenheiten — meinetwegen magst du Baumwolle und Strumpfgarn essen — aber in meinen Kram lasse ich mir auch nicht dreinreden."

„Leberecht," hub Tusnelda in beschwörendem Ton an, „du ziehst das Unglück in das Haus, wenn du einen Italiener engagierst!"

Sie faßte ihren Bruder beim Arm und zog ihn bis dicht vor die Wand.

„Sieh hier, Leberecht, den jungen Konradin,

der unter dem welschen Henkerbeil sein Blut verspritzte; betrachte hier den unglücklichen Kaiser Heinrich den Vierten im Schloßhofe von Canossa — du kennst die Geschichte beider —"

„Ja, du hast sie mir einmal erzählt, aber wieso gehört das hierher?"

„Wisse ferner," fuhr Tusnelda fort, „daß wenigstens ein Dutzend deutscher Kaiser in Italien vergiftet worden ist — die Oper Lukrezia Borgia hast du selbst gesehen — du solltest doch wissen, daß ein Italiener ohne Gift und Dolch gar nicht denkbar ist. — Ha, ich sehe ihn bereits im Geist, den tückischen Veronesen mit dem gelben Gesicht und den unstet funkelnden Augen, wie er, den Dolch im Gewande, im Busen das Fläschchen mit Arsenikwasser, hier im Hause herumschleicht, wartend auf eine Gelegenheit, seine schwarzen Anschläge auszuführen — Leberecht, ich beschwöre dich —"

„Tusnelda, du bist verrückt," sagte der Meister mit Gemütsruhe, „trinke ein Glas Wasser und dann besorge mir meinen Brief, er muß mit der nächsten Post fort."

Tusnelda blickte schmerzlich nach dem Plafond und murmelte:

„Warum gabst du mir zu sehen,
Was ich doch nicht wenden kann?
Das Verhängte muß geschehen,
Das Gefürchtete muß nahn.

„Leberecht, du beharrst auf deinem Entschluß?"

„Ja, und nun in Kuckucks Namen gib Ruhe und mach mir den Brief fertig!"

„Das geschieht nimmermehr!" erklärte Tusnelda bestimmt. „Meine Hand bleibt aus dem Spiel; tue, was du nicht lassen kannst, aber trage die Folgen allein!"

Meister Leberecht Blechschmied raffte mit einem unterdrückten Fluch sein Schreiben auf und ging, nicht ohne die Tür etwas unsanft hinter sich ins Schloß zu werfen.

„Heute ist sie wieder einmal arg!" sagte er draußen zu seiner Tochter und tippte sich dabei mit dem Zeigefinger auf die Stirn. Er dachte einen Augenblick daran, sein Kind mit der Korrektur des bewußten Briefes zu betrauen, aber dadurch wäre, wie er meinte, das väterliche Ansehen geschädigt worden. So wanderte der Brief auf die Post wie er war.

* * *

Vierzehn Tage später finden wir Herrn Leberecht Blechschmied in freudiger, seine Schwester

Tusnelda aber in schmerzlicher Aufregung. Von dem Geschäftsfreund in Verona war eine Antwort eingelaufen, welche die Erwartung des Meisters bei weitem übertraf. Signor Antonio Vicenzi schrieb, er glaube zwar nicht, daß es Herrn Blechschmied je gelingen werde, eine tadellose Salami zu produzieren, jedoch sei er bereit, ihm einen in der Verfertigung derselben wohl erfahrenen Menschen zu schicken, und zwar mache er ihm folgenden Vorschlag: Sein Sohn und Nachfolger im Geschäft hege seit Jahren den Wunsch, sich in fremden Ländern umzusehen. Er, der Vater, könne dies zwar nicht begreifen, da einer, der Italien kenne, das Beste von der Welt gesehen habe, indessen habe er beschlossen, dem Drängen des Sohnes nachzugeben und ihn auf Reisen zu schicken. Um es kurz zu machen, Signor Vicenzi erklärte, er rechne es sich zur Ehre an, wenn Herr Blechschmied seinen Sohn für einige Zeit als Volontär in das Geschäft nehmen wolle.

Als der Metzgermeister dieses schmeichelhafte Anerbieten gelesen hatte, nahm er sich nicht Zeit, einen Brief zu schreiben, sondern er eilte auf das Telegraphenbureau und sandte eine Depesche an seinen Geschäftsfreund, in welcher er sich für das

ihm geschenkte Zutrauen bedankte und den Wunsch aussprach, den Herrn Sohn recht bald begrüßen zu können. Das Telegramm hatte sechzig Worte.

In das „Hackmesser“ zurückgekehrt, begab sich Herr Blechschmied in sein Magazin, wählte das Delikateste von allen Delikatessen aus, packte es in ein Kistchen und schickte dieses dem Herrn Doktor Müller — dies war der Redakteur des „Hackelburger Tageblattes“ — ins Haus, indem er seinen Besuch ankündigen ließ.

Am andern Morgen lasen die Hackelburger folgende Notiz in ihrem Blatte: „Wie wir vernehmen, wird demnächst der Chef einer renommierten Veroneser Salamifabrik, Signor Antonio Vicenzi, seinen Sohn nach Deutschland senden, damit dieser daselbst seine Kenntnisse bereichere. Nach kurzem Aufenthalt in den Hauptstädten Österreichs und Deutschlands wird der junge strebsame Mann unsere Stadt besuchen und längere Zeit — man spricht von einem Jahr — in dem Etablissement des Herrn Leberecht Blechschmied als Volontär tätig sein. Fürwahr ein eklatanter Beweis für das Ansehen, welches die Fabrikate unseres verehrten Mitbürgers im In- und Ausland genießen. — Ehre wem Ehre gebührt!“

Die bevorstehende Ankunft des jungen Italieners lieferte einige Abende hintereinander den Stoff für das Gespräch der beim Abendschoppen versammelten Stadtkinder.

Es war wohl schon manch seltener Gast nach Hackelburg gekommen, verschiedene reisende Engländer hatten der schönen Umgebung halber für längere Zeit daselbst ihr Quartier genommen, auch einen russischen Hofrat hatte die Stadt einmal einen ganzen Winter lang beherbergt, nicht zu gedenken des ungarischen Grafen, der sich hinterher als Schneidergeselle entpuppt hatte — aber ein Italiener, der eigens nach Hackelburg kam, um sich auszubilden — so etwas war noch nicht dagewesen. Die Wage der öffentlichen Meinung, welche sich bisher der „Stadt Cincinnati" stark zugeneigt hatte, geriet ins Schwanken und senkte sich zu Gunsten des „goldenen Hackmessers".

Der Chef des letztern, Herr Leberecht Blechschmied, trug den Kopf aufrecht wie in seinen besten Tagen. Ein hübsches Zimmer wurde für die Aufnahme des Gastes hergerichtet und Fräulein Emma entwickelte bei dieser Gelegenheit im Anheften der Vorhänge und im Arrangement der Einrichtungsstücke einen lobenswerten Eifer. Auch

kaufte sie, damit der Fremde beim Eintritt in seine neue Behausung sofort an seine Heimat erinnert werde, von ihrem Taschengeld ein Kunstblatt, die letzten Tage von Pompeji betitelt, und schmückte damit das Zimmer.

Fräulein Tusnelda regte keinen Finger. Sie hielt sich zurückgezogen und arbeitete mit erneutem Eifer an ihrem Epos. Wenn sie sich aber ihren Hausgenossen zeigte, trug sie die Miene der Kassandra zur Schau, deren Warnungen ungehört im Wind verhallten, als sie den verblendeten Trojern Unheil verkündete.

Vater und Tochter vermieden es, in Tusneldas Gegenwart über den Gast zu sprechen, desto häufiger war letzterer der Gegenstand ihres Zwiegesprächs. Herr Blechschmied dachte sich den Italiener als einen gelben Burschen mit pechschwarzen Haaren, angetan mit einem Radmantel und einem breitkrempigen Hut. In Fräulein Emmas Phantasie nahm der Gast die Gestalt des Fra Diavolo aus der Oper an und in unbewachten Augenblicken summte sie leise vor sich hin:

„Für ein einfaches, ländliches Mädchen
Bin ich wohl recht zierlich gebaut."

Auch kaufte sie sich in der Buchhandlung ein italienisches Wörterbuch und „die Kunst, in vier-

zehn Tagen fertig Italienisch lesen, schreiben und sprechen zu lernen".

Sie wollte den Dolmetsch zwischen dem Italiener und ihrem Vater machen.

* * *

Der ersehnte Gast traf ein. Er zeigte zwar weder die Physiognomie eines Banditen, noch trug er die bunte Kalabreser Tracht eines Fra Diavolo, aber er hatte etwas Apartes. Man sah es ihm auf den ersten Blick an, daß seine Wiege nicht in Hackelburg gestanden hatte; er war — man erlasse uns die Detaillierung — ein hübscher Junge, dessen Erscheinung alle Insassen des „goldenen Hackmessers" im Augenblick für sich einnahm. Ausgenommen blieb Tante Tusnelda, die sich bei der Ankunft des „Welschen", wie sie ihn nannte, in ihre Gemächer einschloß.

Der junge Herr — Carlo war sein Name — konnte sich bereits in der deutschen Sprache verständlich machen, nur das sch verursachte ihm einige Schwierigkeit, aber das war eben pikant, wenigstens kam es so der Tochter des Hauses vor. Sein Benehmen war sehr bescheiden und was die Hauptsache war, das Geschäft, in welches er gleich am Tage nach seiner Ankunft eingeführt wurde,

verstand er von Grund aus, so daß dem Meister bei der Perspektive, die sich ihm öffnete, dicke Freudentränen in die Augen traten.

Es versteht sich von selbst, daß die Stellung des Volontärs im „goldenen Hackmesser" nicht die eines gewöhnlichen Fleischergesellen war. Signor Carlo speiste mit der Familie und begleitete dieselbe auf sonntäglichen Ausflügen; auch war er von seinem Chef in die „Harmonie" eingeführt worden, wo er bald sowohl seiner Liebenswürdigkeit im allgemeinen halber als auch im besondern wegen seiner Kunstfertigkeit im Billardspiel ein geschätztes Vereinsmitglied wurde.

Ja sogar Tante Tusnelda begann den Fremden mit weniger Gehässigkeit zu betrachten. Anfangs hatte sie der Magd, welcher es oblag, das Zimmer des Gastes zu reinigen, anbefohlen, ein achtsames Auge auf die Effekten des letztern zu haben, ob es ihr vielleicht gelingen möchte, einen Dolch oder sonst etwas Verdächtiges zu erspähen. Da aber die alte, brave Hanne trotz wiederholter Nachforschung außer einem Rasiermesser und zwei eisernen Stiefelhaken keinerlei Gewaffen zu entdecken vermochte, so beruhigte sich Tusnelda einigermaßen. Zu Gunsten des „Welschen" stimmte

sie ferner der Umstand, daß er eine ausgesprochene Neigung für Gemüse und Mehlspeisen an den Tag legte. Die Vegetarianerin gewann die Oberhand über die germanische Heldenjungfrau, ja Tusnelda ging so weit, daß sie dem Italiener hin und wieder ein Gericht Makkaroni oder Polenta nach eigens zu diesem Zweck angeschafften Rezepten bereiten ließ.

Übrigens gewöhnte sich Signor Carlo mit überraschender Schnelligkeit an die neuen Verhältnisse und von Tag zu Tag wurde er einem Hackelburger Bürgerssohn ähnlicher. Sein kühner Knebelbart verschwand, er fand Geschmack am schäumenden Gerstensaft, und als der Winterfrost eingetreten war, lernte er schlittschuhlaufen. Auch entsagte er den Spagnoletti, wie er seine selbstgewickelten Zigaretten nannte, und rauchte leichten Portorico aus einem Porzellankopf, der mit dem Brustbild Moltkes geziert war. Seine Germanisierung schritt mit Riesenschritten vorwärts.

Hingegen machte Fräulein Emma im Italienischen sehr geringe oder vielmehr gar keine Fortschritte, und das hatte zwei Gründe. Erstens sprach der neue Hausgenosse nachgerade ein ganz erträgliches Deutsch, so daß ein Dolmetsch völlig

überflüssig war, und zweitens war Emma bald zur Einsicht gekommen, daß sie trotz des vielversprechenden Titels ihrer Grammatik ohne mündlichen Unterricht nicht weit kommen werde. Zwar hatte sich Signor Carlo mit der größten Bereitwilligkeit als Lehrer angetragen und Emma diesen Vorschlag mit noch größerem Eifer angenommen, da aber legte Herr Blechschmied sein Veto ein — er wolle nicht, daß Herr Carlo und seine Tochter in einer Sprache miteinander reden, die er nicht verstehe; Deutsch möchten sie zusammen schwatzen, soviel sie immer wollten, dagegen habe er nichts einzuwenden. So plauderten sie denn Deutsch und der Meister saß dabei und hörte zu.

Herr Blechschmied trägt sich mit Plänen ganz besonderer Art.

Wie aber stand es denn eigentlich mit der Salamifabrikation?

Die erste Serie der Wurstungetüme, die unter der Assistenz des jungen Veronesen im „goldenen Hackmesser" bereitet worden waren, wurde von maßgebenden Persönlichkeiten als vortrefflich anerkannt; vortrefflich fanden sie auch Herr Blechschmied und Signor Carlo, aber sie mußten sich doch gestehen, daß zwischen einer Blechschmiedschen

und einer echten Salami noch ein gewaltiger Unterschied sei.

„Es liegt an der Rasse der Schweine," meinte Signor Carlo, und nun ließ der Meister mit großen Kosten einen Transport jener kleinen, mageren Tiere kommen, wie sie in Oberitalien gezüchtet werden. Das Resultat war glänzend. Keine Zunge vermochte mehr eine importierte Salami von einer loco fabrizierten zu unterscheiden, aber wenn Herr Blechschmied berechnete, wie hoch ihm eine derartige Wurst zu stehen kam, so mußte er sich seufzend sagen, daß er binnen Jahr und Tag ein ruinierter Mann sein würde, wenn er die Preise nicht mindestens um das Doppelte erhöhte — und das ging nicht an.

So verfiel denn Herr Blechschmied auf ein Auskunftsmittel, welches dem grundehrlichen Mann freilich keine geringen Skrupel verursachte. Er hielt sich auf einem vor der Stadt gelegenen Grundstück eine Anzahl der kostspieligen Tiere und fabrizierte seine Salami aus dem Fleisch inländischen Borstenviehes. Kein Mensch außer den Eingeweihten ahnte den wahren Sachverhalt, die Blechschmiedschen Fabrikate fanden guten Absatz und der Glanz der Metzgerei „zur Stadt Cincinnati"

erblich vor den Strahlen des „goldenen Hackmessers". Herr Blechschmied stand groß da.

„Doch in der Seele will der Wurm nicht schlafen."

Der Gedanke, daß er im Grunde doch keine veritable Salami zu produzieren vermöge, ließ ihm keine Ruhe.

* * *

Der Frühling war ins Land gekommen. Durch die offenstehenden Fenster des „goldenen Hackmessers" strich linde Luft und die Stäubchen tanzten lustig in den Sonnenstrahlen.

Fräulein Emma, angetan mit einer weißen Latzschürze, lief geschäftig hin und her. Sie schleppte ihre Topfgewächse, welche den Winter glücklich überstanden hatten, nach den Fenstern, die in den Hof gingen, denn dort hatten sie die Morgensonne. Indem sie hier und da ein vergilbtes Blatt entfernte und die schwanken Zweige festband, sang sie mit halblauter Stimme das Lied, welches das junge Volk ihrer Vaterstadt am liebsten singt:

„Ach, wie wär's möglich dann,
Daß ich dich lassen kann —".

Und:

„Hab' dich von Herzen lieb,
Das glaube mir,"

antwortete von unten eine Stimme, hell wie die einer Amsel, und in einem offenen Fenster des Hinterhauses ward die schlanke Gestalt des Signor Carlo sichtbar.

Das war ein Grüßen und Winken von unten und oben!

Und beider Augen leuchteten von innerer Glückseligkeit.

Da berührte plötzlich eine Hand die rundliche Schulter des Mädchens, und als sich Emma erschrocken umwandte, stand hinter ihr, der Velleda zu vergleichen, die drohende Gestalt der Tante Tusnelda.

„Es ist gekommen, wie ich es voraussah," sprach sie mit Grabesstimme und verschränkte die Arme über der Brust. „Unglückliche, du liebst den Welschen?"

„Ja, Tantchen," antwortete Emma, zwar etwas bleich, aber ruhig — „und Carlo liebt mich auch."

Tusnelda sank auf einen Sessel.

„Unglückseliger Gedanke meines Bruders," stöhnte sie — „Salamiwurst, du bist teuer be=

zahlt — Komm mit," fuhr sie auf, „komm auf der Stelle mit zu deinem Vater! Er soll wissen, was hier vorgeht."

„Tante, du wirst doch nicht?"

„Ja, ich werde," rief Tusnelda mit starker Stimme. „Glaubst du etwa, daß ich wie eine Komödientante dieses schmähliche Verhältnis vertuschen, begünstigen werde? Dein Vater soll retten, was noch zu retten ist."

Und sie zog ihre Nichte mit sich fort.

Herr Leberecht Blechschmied saß in seiner Schreibstube. Er hatte soeben ein kräftiges Frühstück, gewürzt durch einen kleinen Doppelkümmel, eingenommen und streckte sich nun behaglich in einem ehrwürdigen, ledergepolsterten Sessel, als seine Schwester ihm die Verbrecherin vorführte.

Tusneldas Bericht war kurz und bündig. Herr Blechschmied blickte seiner Tochter prüfend in die Augen, dann nahm er sie bei der Hand und sagte in ruhigem Ton: „Tusnelda, laß mich mit ihr ein paar Minuten allein."

Tante Tusnelda ging. Auf der Schwelle drehte sie sich aber noch einmal um und ihre Stimme klang plötzlich weich, als sie sagte: „Leberecht, verfahre mild mit ihr; bedenke, daß sie dein Kind ist!"

Der Meister brummte etwas und Tusnelda entfernte sich. Sie hätte gern ein wenig an der Tür gelauscht, aber da fortwährend Menschen in der Hausflur ab und zu gingen, schien ihr solches nicht tunlich. Sie nahm daher an einem Fenster Platz und beobachtete die Tür der Schreibstube.

Es dauerte nicht lange, so ging diese auf und Tusnelda sah, wie ihr Bruder heraustrat und seinen Weg nach dem Gelaß nahm, wo sich Signor Carlo aufhielt.

„Aha," dachte sie, „jetzt geht es über den Welschen her."

Es verging eine ganze Viertelstunde, welche der Wartenden entsetzlich lang vorkam.

„Wer weiß, was der Bruder in seiner Aufregung tut? — Am Ende verstößt er die Unglückliche und gibt sie dem Elend preis." — Tusnelda wischte sich eine Träne aus dem Auge. Sie sah im Geist bereits ihre Nichte mit dem Bettelstab aus dem Schwabentor ziehen. — Nein, das darf er nicht, dagegen will sie Einsprache erheben.

Endlich kam Herr Blechschmied in Begleitung des Italieners zurück. Beide gingen in die Schreibstube.

„Jetzt findet die Konfrontation statt,“ sagte sich Tusnelda.

Die Konfrontation dauerte nicht lange. Nach wenigen Minuten trat, gefolgt von den beiden Missetätern, Herr Blechschmied aus der Schreibstube. Die drei Personen wandten sich nach dem Wohnhause und kurze Zeit darauf hörte Tusnelda Schritte vor der Tür ihres Zimmers.

„Was soll das geben?“ fragte sich die Denunziantin — „soll ich vielleicht Zeugnis ablegen?“

Herr Leberecht Blechschmied trat bei seiner Schwester ein. Er sah ernst und würdevoll aus.

„Tusnelda,“ sagte er mit sanfter Stimme, — „du hast mir einen wichtigen Dienst geleistet, indem du mich aufmerksam machtest auf die Dinge, die in meinem Haus vorgehen. Ich habe die Sache in Ordnung gebracht und ich hoffe, du wirst mit meiner Entscheidung einverstanden sein.“

„Du wirst deine Tochter doch nicht verstoßen wollen?“ fragte Tusnelda ängstlich.

„Nein,“ erwiderte Herr Blechschmied, „das werde ich bleiben lassen.“

„Oder willst du den Welschen dem Arm der strafenden Gerechtigkeit übergeben?“

„Auch das nicht, liebe Schwester; ich habe einen andern Ausweg gefunden.“

„Nun, so laß hören, was du beabsichtigst, du bist der Herr im Hause und als Vater der betörten Tochter mußt du wissen, was du zu tun hast.“

„Es freut mich, dich so vernünftig reden zu hören,“ entgegnete Herr Blechschmied und öffnete die Tür. „Kommt herein, Kinder,“ rief er, und Carlo trat mit der freudestrahlenden Emma in das Zimmer.

„Hier, liebe Schwester,“ sagte Herr Blechschmied mit feierlicher Stimme, „hier stelle ich dir Herrn Signor Carlo Vicenzi als Bräutigam meiner Tochter Emma vor.“

Tante Tusnelda stand wie versteinert.

„Aber ums Himmels willen, Leberecht,“ stieß sie hervor; da flog ihr Emma an den Hals und erstickte ihre Worte durch Küsse.

Der kluge Meister aber zog seinen zukünftigen Schwiegersohn schnell aus der Stube und sprach draußen zu ihm: „Laß nur das Mädel machen. Sie wird am besten mit meiner Schwester fertig. Und, mein lieber Junge, mach dir nichts draus, wenn sie, meine Schwester nämlich, dich anfangs ein bißchen schief ansieht. Du weißt, sie hat ihre

Schrullen. Später wird sie noch deine beste Freundin, ich kenne sie. Daß du mir der liebste Schwiegersohn bist, den ich mir denken kann, das hab' ich dir schon vorhin gesagt, und an meinem Sohn, dem Doktor, der das Buch über die Trichinen geschrieben hat, bekommst du einen Schwager, der sich gewaschen hat."

* * *

Die Verlobung wurde vorläufig nicht publiziert, denn sobald es in Hackelburg bekannt geworden wäre, daß Fräulein Emma Blechschmied und der Italiener Brautleute seien, hätte letzterer nach der guten alten Sitte nicht länger unter einem Dach mit seiner Verlobten wohnen dürfen. Nun aber beabsichtigte Herr Blechschmied mit Carlo eine Reise nach Verona anzutreten, um mit dem Vater Antonio Vicenzi, der seine Zustimmung zu der Verbindung bereits auf telegraphischem Wege gegeben hatte, verschiedene wichtige Angelegenheiten ins reine zu bringen — und wegen der paar Tage, meinte Herr Blechschmied, verlohne es sich nicht der Mühe, daß Carlo ein anderes Quartier beziehe. Die Verlobung wurde also, wie gesagt, geheimgehalten.

Tante Tusnelda hielt sich wieder zurückgezogen. Gegen das Fait accompli konnte sie nichts mehr ausrichten und so ließ sie es denn bei einem energischen Protest, den ihr Bruder mit Gleichmut zur Kenntnis nahm, bewenden. Für ihr Epos wurde das Ereignis von Bedeutung, Tusnelda flocht nämlich in das Gedicht eine Episode, wie eine Nichte der Cheruskerfürstin zu dem römischen Centurio Titus in Liebe entbrennt und von diesem auf das schmählichste betrogen wird. Tusnelda suchte sich, wie Goethe, die fatale Geschichte aus dem Sinn zu schreiben.

Die bräutliche Stimmung der blonden Emma unterlassen wir zu schildern. Fröhlich wie eine Heidelerche und geschäftig wie eine Biene flog sie umher; es gab viel zu tun, denn der Vater, der selten über die Grenzen seines engern Vaterlandes hinausgekommen war, rüstete sich zu der bevorstehenden Reise wie zu einer Expedition nach Zentralafrika. Es gab Einkäufe aller Art zu machen, und da Tante Tusnelda prinzipiell keine Hand regte, so blieb die Sorge für Blechschmieds Reiseausstattung der Tochter allein überlassen. Auch ließ sich Emma noch in aller Eile photographieren, denn Carlo mußte doch dem Vater

seine Braut wenigstens im Bild zeigen können — kurzum, sie hatte alle Hände voll zu tun.

Eben jetzt war der neue Reisekoffer, den Emma selbst ausgesucht hatte, ins Haus gebracht worden, und Emma lief, um ihren Vater zu rufen, damit er das Stück begutachtete.

Ihr Weg führte sie am Zimmer ihres Verlobten vorüber, und da die Tür offen stand, so unterließ sie es nicht, einen Blick in das Innere zu werfen. Carlo war nicht anwesend. Auf dem Tisch lag ein Bogen Papier, offenbar ein angefangener Brief — und von verzeihlicher Neugier getrieben, schlich sich das Mädchen näher, um zu sehen, was und an wen Carlo schreibe. — —

Tusnelda stand vor ihrem Schreibtisch. Sie las mit lauter Stimme die Verse, die sie soeben zu Papier gebracht:

„Trauernd vernahm es Tusnelda, die Hehre,
Trat zu der törichten Tochter des Bruders,
Warnte vergebens mit warnender Stimme:
Wonne verwandelt sich öfter in Weh!"

und bei jedem Liedstab klopfte sie mit der Papierschere auf die Tischplatte.

Da wurde die Tür stürmisch aufgerissen, Emma stürzte herein und warf sich an den Busen der Dichterin.

„Ach, Tante!“ rief sie verzweiflungsvoll aus — „ach, Tante, hätte ich auf dich gehört! O, der Falsche, der Schändliche!“

„Ha!“ rief Tusnelda und faßte die Papierschere fester, „hat er die Maske endlich fallen lassen, der tückische Welsche? — Er hat ein Attentat auf deine Ehre versucht, er verfolgt dich? — Sprich, mein Kind. — Du bist bei Tusnelda, deiner Tante, und Tusnelda wird dich zu schützen wissen.“

Das Auge der Sprecherin flammte, ihre Gestalt wuchs um mehrere Zoll.

„Nein, Tante, das war's nicht. — O, ich kann's kaum sagen — der Verräter hat —“

„Was hat der Elende?“

„Eine zweite Geliebte!“ stieß Emma hervor und weinte, daß es einen Stein in der Erde hätte erbarmen müssen.

„O du Unglückliche!“ rief Tusnelda aus und strich dem zitternden Mädchen liebreich über die blonden Flechten. „Meine Ahnung hat mich nicht betrogen. Armes, armes Kind! — Aber woher ums Himmels willen kam dir die entsetzliche Kunde?“

„Ich habe die sichersten Beweise,“ schluchzte Emma.

Tante Tusnelda ging, aufs höchste erregt, im Zimmer auf und ab.

„Ha!" rief sie aus — „ich sehe sie mit dem geistigen Auge, die glutäugige Italienerin mit den schwarzen Locken, wie sie, die Mandoline im Arm, hingegossen auf eine Ottomane, unter der rebenumlaubten Veranda —"

„Hör auf, Tantchen, hör auf!" wimmerte Emma.

„Ich höre," fuhr Tusnelda fort, „ich höre ihr diabolisches Lachen, wenn der falsche Veronese ihr erzählt von dem blonden deutschen Mädchen, mit dem er sein Spiel getrieben — wenn er Vergleiche anstellt zwischen dir und seiner Bianca oder Laura —"

„Nonna heißt sie," stöhnte die arme Emma.

„So, also auch den Namen hast du erfahren? Gestehe, Kind, wie bist du hinter die Schliche des Nichtswürdigen gekommen?"

Unter Tränen sagte Emma aus, sie sei aus Neugierde in das offenstehende leere Zimmer ihres Verlobten getreten und habe daselbst einen angefangenen Brief vorgefunden.

„Die Überschrift," berichtete sie weiter, „lautete ‚Cara Nonna' und ‚cara' heißt auf Deutsch **‚teure'**,

dann folgten ein paar Zeilen, die ich nicht verstand, in der zweiten Zeile aber stand das Wort ‚Amore‘, das heißt auf Deutsch —“

„Liebe,“ ergänzte Tusnelda mit dumpfer Stimme. „Ja, es ist kein Zweifel mehr, der tückische Welsche hat dich schmählich hintergangen, aber du sollst gerochen werden, so wahr ich Tusnelda Blechschmied heiße! Warte hier, mein armes Kind, ich werde für dich handeln!“

Sie entfernte sich und kam gleich darauf mit dem Corpus delicti, dem Brief an die »Cara Nonna«, zurück.

„In einem Fall wie der vorliegende, ist mein Handeln gerechtfertigt,“ erklärte sie ihrer Nichte, die halb gebrochen in der Sofaecke lag.

„Was willst du tun?“ fragte Emma.

„Das wirst du gleich sehen,“ erwiderte Tusnelda.

Sie verließ abermals das Zimmer und kam nach einer Weile mit ihrem Bruder zurück. Es brauchte viel Zeit, bis Herr Blechschmied wußte, um was es sich handle; er war sehr bestürzt.

„Aber kann denn diese Person nicht am Ende eine Cousine sein oder etwas dergleichen?“ fragte er.

„Nein, nein,“ schluchzte Emma, „er hat mir mehr als einmal erzählt, daß er weder Schwestern noch Cousinen habe, es kann nur seine Geliebte sein. O, ich bin das unglückseligste Geschöpf auf Gottes Erdboden!“

„Das bist du,“ bestätigte Tante Tusnelda — „leider nicht ohne dein eigenes Verschulden. Doch Vorwürfe sind jetzt nicht am Platz. — Jetzt, Leberecht, ist es an dir, den verräterischen Welschen zu entlarven und zur Rechenschaft zu ziehen.“

Herr Blechschmied konnte das Ungeheuerliche noch nicht recht fassen. Sollte der Junge, den er so liebgewonnen, fast so lieb wie seinen Sohn, der das Buch über die Trichinen geschrieben hatte, — sollte Carlo wirklich so bodenlos schlecht sein? Nein, das traut er dem Jungen nicht zu, — aber Aufklärung muß er haben, Carlo soll sich gegen die Anklage verteidigen, und wenn er dies nicht kann, dann — dann weiß Herr Blechschmied nicht, was er dem Kerl antut. Er ballte die Fäuste und rollte die Augen.

„Carlo soll augenblicklich hierher kommen!“ befahl er, und Tusnelda ging, um den Verbrecher holen zu lassen.

Der junge Mann kam und machte ein sehr

verdutztes Gesicht, als er die strenge Miene des Geschwisterpaares und seine Braut in Tränen sah.

„Was ist denn geschehen?“ fragte er besorgt. „Meiner Emma ist doch nichts zugestoßen?“

„Hm,“ räusperte sich Herr Blechschmied, „zugestoßen ist ihr allerdings etwas.“ Er machte einen Schritt gegen Carlo, so daß er dicht vor ihm stand. „Hat der Herr Signor ein gutes Gewissen, so sehe Er mir einmal in die Augen, ohne zu zwinkern!“

Der ob dieses Ansuchens hoch erstaunte Carlo tat wie ihm geheißen.

„Das ist ein hartgesottener Sünder,“ dachte Tusnelda.

„Er hat eine Geliebte!“ donnerte Herr Blechschmied.

Carlo wandte sein Gesicht nach Emma.

„Diese meine ich nicht,“ fuhr der Meister fort. „Er hat noch eine zweite, eine Italienerin, mit der Er fortwährend in Korrespondenz steht. — Nur nicht geleugnet! Wir wissen alles!“

„Aber, verehrter Herr Blechschmied, wie kommen Sie auf diesen Gedanken?“

„Tusnelda,“ herrschte der Meister, „tritt vor und sage es ihm ins Gesicht!“

Tusnelda richtete sich in ihrer ganzen Größe auf; majestätischer konnte die Cheruskerfürstin nicht ausgesehen haben.

„Wollen Sie es in Abrede stellen," rief sie, „daß zwischen Ihnen und einer jungen Dame, einer Italienerin, ein Verhältnis besteht? Soll ich Ihnen den Beweis liefern?"

„Den möchte ich allerdings sehen," entgegnete Carlo.

„Wohlan, hier ist er!" sprach Tusnelda und reichte dem Missetäter den verhängnisvollen Brief hin. „Werden Sie auch jetzt noch leugnen?"

Carlo griff hastig nach dem dargereichten Blatt, warf einen Blick auf dasselbe und lachte laut auf.

„O Gott, er ist wahnsinnig geworden!" schrie Emma, „o der Bejammernswerte!"

Die Geschwister standen erstarrt.

Noch immer lachend wandte sich Carlo, Herr Blechschmied aber stellte sich breitspurig vor den Ausgang.

„Hoho, Herr Signor," rief er mit zorniger Stimme, „aus dem Ausreißen wird nichts — dageblieben und Rede gestanden!"

Carlo schien auch gar nicht an Flucht zu denken; er schritt nach der Wand, wo sich ein Büchergestell

befand, nahm einen Band heraus und fing an darin zu blättern. Mit sprachlosem Erstaunen sahen die drei Personen dem Gebaren des jungen Mannes zu und auch in Herrn Blechschmied stieg der Gedanke auf, der Italiener habe plötzlich den Verstand verloren. Jetzt schien Carlo gefunden zu haben, was er suchte. Er trat auf Tusnelda zu und reichte ihr ein aufgeschlagenes Buch; es war das italienische Diktionär.

„Bitte, mein Fräulein, lesen Sie dies," sagte er und deutete mit dem Finger auf eine Stelle.

Verwundert empfing Tante Tusnelda das Buch und las: »Nonna = Avola, f., Großmutter."

„Also an deine Großmutter ist der Brief gerichtet, mein Junge?" schrie Herr Blechschmied.

„Ja, an meine liebe, alte Großmutter," bestätigte Carlo, „der ich mein Glück mitteilen wollte."

In seiner Freude packte der Meister den jungen Mann an den Schultern und schüttelte ihn wie einen Zwetschgenbaum.

„Ihr aber," wandte er sich zu Schwester und Tochter, „seid zwei Gä—"

Ein Hustenanfall des gefälligen Schwiegersohnes verhinderte die Damen, den ihnen verliehenen Ehrentitel zu vernehmen.

Tusnelda stand ein paar Augenblicke lang da wie ein Steinbild, dann warf sie das Wörterbuch auf den Tisch und rauschte mit einem wütenden Blick auf die Zurückbleibenden aus dem Zimmer. Emma aber näherte sich mit gesenktem Kopf ihrem Verlobten und fragte leise: „Carlo, mein geliebter Carlo, bist du mir böse?"

„Nicht länger blieben sie stehen,
Das eine vom andern fern.
Was weiter nun geschehen,
Das wüßtet ihr wohl gern?

Und wollt' es ein Mädchen wissen,
Dem tät' ich's plötzlich kund,
Dürft' ich sie umfahn und küssen
Auf den rosenroten Mund."

*
* *

Der geneigte Leser erinnert sich noch an das über dem Tore des „goldenen Hackmessers" angebrachte Schild, auf welches wir ihn beim Beginn unserer Wurstgeschichte aufmerksam machten. Zu Verona an einem Hause der Via Montebello hängt das Schwesterschild, doch nimmt auf diesem der Name des Signor Carlo Vicenzi den ersten, der des Herrn Leberecht Blechschmied den zweiten Platz ein.

Die Fusion der beiden Geschäfte fand gleichzeitig mit der Hochzeit des jungen Paares statt und dem Brautvater fiel, als die neue Firmatafel aufgehißt wurde, ein zentnerschwerer Stein vom Herzen; jetzt erst durfte er, ohne Gewissensbisse zu verspüren, sagen, daß aus seinem Geschäft echte und gerechte Salami hervorgehen.

Am Tage nach der Trauung folgte Emma ihrem Gatten nach Italien, und wenn wir, von unserer Kunst als Erzähler Gebrauch machend, uns in diesem Augenblick in das Haus des Signor Carlo versetzen, so finden wir dort in einem kühlen Zimmer ein junges, rundliches Weibchen mit dicken, blonden Flechten, und eine alte Frau mit schneeweißen Haaren, welch letztere einen kleinen dicken Buben liebkost. Das ist die Nonna, welche einst ohne ihr Verschulden der jungen Frau eine fürchterliche Stunde bereitete. Der Knabe heißt Hermann oder, wie er in der Familie genannt wird, Arminio. Tante Tusnelda hat diese Bedingung gestellt, als sie bei dem Erstgeborenen ihrer Nichte Patenstelle vertrat.

Es ist nämlich eingetroffen, was Herr Blechschmied vorausgesagt hatte; seine Schwester hat

mit Carlo Frieden geschlossen. Die musterhafte Aufführung des jungen Ehemannes und die zarte Aufmerksamkeit, die er seiner Gegnerin erwies, hatten wohl Anteil an dem Umschwung in ihrer Gesinnung, es kamen aber auch noch andere Motive hinzu.

Das Epos „Tusnelda" war endlich fertig geworden und, da kein Buchhändler Verständnis für diese Perle nationaler Dichtung zeigte, im Selbstverlag der Verfasserin erschienen. Die Kritik aber — doch schweigen wir von dieser unerquicklichen Angelegenheit — es sei nur so viel gesagt, daß Tusnelda mit der Bitterkeit eines verkannten Genies ihre Leier an den Nagel hing und ihre germanischen Studien plötzlich aufgab. Dem Vegetarianismus hatte sie schon zuvor entsagt, da ihre Taille trotz der magern Kost von Tag zu Tag an Umfang zunahm. Sie, Tusnelda nämlich, ist jetzt eine enthusiasmierte Verehrerin Schliemanns und hat kürzlich mehrere höchst beachtenswerte Aufsätze über den Schatz des Priamus im Hackelburger Tageblatt veröffentlicht. Auch eine Sammlung von Altertümern aller Art hat sie angelegt, und als ihr eine Einladung des Signor Carlo die Aussicht eröffnete, auf dem klassischen

Boden Italiens ihre archäologischen Kenntnisse zu erweitern, so sagte sie zu und beglückte das junge Paar mit ihrem Besuch. In Verona schwand der letzte Rest des Vorurteils, welches sie gegen die Welschen im allgemeinen und Signor Carlo im besondern gehegt hatte, und sie blieb bei ihrer Nichte, bis diese eines Knaben genas.

Den Umstand, daß man ihrem Wunsche nachkam und dem Kleinen den Namen Hermanns des Cheruskerfürsten gab, betrachtete sie als einen glänzenden Sieg. Nach der Taufe (Tusnelda konnte das Kindergeschrei nicht gut vertragen) reiste sie mit zerbrochenen Krügen, Marmorbruchstücken und Münzen reich beladen wieder in ihre Heimat, nicht ohne ihrer Nichte das Versprechen abzunehmen, daß sie das zweite Kind, falls es ein Mädchen sei, Tusnelda nennen wolle.

Im „goldenen Hackmesser", welches nach der Abreise des jungen Paares einigermaßen verödet war, geht es jetzt wieder laut her, denn der junge Blechschmied, der das Buch über die Trichinen geschrieben hat, wohnt mit seiner Frau und zwei Kindern darin. Der älteste Junge ist präsumtiver Nachfolger seines Großvaters, dessen Kräfte noch so jugendlich frisch sind, daß er nicht daran zweifelt,

so lange das Regiment im „Hackmesser" führen zu können, bis der Enkel sein Meisterstück gemacht hat.

Eine besondere Genugtuung gewährt es Herrn Blechschmied, obwohl er nicht schadenfroh ist, daß die Metzgerei „zur Stadt Cincinnati" eingegangen ist. Der Gründer derselben hat unglücklich an der Börse spekuliert und lebt jetzt von dem Ertrag einer Frühstücksstube, in welcher — o Ironie des Schicksals! — Wurst aus dem „Hackmesser" zu haben ist.

Wenn der geneigte Leser einmal nach Hackelburg kommen sollte, so möge er nicht versäumen, jenes Restaurant zu besuchen; er wird sich alsdann von der Vortrefflichkeit der Blechschmiedschen Fabrikate und der buchstäblichen Wahrheit unserer Wurstgeschichte überzeugen können, denn letztere lebt in aller Hackelburger Gedächtnis.

Einbein



Über baumartiges, mit tausend und abertausend weißen Blütenglöckchen bedecktes Heidekraut erheben sich die uralten, riesigen Stämme, und ihre dunklen Schirme schwanken leise im Wind, der kühlend und labend von der nahen See herüberstreicht. Die Pinien von San-Rosore rauschen dasselbe Lied wie die Edeltannen des Thüringerwaldes, — das hohe Lied von der Waldeinsamkeit.

Waldeinsamkeit! Keine Sprache besitzt ein Wort, welches alle Wonne des Waldes in vier Silben einschließt.

Waldeinsamkeit — das klingt wie Vogelgesang und Quellenrauschen.

Sei mir gegrüßt, Waldeinsamkeit, und laß mich träumen in deinem Reich, träumen von meiner tannenumrauschten Heimat im Norden!

Sieh da, Rotkehlchen, du Liebling der Thüringer Kinder, bist du gekommen, meinen schweifenden Gedanken eine bestimmte Richtung zu geben? Willst du mich erinnern an längst Vergangenes,

halb Vergessenes? Schau mich nicht so ängstlich an mit deinen großen Augen, hier läufst du nicht Gefahr, erdrosselt, gebraten und zur Polenta verzehrt zu werden; der sonnverbrannte Vagabund, der da im Moos liegt, ist unter Leuten aufgewachsen, welche die Tötung eines Singvogels zu den Verbrechen zählen — und nun gar eines Rotbrüstchens!

Das Rotkehlchen ist ein heiliger Vogel wie die Schwalbe. Wenn es einen Erschlagenen im Wald findet, so trägt es ihm Blumen auf das Angesicht, bis es ganz verdeckt ist, und wer ein Rotkehlchen umbringt, der hat kein Glück in der Welt.

So erzählte mir die arme Marie, die Tochter des alten Klaus, und die wußte es, denn sie war im Wald aufgewachsen, und der Vater betrieb neben allerlei Künsten auch die eines Vogelstellers.

Der alte Klaus wohnte in einem kleinen Häuschen vor dem Dorfe, in welchem ich meine sonnige Kindheit verlebte, und wir waren gute Freunde, trotzdem daß er ein „verschrieener" Mann war, dem die Leute gern aus dem Weg gingen.

Auch ich hatte immer eine gewisse Scheu vor dem alten Wilderer gehabt, denn ein solcher war er ehemals gewesen, und überdies ging im Dorf

die Rede, er könne mehr als Brot essen. Aber von der Zeit an, da ihn mein Vater, der Landarzt war, an einem Beinbruch behandelte, bei welcher Gelegenheit ich zum erstenmal zu ihm ins Haus kam, war er mir zugetan wie ich ihm, und trotz des mütterlichen Verbotes war ich ein fast täglicher Gast in dem Hause des alten Klaus.

Der Magnet, der mich dahin zog, war ein Rotkehlchen, — ein Rotkehlchen, wie es kein zweites unter der Sonne gab. Abgesehen von seiner Stimme und seiner fast menschlichen Klugheit war es noch dadurch merkwürdig, daß es nur ein Bein besaß; das andere hatte es bei dem räuberischen Überfall einer Katze eingebüßt, aber der geschickte Klaus hatte ihm den Verlust durch einen Federkiel ersetzt, mit dem es herumhumpelte, wie ein alter Invalide mit seinem Stelzfuß.

Als mein Vater an dem Vogelsteller die Kur zu beiderseitiger Zufriedenheit vollendet hatte und letzterer nach seiner Schuldigkeit fragte, sagte mein Vater scherzend: „Gebt mir das Rotkehlchen.“ Aber der alte Klaus erklärte, lieber wolle er sein Haus und alle seine Habseligkeiten hergeben als sein Einbein, und mein Vater mußte mit leerer Hand abziehen. Klaus zeigte sich übrigens für die Be-

handlung seines Fußes doch erkenntlich, indem er mir, nicht eben zur Freude meiner Mutter, ein Eichhörnchen verehrte — aber alle Eichhörnchen des Thüringerwaldes hätte ich um das einbeinige Rotkehlchen gegeben, und seit jener Zeit zog es mich nach dem Haus des Vogelstellers, wie es ein Gespenst nach dem Ort zieht, wo es bei Lebzeiten einen Schatz vergraben hat.

Beim alten Klaus gab es aber auch noch andere Merkwürdigkeiten als das einbeinige Rotkehlchen. Er war ein Tausendkünstler, er verfertigte alle möglichen Geräte aus Holz, dazu Fleckseife, Klettenwurzel- und Spinnenöl, Kitt, Laxierpillen und Schnupftabak aus Maiglöckchen; der war gut gegen Kopfschmerzen. Wurde dann in der Stadt Jahrmarkt abgehalten, so zog er dahin und bot seinen Kram feil, und seitdem ich ihn einmal bei einem Besuche des Marktes hinter seinem Tischchen hatte stehen sehen, wie er mit schnarrender Stimme seine Sachen den Bauern anpries, war mein Respekt vor dem alten Klaus ein ganz gewaltiger geworden.

Er war meist einsilbig, wenn ich ihn in seiner Behausung aufsuchte, duldete es aber gern, daß ich ihm bei seiner Beschäftigung zusah, und be-

antwortete meine kindischen Fragen mit großer Bereitwilligkeit.

Gesprächiger war die Marie, seine Tochter. Sie trug sich halb städtisch, halb ländlich und war fast immer mit Weißnäherei beschäftigt. Als ich die Bekanntschaft ihres Vaters machte, war sie bereits seit einem Jahre aus der Schule, also ungefähr fünfzehn Jahre alt. Ob sie schön war, weiß ich nicht; ich zählte damals erst fünf Jahre. Sie muß es aber wohl gewesen sein, denn sonst wäre es vielleicht anders gekommen als es kam.

Dieses Mädchen war es, welches mich in die Geheimnisse der Vogelwelt einweihte. Stundenlang saß ich neben ihr auf einem Bänkchen und ließ mir erzählen vom Schwarzspecht, der eigentlich eine verwunschene Frau Gertrud ist, von dem geizigen Bäckerknecht, der am Brot der Armen knauserte und dafür in einen Kuckuck verwandelt wurde, und von den Kreuzschnäbeln, die sich die Schnäbel krumm bogen, als sie die Nägel aus dem Kreuz des Heilands zu ziehen versuchten. Sie lehrte mich auch die Vogelsprache verstehen, und bald hörte ich so gut wie sie und der alte Klaus, was die Vögel sangen.

„Mädel, Mädel, wie blüht's!" rief ganz deut-

lich der Golmer (Goldammer) im Frühling, und zur Erntezeit zwitscherte er: „Wenn ich ein' Sichel hätt', Sichel hätt', wollt' ich mit schnied'!" „Bück den Rück'!" oder „Schmeckt der Weck?" sagte die Wachtel im Kornfeld, und der Edelfink sang: „Fritz, Fritz, Fritz, wir wollen zum Wein gehn!"

Auch schaurige Geheimnisse wurden mir kundgetan. Eines Abends, als ich neben Klaus saß, schrie im Wald der Kauz, und der Vogelsteller sagte zu mir: „Gib acht, in ein paar Tagen stirbt die alte Müllerin, erzähl's aber keiner Menschenseele." Und richtig, wenige Tage später war die alte Müllerin tot. Damals erfuhr ich auch, daß das Rotkehlchen einem, der erschlagen im Walde liegt, das Gesicht mit Blüten zudeckt und daß, wenn der Hausherr stirbt, auch alle Stubenvögel verenden, so man es unterläßt, ihnen den Tod des Hausherrn anzusagen.

Gruselig war solches anzuhören, aber wunderschön.

Ich hatte den alten Mann ordentlich ins Herz geschlossen, und was die Marie, seine Tochter, betrifft, so will es mich jetzt bedünken, als sei sie meine erste Liebe gewesen.

So verstrichen Sommer, Herbst und Winter.

Der Schnee schmolz, die Zugvögel kehrten wieder, das einbeinige Rotkehlchen sang sein Frühlingslied schöner denn je, und ich vergoß in der Dorfschule über den fünf Vokalen a, e, i, o, u manche heiße Träne.

Da kam ein Fremder in das Dorf, und da mein elterliches Haus nächst der Pfarre das wohnlichste war, so mietete er sich in demselben ein, und ich und er wurden gleich am ersten Tag gute Freunde.

Er hieß Vaillant, was die Bauern und auch ich Feilant aussprachen, und war ein lustiger Herr, den jedermann gut leiden konnte.

Unter seinen Effekten, bei deren Auspacken ich ihm selbstverständlich hilfreich zur Hand ging, war auch ein schwarzer Stock, den man auseinanderziehen konnte, so daß er lang wurde wie eine Bohnenstange. Welchen Zweck er hatte, das zeigte sich schon am nächstfolgenden Tage, wo ich den Herrn Feilant nach dem Ellerbach führen mußte. Dort befestigte Herr Feilant an dem dünnen Ende des Stockes eine Angelschnur, ich mußte unter den Steinen Würmer hervorkratzen, und dann wurden Forellen gefischt.

Das war wieder etwas Neues. Die alte

Margret, unsere Magd, erhob zwar ihre Warnerstimme und meinte:

„Fischfang und Vogelfang
Ist aller Laster Anfang,“

aber ich schlug die gute Lehre in den Wind und begann nunmehr auch Fischstudien zu treiben. Die Vogelstudien wurden übrigens, obwohl sie der Schulunterricht und das Forellenangeln bedeutend einschränkten, nicht aufgegeben, ja es gelang mir sogar, meinen neuen Freund, Herrn Feilant, für die Vogelwelt zu interessieren.

Ich führte ihn beim alten Klaus ein, und bald hatte dieser alle Hände voll zu tun, für Herrn Feilant Vögel und Käfige zu besorgen. Mir war dies aus zwei Gründen lieb, denn erstens freute ich mich, daß der arme alte Klaus einen guten Verdienst bekam (Herr Feilant zahlte nämlich ohne zu handeln jeden Preis) und zweitens hegte ich den Hintergedanken, es dürfe vielleicht dem Fremden gelingen, den Einbein zu erhandeln, dann wäre der wunderbare Vogel doch wenigstens unter einem Dach mit mir gewesen.

So verstrich der Frühling und ein Teil des Sommers. Die Dorfschule wurde geschlossen und ich faßte den löblichen Entschluß, das verhaßte

Abc so schnell als möglich zu vergessen, um bei Klaus und seiner Marie meine unterbrochenen Studien wieder aufzunehmen. So rannte ich denn gleich am ersten Tag der Vakanz nach dem Haus des Vogelstellers und stürzte mit Jubel zur Tür hinein.

Marie war allein in der Stube, sie saß wie gewöhnlich am Fenster und nähte. Freundlich hieß sie mich willkommen, aber zum Erzählen schien sie keine Lust zu haben; sie stand auch bald auf und begab sich in die Küche. So unterhielt ich mich denn auf eigene Faust, besichtigte die Schnitzereien des alten Klaus, die Vögel in den Käfigen und neckte den Einbein mit einem Mehlwurm, bis ich des Spiels überdrüssig mich nach einer andern Beschäftigung umsah. Im Nähkörbchen der Marie gab es zuweilen bunte Läppchen, die ich meiner kleinen Schwester mitzubringen pflegte; ich machte mich also über den Korb her und wühlte ihn um.

Auf einmal kam mir eine glänzende Kette unter die Finger. Ich zog sie hervor und betrachtete sie neugierig. Meine Mutter hatte eine ähnliche, und wenn man an dem runden Ding, welches daran hing, drückte, ging es auf wie eine Uhr, und innewendig war eine Haarlocke meines

verstorbenen Bruders. Ähnliches war vielleicht auch hier der Fall. Ich drückte auf die Feder des Medaillons und es ging auf. Aber es lag keine Haarlocke darin, sondern das wohlgetroffene Bild des Herrn Feilant sah mir entgegen.

In diesem Augenblick trat Marie in die Stube.

„Unnützer Junge!“ rief sie zornig, riß mir die Kette aus der Hand und schlug mich derb auf die Finger.

So etwas war mir in diesem Haus noch nicht widerfahren.

„Wart, Marie, das sag' ich meinem Vater!“ rief ich heulend und lief nach der Tür.

Aber das Mädchen hielt mich zurück und suchte mich zu beschwichtigen.

„Es war nicht bös gemeint — geh, laß das Weinen — komm, ich erzähl' dir was, ich erzähl' dir von der Schlangenkönigin mit dem goldnen Krönle — —“

Aber ich wollte nichts hören. „Du hast mich geschlagen, das lasse ich mir nicht antun, das sag' ich meinem Vater.“

„Sei still,“ mahnte Marie, „sei still um Gottes willen — ich schenk' dir, was du willst, wenn du nichts verrätst.“

Ich trocknete meine Tränen.

„Schenkst du mir den Einbein?“ fragte ich.

„Was, den Einbein? Nun ja, in Gottes Namen. Aber du darfst keinem Menschen verraten, was geschehen ist.“

Um den Preis des Rotkehlchens mit dem Stelzfuß wäre mir meiner Seele Seligkeit feil gewesen; ich versprach mit dem landesüblichen Schwur „wahrlich, wahrhaftig“ das tiefste Stillschweigen. Dann ward der Einbein gefangen und wenige Minuten später trug ich ihn, zitternd vor Freude und Angst, im Schnupftuch davon.

Glücklich gelangte ich mit meiner Beute nach Hause, und da ich mich nicht getraute, das Rotkehlchen meinen Eltern zu zeigen, so verbarg ich es in dem hintersten Winkel einer Bodenkammer, welche nur selten betreten wurde.

Mehrmals des Tages, wenn ich mich unbelauscht glaubte, schlich ich zu meinem Vogel wie ein Geizhals zu seinem Geldkasten, aber ich wurde meines Besitzes nicht froh; der Vorwurf, den armen alten Klaus seines Lieblings beraubt zu haben, lastete schwer auf meinem Gewissen.

Um Abend desselben Tages, da ich den Ein-

bein entführt hatte, gab es im Dorf ein Laufen und Rennen, als ob Feuer ausgebrochen sei. Natürlich blieb ich nicht daheim, sondern schloß mich den übrigen an. Vor dem Haus des Vogelstellers, wohin die Leute strömten, stand ein Trupp Weiber schreiend und wehklagend.

„Er bringt sie um, er schlägt sie tot," schrieen sie durcheinander.

Drinnen hörte man den alten Klaus toben und dazwischen die arme Marie wimmern und um Hilfe rufen.

Ein paar Männer faßten sich endlich ein Herz und drangen in das Haus. Gleich darauf kam Marie herausgestürzt; ihr Haar war zerrauft und ihr Gesicht mit Blut bedeckt. Die Frauen umringten sie und führten sie weg. Klaus aber schrie und raste noch fort, bis der Herr Pfarrer kam und ins Haus ging, dann wurde es ruhig.

Ich sah und hörte das alles mit an mehr tot als lebendig. „Daran bin ich schuld," dachte ich, „weil ich den Einbein genommen habe," und zitternd eilte ich nach Hause mit dem festen Vorsatz, den Unglücksvogel morgen zurückzubringen.

Zu Hause traf ich die Eltern in großer Verstimmung. Sie sprachen leise miteinander und

Gegenstand des Gespräches schien Herr Feilant, unser Mietsmann, zu sein. Von meinem Gewissen gedrückt, wagte ich endlich die schüchterne Frage: „Warum hat denn wohl der Klaus seine Marie blutig geschlagen?" erhielt aber den Bescheid: „Kinder brauchen nicht alles zu wissen."

Am folgenden Morgen trat ich, den Vogel im Tuch, den schweren Gang zum Haus des Vogelstellers an. Mit Herzklopfen klinkte ich die Tür auf und blickte in die Stube.

Klaus war allein darin, er saß auf der Ofenbank und hielt die Hände vors Gesicht.

„Klaus," sagte ich, „hier bringe ich den Einbein wieder, aber nun sei nicht mehr auf die arme Marie bös."

Der Alte sah mich an, nickte und schwieg.

„Hier ist der Einbein," fuhr ich fort, löste die Zipfel des Tuches und ließ das Rotkehlchen auf den Boden hüpfen. „Bist du noch immer bös, Klaus?" fragte ich und die Tränen traten mir in die Augen.

Klaus schüttelte schweigend den Kopf.

Es wurde mir unheimlich zu Mute und ich ging meiner Wege, froh, des Vogels ledig zu sein.

Als ich heimkam, standen gepackte Koffer in

der Hausflur, und man sagte mir, Herr Feilant werde morgen früh abreisen.

Aber er reiste nicht ab.

Abends, als wir beim Nachtmahl saßen, kam der Flurschütz zu meinem Vater und sagte ihm etwas ins Ohr. Er stand rasch auf und ging mit dem Boten davon, ich natürlich hinterdrein. Wieder wie am gestrigen Abend war das ganze Dorf auf den Beinen, diesmal aber ging es nicht nach dem Haus des alten Klaus, sondern nach dem Brand, das war eine Lichtung im Gemeindewald.

Dort auf dem Moos lang ausgestreckt lag der leblose Körper des Herrn Feilant. Er hatte den Mund offen und seine starren Augen glänzten schauerlich im Licht der Laternen.

Die Rotkehlchen hatten ihm keine Blumen aufs Antlitz gestreut.

Mein Vater kniete an der Leiche nieder und begann seine Untersuchung; nach einer Weile sagte er: „Er ist durchs Herz geschossen."

Darauf setzte sich die Menge wie auf ein Kommando wieder in Bewegung, nur ein paar Männer blieben bei dem Toten zurück. Diesmal ging es nach dem Hause des Vogelstellers.

Vor der Tür angekommen, zog der Flurschütz seinen rostigen Säbel, dann traten er, der Schultheiß, mein Vater und noch ein paar Männer in das Haus hinein. Die übrigen mußten zurückbleiben, ich aber schlüpfte durch das Gedränge und betrat hinter meinem Vater die Stube.

Der alte Klaus saß am Tisch, auf welchem etwas mit Kreide geschrieben stand; sein Haupt war nach vorn gesunken, und auf dem Boden war eine große Blutlache.

Mein Vater hob ihm den Kopf empor und sagte: „Tot." Dann las er die Worte, die auf den Tisch geschrieben waren; sie lauteten: „Ich habe ihn erschossen. Gott sei meiner armen Seele gnädig."

Die Männer redeten mancherlei, was ich nicht verstand. Überhaupt begriff ich das wenigste von dem, was ich gesehen. Der Anblick der beiden Leichen, der die Männer erbleichen machte, hatte nicht erschreckend, sondern betäubend auf mich gewirkt. Es war mir zu Mute, als ob ich einen Traum träume, einen grausig schönen Traum. Aber mitten aus meiner Betäubung heraus gedachte ich des Rotkehlchens. Richtig, dort hockte es in der Fensterecke, wo es Abends gewöhnlich saß, und machte große Augen.

„Jetzt darfst du es nehmen," sagte ich mir; „der alte Klaus ist ja tot und Marie hat es mir ohnedies schon einmal geschenkt." Es ließ sich ruhig aufnehmen, und ich hatte es bereits in mein Tuch praktiziert, als mein Vater, der bisher bei der Leiche beschäftigt gewesen, meiner ansichtig wurde.

Er fuhr mich hart an und hieß mich nach Hause gehen. Gerne befolgte ich sein Gebot, denn ich hatte ja meinen Einbein wieder und jetzt durfte ich ihn mit gutem Gewissen behalten.

Ich schlief nach den schrecklichen Ereignissen einen tiefen, gesunden Schlaf, und als ich am andern Morgen erwachte, war es mir, als ob das blutige Schauerstück von gestern sich schon vor langen Jahren abgespielt habe.

An meinem Einbein aber erlebte ich wenig Freude; er starb trotz des ausgesuchten Futters, das ich ihm bot, schon nach drei Tagen. Ich hatte vergessen, ihm den Tod seines Herrn anzusagen.

Marie, die Tochter des alten Klaus, sah ich zwei Jahre später wieder, als mich meine Mutter in die Stadt auf eine Schule brachte. Sie trug ein blauseidenes Kleid und einen Hut mit einer langen weißen Feder.

Ich rief sie bei Namen, und sie drehte sich auch nach mir um; aber als sie mich und meine Mutter sah, wandte sie den Kopf und ging schnell weiter.

Das ist die Geschichte von dem alten Klaus, seiner Tochter Marie und dem Rotkehlchen Einbein, die sich vor mehr als einem Vierteljahrhundert in einem thüringischen Dorf zugetragen hat, so wie ich sie erzählte.

Wie die Begebenheit vergessen ist von den Bewohnern des Dorfes, so war sie vergessen von mir. Aber wenn man im Wald liegt und zu den flüsternden Baumwipfeln emporschaut, dann entrollen sich dem träumenden Auge alte Bilder aus den Kinderjahren, und die Weisen, die man uns an der Wiege sang, klingen leise durch unser Gemüt.



Druck der
Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart



